

Predigten von  
H.H. Prof. Dr. Georg May

2006

Herausgegeben von Hartwig Groll

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

## Der Mensch auf seinem Weg

- (1) Über Sein und Sollen des Menschen (15.01.2006) .....4
- (2) Über das Gewissen (22.01.2006) .....7
- (3) Über den freien Willen (29.01.2006) ..... 10

## Die Sakramente – Zeichen und Verpflichtung

- (1) Über das Sakrament der Taufe (05.02.2006) ..... 14
- (2) Über die Kraft der göttlichen Gnade (12.02.2006) ..... 17
- (3) Über die heiligste Eucharistie (19.02.2006) ..... 20
- (4) Über die heilige Kommunion (26.02.2006) ..... 24
- (5) Über die heilige Firmung (05.03.2006) ..... 28

## Gottes Macht und Größe

- (1) Über die Zehn Gebote (12.03.2006) ..... 32
- (2) Über Natur und Gnade (19.03.2006) ..... 35
- (3) Über die rechte Frömmigkeit (26.03.2006) ..... 38
- (4) Über die Tugend des Glaubens (02.04.2006) ..... 42
  - Ostern – zentrale Mitte des Glaubens (16.04.2006) ..... 46*
  - Auf dem Weg zum Osterglauben (17.04.2006) ..... 49*
- (5) Über die Tugend der Hoffnung (23.04.2006) ..... 52
- (6) Über die Tugend der Liebe (30.04.2006) ..... 55
- (7) Über die Pflicht, zu beten (07.05.2006) ..... 59
- (8) Über die Formen des Betens (14.05.2006) ..... 63
- (9) Über die Pflicht der Gottesverehrung (21.05.2006) ..... 67
  - Die Bedeutung der Himmelfahrt für uns (1) (25.05.2006) ..... 71*
  - Die Bedeutung der Himmelfahrt für uns (2) (28.05.2006) ..... 74*
  - Gottes Geist – Zeugnis der Wahrheit (Pfingstsonntag, 04.06.2006) ..... 76*
  - Gottes Geist – Früchte des Geistes (Pfingstmontag, 05.06.2006) ..... 79*
- (10) Über die Pflicht der Sonntagsheiligung (11.06.2006) ..... 81
- (11) Über gottgefällige Opfer (18.06.2006) ..... 84
- (12) Über das fortdauernde Kreuzesopfer (25.06.2006) ..... 87

## Die heilige Eucharistie

- (1) Über die Vormesse (02.07.2006) ..... 91
- (2) Über die Opfermesse (09.07.2006) ..... 95

<i>Gott und den Nächsten lieben (16.07.2006)</i> .....	99
<i>Besondere Aspekte der Nächstenliebe (23.07.2006)</i> .....	103
<i>Das hohe Gut des Lebens (30.07.2006)</i> .....	107
<i>Das Geschenk des übernatürlichen Lebens (06.08.2006)</i> .....	110
<i>Gott verherrlichen im Leibe (13.08.2006)</i> .....	113
<i>Den Leib in Ehrfurcht rein bewahren (20.08.2006)</i> .....	117
<i>Das Recht des Menschen auf Eigentum (27.08.2006)</i> .....	120
<i>Von der Pflicht zur Wahrhaftigkeit (03.09.2006)</i> .....	123
<i>Von der Bedeutung der menschlichen Ehre (01.10.2006)</i> .....	126

## **Leben in christlicher Gemeinschaft**

(1) Über den Wert der christlichen Ehe (08.10.2006) .....	129
(2) Über die Voraussetzungen zur Ehe (15.10.2006) .....	133
(3) Über das christliche Familienleben (22.10.2006) .....	136
(4) Über die Gemeinschaft von Staat und Volk (29.10.2006) .....	140
<i>Über das irdische Leben der Heiligen (Allerheiligen, 01.11.2006)</i> .....	144
<i>Über das himmlische Leben der Heiligen (05.11.2006)</i> .....	147
(5) Über die streitende Kirche (12.11.2006) .....	149
(6) Über die Pflichten gegen sich selbst (19.11.2006) .....	152
(7) Glück und Segen der menschlichen Arbeit (26.11.2006) .....	155
<i>Opfer und Leid im Leben des Christen (03.12.2006)</i> .....	158
<i>Das Wesen der christlichen Freude (10.12.2006)</i> .....	161
<i>Die Versuchung im Leben des Christen (17.12.2006)</i> .....	164
<i>Von der Bosheit der schweren Sünde (24.12.2006)</i> .....	168
<i>Heute ist euch der Heiland geboren (Weihnachten, 25.12.2006)</i> .....	170
<i>Ehre Gottes und Anbetung des göttlichen Kindes (Weihnachten, 26.12.2006)</i> .....	174
<i>Das Spiel des Lebens (01.01.2007)</i> .....	177
<i>Die Herrlichkeit Gottes in der Welt (06.01.2007)</i> .....	180

Prof. Dr. Georg May

Der Mensch auf seinem Weg (1)  
(Über Sein und Sollen des Menschen)

15.01.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Entscheidende, was der Mensch in seinem Leben erkennen muss, ist Gott und sein Wesen und ist der Mensch und sein Ziel. Wir haben an vielen vergangenen Sonntagen über Gottes Wesen und Wirken nachgedacht. Wir wenden uns jetzt dem Menschen zu und fragen: Was ist der Mensch und was soll der Mensch? Das sind die beiden entscheidenden Fragen: Was ist der Mensch, und was soll der Mensch? Die Antworten, die wir auf dem Markt der Meinungen hören, sind sehr verschieden. In der Hauptsache lassen sie sich unter zwei Kategorien zusammenfassen. Die eine Kategorie ist die materialistische, die andere ist die existenzphilosophische. Die materialistische Kategorie sagt vom Menschen: Der Mensch ist das, was er isst. Das heißt: Er ist ein Produkt seiner physischen und ökonomischen Verhältnisse. So, wie die Umwelt ist, so wird der Mensch geformt; er ist total determiniert, bestimmt. Eine Freiheit gibt es nicht. Wenn man ihn ändern will, muss man die Verhältnisse ändern. Die existenzphilosophische Erklärung ist anderer Art. Sie geht davon aus, dass der Mensch eine undeterminierte Möglichkeit ist. Er verwirklicht sich im Entwurf seiner selbst, im Zugehen auf das Absurde, auf das Sinnlose, denn Gott ist ja tot nach der Existenzphilosophie. Und indem er seinen eigenen gewählten Entwurf verwirklicht, entsteht der Mensch erst eigentlich.

Diese beiden Auffassungen sind weit, weit in unser Volk abgesunken, und sie zeigen ihre verhängnisvolle Wirkung. Der Mensch, der sich total determiniert sieht, meint, er brauche sich nicht zu verantworten, es gebe keine Instanz, vor der er sich verantworten müsse. Ein solcher Mann war Adolf Hitler. Als die Katastrophe von Stalingrad geschah, also im Februar 1943, da sagte er: „Stalingrad verantworte ich allein.“ Ja, meine lieben Freunde, wie kann man etwas verantworten, wenn man keine Instanz über sich gelten lässt? Verantwortung besagt doch immer, dass man vor jemandem Rechenschaft legen muss. Wenn aber niemand da ist, der die Rechenschaft fordert und annimmt, dann gibt es auch keine Verantwortung.

Wir wollen die Fragen beantworten: Was ist der Mensch, und was soll der Mensch? Die Frage: Was ist der Mensch? ist auf eine vierfache Weise zu beantworten, nämlich erstens: Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes. Gott baut gewiß nicht jeden einzelnen Menschen unmittelbar. Er bedient sich dazu der Eltern, die durch ihre liebende Vereinigung den Menschen entstehen lassen. Aber er schafft in dem Augenblick, wo ein junger Mensch, wo ein Menschenleben entsteht, die Seele. So ist er doch unmittelbar beteiligt an dem Entstehen eines Menschen. Es bleibt wahr, was im ersten Buch der Heiligen Schrift steht: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde. Nach dem Bilde Gottes schuf er ihn.“ Der Mensch – und das ist eine ganz bedeutsame Grundwahrheit unseres Seins – ist ein Geschöpf Gottes. Ein Geschöpf gehört seinem Schöpfer. Daraus ergibt sich, dass wir ganz und gar in unserem Sein und Leben Gott zu eigen sind. Wir sind von ihm abhängig in totaler Weise. Wir sind ganz seiner Hände Werk – und müssen uns natürlich entsprechend verhalten. Was ist der Mensch? Nun, er ist erstens Gottes Geschöpf.

Aber er ist auch zweitens die Krone der Schöpfung. Er ist das Meisterwerk Gottes. Nicht umsonst heißt es, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf. Der Mensch vereint alles, was anderen Geschöpfen zu eigen ist. Die leblosen Geschöpfe, ein Stein etwa, hat nur das körperliche Sein. Die Pflanzen haben mehr: Sie haben das Leben und das Wachsen. Und die Tiere haben das Wahrnehmen und das Fühlen. All das ist im Menschen vereinigt. Aber noch mehr. Er besitzt eine geistige, unsterbli-

che und freie Seele. Deswegen ist der Mensch die Krone der Schöpfung. Er überragt alle Seinsstufen; er ist ein Geist, und damit steht er an der Spitze der Schöpfung. Im 8. Psalm, den wir Priester ja jede Woche beten, heißt es: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, des Menschen Sohn, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn nur wenig unter die Engel gestellt. Mit Herrlichkeit und Ehre hast du ihn gekrönt und ihn gesetzt über das Werk deiner Hände. Alles hast du seinen Füßen unterworfen.“ Wahrhaftig, der Mensch ist die Krone der Schöpfung.

Er ist aber drittens ein gefallener König; denn Gott wollte ihn nicht nur natürlich reich ausstatten, er hat ihm auch das übernatürliche Leben gegeben, die Freundschaft mit Gott, die Gottesfreundschaft, die heiligmachende Gnade. Die aber hat der Urvater, Adam, verloren, und er hat sie verloren für seine ganze Nachkommenschaft. So, wie der Mensch jetzt zur Welt kommt, fehlt ihm das übernatürliche, göttliche Leben. Er trägt nicht mehr das hochzeitliche Gewand der übernatürlichen Gott-ebenbildlichkeit. Statt mit der Gnade geschmückt tritt er, mit der Erbsünde versehen, ins Leben. Auch die Natur ist verwundet: Der Verstand ist verdunkelt, der Wille ist geschwächt, die Begierlichkeit tobt in unserem Leibe, und der Leib selber wankt unausweichlich dem Tode entgegen. Das ist also die dritte Grundwahrheit: Der Mensch ist ein gefallener König. Wie es einmal der französische Philosoph Pascal ergreifend ausgedrückt hat: „Selbst das Elend des Menschen beweist des Menschen Größe. Es ist das Elend eines großen Herren, das Elend eines entthronten Königs.“

Was ist der Mensch? Viertens und letztens müssen wir sagen: Er ist ein Erlöster. Denn Gott hat ihn nicht in der Schande gelassen. Er hat seinen Sohn gesandt, damit er Genugtuung schaffe und den Zugang zum Vater wieder erschlosse. Wir können jetzt wieder Kinder des Vaters, Brüder Christi und Tempel des Heiligen Geistes werden. „Gott, du hast den Menschen wunderbar geschaffen und noch wunderbarer erneuert“, so beten wir ja in jeder heiligen Messe, da, wo Wasser und Wein gemischt wird. Und Gott hat uns tatsächlich aus der Finsternis in sein herrliches Reich berufen. Er hat uns in sein wunderbares Licht gerufen. Wir sind erlöste Menschen, wenn wir uns nur in der Taufe von der Erbsünde freimachen lassen, wenn wir nur in der Gnade und Wahrheit leben, die uns jetzt in reicher Fülle zur Verfügung steht. Ergreifend ruft uns der Apostel Paulus zu: „Ihr habt nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, um euch wieder zu fürchten. Ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen, der da ruft: Abba, lieber Vater.“ Wahrhaftig, meine lieben Freunde, wir sind glücklich, dass wir wissen, was der Mensch ist.

Denn jetzt wissen wir auch, wie wir uns verhalten müssen. Der Mensch muss sich so verhalten, dass er dem, was Gott aus ihm gemacht hat, entspricht. Das ist also die zweite Frage, die wir uns stellen wollen: Was soll der Mensch? Nun, der Mensch soll erstens seine Erdenaufgabe erfüllen und zweitens das Ewigkeitsziel erreichen. Auf Erden ist uns eine Aufgabe gesetzt. Ich habe schon manchmal Menschen getroffen, die mir gestanden: Ach, ich habe ein verpfushtes, ein gescheitertes Leben. Sie meinten, dass sie das nicht erreicht haben, was sie hätten erreichen wollen, einen anderen Beruf, einen anderen Partner, eine andere Umgebung. Meine lieben Freunde, was man auf Erden soll, das kann man an den Umständen ablesen, in die man hineingeboren ist. Die Verhältnisse, die äußeren Verhältnisse, die Begabung, die innere Begabung, also die Anlagen, die wir haben, und die verschiedenen Fügungen des Willens Gottes, das sind die drei Komponenten, aus denen sich unser Lebensplan ergibt. Ich sage nicht, dass die äußeren Verhältnisse uns determinieren. Selbstverständlich kann, selbstverständlich soll ein Sohn, eine Tochter aus armer Familie auch studieren, wenn er oder sie dazu befähigt ist. Wir sagen nicht, dass jeder unweigerlich in dem Stande bleiben muss, in den er hineingeboren ist. Nein. Aber er muss für eine andere, für eine höhere, für eine würdigere Aufgabe geschaffen sein. Er muss die Anlagen haben, er muss die Begabung haben. Und dann kann er, dann soll er die Position einnehmen, die seinen Anlagen entspricht.

Dazu kommt aber freilich auch die Fügung Gottes. Wir wissen ja, dass das Leben nicht völlig in unserer Hand steht. Wir werden geführt und auch gestoßen, und infolgedessen müssen wir eben auch auf die Fügungen und Führungen Gottes achten. Wir müssen unsere Lebensaufgabe erkennen und sie dann zu erfüllen suchen. „Das Leben ist ein leerer Krug, du hast ihn auszufüllen. Und was du dir gesammelt hast, wird dich im Jenseits stillen.“ Ein schönes Wort. Das Leben ist ein leerer Krug, du hast ihn auszufüllen. Und was du dir gesammelt hast, wird dich im Jenseits stillen. Jeder hat seinen Beruf, jeder hat seine Aufgabe, und wie töricht sind Menschen, die einen anderen wegen seines Berufes ge-

ringschätzen oder missachten. Wir töricht, wie ungerecht und wie lieblos sind sie! Nein, jedermann ist seiner Ehre wert, und die schlichten Männer, die uns mit den Räumfahrzeugen den Müll wegräumen, wie müsste man sie achten und schätzen! Sie erfüllen eine lebensnotwendige Aufgabe. Wenn man eine Uhr öffnet und sich die Rädchen anschaut, dann erkennt man: Jedes dieser Rädchen ist notwendig. Wenn nur eines fehlt, ist die Uhr zum Stillstand verurteilt. Ähnlich ist es auch im großen Welttheater Gottes. Gott braucht einen jeden, denn er hat ihn hingestellt für diese Aufgabe, die ihm übertragen ist. Und so kann ein jeder auch dankbar und stolz sein für die Aufgabe, die ihm geworden ist. Es gibt keinen – ich habe es schon oft gesagt – es gibt keinen unbrauchbaren Menschen.

Ein persischer König hat einmal, so wird erzählt, drei weise Männer kommen lassen und sie gefragt, was denn das größte Elend auf Erden sei. Der erste sagte: Das größte Elend ist, krank zu sein. Der zweite antwortete: Das größte Elend ist, alt zu sein. Der dritte sagte: Das größte Elend ist, den Tod vor Augen zu haben und auf ein verlorenes Leben zurückzuschauen. Wahrhaftig, so ist es recht. Das größte Elend ist, auf ein verlorenes Leben zurückzuschauen. Das ist immer dann der Fall, wenn man die Aufgabe nicht angenommen hat, die Gott einem gegeben hat. Wer die Aufgabe nicht annimmt, die Gott für einen bestimmt hat, dessen Leben ist verloren, vor allem natürlich im Beruf.

Der Mensch hat eine Erdenaufgabe, er hat aber auch zweitens ein Ewigkeitsziel. Der Mensch besitzt ein Herz, das mit den irdischen Dingen nicht ausgefüllt werden kann. Selbstverständlich kann sich der Banause mit den irdischen Dingen befriedigen. Selbstverständlich kann er die höheren Stimmen zum Schweigen bringen. Das ist unbestreitbar. Aber der Mensch, der auf die feinen Stimmen seines Inneren hört, der Mensch, der über Essen und Trinken hinausschaut, ein solcher Mensch spürt, was der heilige Augustinus einmal geschrieben hat: „Du hast, o Herr, unser Herz für dich erschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir.“ Der Mensch ist zu groß, sein Geist ist zu herrlich, als dass ihn diese Welt ausfüllen könnte. Das menschliche Herz gleicht einem Abgrund, der so tief und weit ist, dass ihn alle Erdengüter nicht ausfüllen können. Es lebt in ihm ein Drang nach Unendlichkeit. Da hat wieder einmal der Philosoph Friedrich Nietzsche recht gesehen, wenn er schreibt: „Alles Glück will Ewigkeit.“ Wahrhaftig, so ist es. Alles Glück will Ewigkeit. Die Sehnsucht, ewige Werke zu schaffen, die Sehnsucht, ewig zu leben, die Sehnsucht, ein ewiges Glück zu erreichen, lebt in uns. Und diesen Drang nach Unendlichkeit, diese Sehnsucht nach Ewigkeit und nach unendlichem Glück hat der Schöpfer in unsere Seele hineingelegt, hineingelegt, um uns auf das ewige Ziel hinzulenken, um uns darauf aufmerksam zu machen, dass die Erde nicht genügt, dass Gott allein dem Menschen genügt.

Von König Salomon wird in der Heiligen Schrift berichtet, dass er alle Schätze und Güter der Erde gesammelt hatte. „Ich sammelte mir Silber und Gold und die Schätze der Könige und Länder, und alles, was meine Augen verlangten, versagte ich ihnen nicht. Und ich verwehrete meinem Herzen nicht, alle Lust zu genießen. Aber ich sah in allem Eitelkeit und Geistesplage und dass nichts von Dauer sei unter der Erde.“ Salomon hat erkannt, dass der Mensch den Menschen unendlich überschreitet, dass er nicht nur eine Erdenaufgabe hat, sondern ein Ewigkeitsziel, dass der Gott aller Gnade uns in seine Herrlichkeit berufen hat. Wir sollen Gott schauen, soweit das einem Geschöpfe möglich ist. Wir sollen ihn lieben, soweit es einem Geschöpfe möglich ist. Das ist das ewige Leben, von dem die Heilige Schrift so oft redet. Das ist die Freude des Herrn, die für den treuen Knecht bereitet ist. Wir sollen einmal Gott vollkommen verherrlichen und dann auch vollkommen glücklich sein. Beides wird schon in unserer Erdenaufgabe begonnen. Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen, ihn zu lieben und dadurch in den Himmel zu kommen. Wenn wir diese Erdenaufgabe recht erfüllen, dann erreichen wir das ewige Ziel. Wer hier in rechter Weise mit Gott lebt, der wird auch fähig sein, ihn einmal zu schauen. Eines, meine lieben Freunde, ist so leicht wie das andere: in Gott hinein zu leben und in Gott hinein zu sterben. Wer den Mut hat, in Gott hinein zu leben, der wird auch die Kraft haben, in Gott hinein zu sterben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Der Mensch auf seinem Weg (2)

(Über das Gewissen)

22.01.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Mit dem Ausblick auf das ewige Leben haben wir am vergangenen Sonntag unsere Überlegungen beschlossen. Das ewige Leben ist ein Geschenk Gottes, aber es ist ein Geschenk besonderer Art, nämlich es soll gleichzeitig auch unser Verdienst sein. Es ist nicht falsch, obwohl es immer wieder behauptet wird: Es ist nicht falsch, wenn man sagt, man kann sich das ewige Leben verdienen. Ja, beides ist wahr: Es ist ein Geschenk, aber es ist ein Geschenk, das zur Bedingung macht, dass wir auch dieses Geschenkes würdig sind. Und wir sind nur würdig, wenn wir daran mitgearbeitet haben. Wir sollen also das Haus unseres Glückes mit aufbauen. Die Natur ist angelegt auf die Übernatur. Die Natur hat ein Ziel, das sie selbst nicht erreichen kann, aber sie ist auch gefordert, mitzuarbeiten, um dieses Ziel zu erreichen. Die natürlichen Kräfte sind nicht ausgeschaltet, sondern sie werden in den Dienst des übernatürlichen Zieles gestellt. Wir streben mit natürlichen Kräften nach einem Ziel, das uns nur Gott schenken kann. Aber wir sind aufgerufen, mit unseren Kräften an diesem Ziele mitzuwirken.

Die erste Naturanlage, die wir uns hier vor Augen führen wollen, ist das Gewissen, das Gewissen, von dem heute so viel die Rede ist, das Gewissen, das meines Erachtens eines der am meisten missbrauchten Ausdrücke in unserer Gesellschaft ist. Wir wollen vom Gewissen sprechen, und zwar erstens von der Gewissensanlage, zweitens von der Gewissenstätigkeit, drittens von der Gewissensverpflichtung und viertens von der Gewissensbildung.

Der erste Gegenstand unserer Überlegung ist die Gewissensanlage. Gott hat unserem Verstand die Fähigkeit gegeben, zu erkennen. Aber er hat auch den Menschen einen Willen gegeben, um die gottgewollte Ordnung zu erstreben. Damit der Wille in die rechte Richtung gelenkt wird, gab Gott dem Menschen das Gewissen, ein Wissen um die gottgewollte Ordnung des Lebens. Kaum erwacht das menschliche Denken, kaum erwacht das menschliche Fühlen, da weiß der Mensch schon um den Unterschied von gut und böse. Die Seele empfindet es als ein inneres Lebensgesetz, dass sie das Gute erstreben und das Böse meiden soll. Sie weiß sogar um die hauptsächlichen Pflichten des Menschen, zum Beispiel dass man Gott verehren muss und dass man den Mitmenschen gerecht behandeln muss. Wo immer wir Menschen treffen, gibt es die sittliche Anlage. Es gibt kein Volk, es gibt keinen Menschen, der nicht eine Gewissensanlage hätte. Alle wissen um den Unterschied von gut und böse, von gerecht und ungerecht, von Tugend und Sünde. Alle tragen das Bewusstsein in sich: Ein inneres Gesetz verpflichtet uns, den Weg des Guten zu gehen. Dieses Gesetz verpflichtet alle Menschen und ist in seinen Grundforderungen für alle gleich.

Der heilige Paulus lehrt diese Wahrheit im Römerbrief, wenn er schreibt: „Der Kern des Gesetzes ist den Menschen ins Herz geschrieben.“ Ja, so ist es: Der Kern des Gesetzes ist den Menschen ins Herz geschrieben. Schon die Heiden wussten um das Gewissen. Im 1. Jahrhundert lebte der Heide Seneca, und er schreibt einmal: „Nahe ist dir Gott. Er ist bei dir, er ist in dir. Ja, ein heiliger Geist wohnt in uns und wacht über das Gute und Böse in uns.“ Erstaunliche Aussagen eines Heiden! Nahe ist dir Gott. Er ist bei dir, er ist in dir. Ja, ein heiliger Geist wohnt in uns und wacht über das Gute und Böse in uns. Unser großer deutscher Dichter Goethe war ja wohl ein etwas dubioser Christ, aber am Gewissen hat er nicht gerüttelt. In seinem Bühnenstück „Tasso“ heißt es: „Ganz leise spricht ein Gott ins unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“

Ich wiederhole noch einmal diese schönen Verse: „Ganz leise spricht ein Gott ins unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“ Ja, meine Freunde, es gibt eine Gewissensanlage, d.h. eine Fähigkeit, ein Urteil über die Sittlichkeit des eigenen Handelns zu fällen.

Es gibt aber zweitens auch eine Gewissenstätigkeit. Das Wissen um Gottes Willen, um die rechte Lebensordnung ist uns in dem Augenblick gegenwärtig, wo wir eine sittliche Entscheidung fällen müssen. Wir haben einen Wächter bei uns, der uns im entscheidenden Augenblick sagt, was recht und was unrecht ist, was Pflicht und was Sünde ist, was uns hilft, unser Leben richtig zu gestalten. Diesen Wächter hat jeder Mensch in sich. Niemand kann sagen: Ich habe kein Gewissen. Das hat einmal ein Mann namens Hermann Göring behauptet. Dieser Reichsmarschall des Dritten Reiches sagte: „Ich habe kein Gewissen. Mein Gewissen ist Adolf Hitler.“ Ja, meine lieben Freunde, das ist wahrhaft ein Ausspruch eines halb wahnsinnigen oder besser eines unter Morphin stehenden Süchtigen. Es gibt keine Menschen, die kein Gewissen haben; nur sie folgen ihm nicht, sie folgen ihm nicht! Selbst die Erbsünde hat das Gewissen nicht zerstört. Auch nach dem Sündenfall hat Gott gleichsam seinen Stellvertreter bei uns gelassen, nämlich das Gewissen. Auch die persönliche Sünde löscht das Gewissen nicht aus. Selbstverständlich kann man das Gewissen abstumpfen, indem man ihm den Gehorsam versagt. Wenn man immer und immer wieder die Stimme des Gewissens überhört, dann stumpft das Gewissen ab, aber tot ist es dennoch nicht. Denn der Kern des Gesetzes ist in unser Herz geschrieben. Das Gewissen bezeugt es und die Gedanken, die einander anklagen und verteidigen.

Im vergangenen Kriege hat ein Sanitätssoldat folgendes erlebt. Es wurde auf den Operationstisch ein schwerverletzter russischer Junge im Alter von etwa zehn Jahren gelegt. Der deutsche Militärarzt sagte: „Dem geben wir eine Spritze.“ Und er gab ihm eine Spritze. Der Junge zuckte noch lange nach, bevor er durch die Spritze getötet war. Kurz danach sprach er seinen Sanitäter, der katholischer Priester war, an: „Absolvieren Sie mich!“ „Wieso“, sagte der Priestersoldat, „wieso? Sie waren doch der Meinung, dass Sie das tun müssten.“ „Nein. Ich bin Arzt, und ich darf nicht töten.“ Auch in diesem Manne hatte sich das Gewissen gerührt. Das Gewissen ist ein Wegweiser am Scheidewege. Wir unterscheiden ein vorangehendes, ein begleitendes und ein nachfolgendes Gewissen. Das vorangehende Gewissen sagt uns: Das darfst du tun oder das darfst du nicht tun. Das musst du tun oder das ist dir verboten. Das begleitende Gewissen spricht uns während der Tat Lob oder Tadel zu. Es lobt uns, wenn die Tat recht war, es tadelt uns, wenn sie schlecht war. Und am Ende, nach der Tat, ist das Gewissen ein Richter. Unparteiisch und ungefragt gibt es sein Urteil ab, ob wir recht oder unrecht getan haben. Mögen uns alle Gerichtshöfe freisprechen, das Gewissen ist in uns mit seinen Gewissensbissen. Und mögen alle Menschen uns verurteilen, wenn wir recht gehandelt haben, spricht uns das Gewissen frei. Es gibt eine Gewissenstätigkeit.

Es gibt aber auch drittens eine Gewissenverpflichtung. Wenn ich heute immer höre: Ich folge meinem Gewissen, dann bin ich immer etwas ängstlich, manchmal etwas skeptisch. Wir sollen dem Gewissen folgen; wir müssen ihm folgen, selbstverständlich, denn der Gewissensspruch trifft uns so verpflichtend wie Gottes Stimme. Man hat das Gewissen sogar schon die Stimme Gottes genannt. Nun spricht Gott natürlich nicht unmittelbar zu uns, aber mittelbar, nämlich durch unsere Vernunft, indem er uns ermächtigt, das Rechte zu erkennen und das Böse zu meiden. Gott steht tatsächlich mittelbar hinter dem Gewissen. Es sagt uns, was Gott von uns will. Deswegen ist der Satz richtig: Folge immer deinem Gewissen. Es ist aber dabei vorausgesetzt, dass das Gewissen richtig gebildet ist, dass das Gewissen richtig orientiert ist. Man kann, meine Freunde, das Gewissen vergleichen mit einem Rundfunkgerät. Das Rundfunkgerät fängt die Schallwellen ein und führt sie uns an Ohr. Ähnlich-unähnlich ist es mit dem Gewissen. Von Gott gehen Schallwellen aus, nämlich seine Gebote und seine Gesetze und seine Befehle. Diese Schallwellen dringen an unser Ohr, und wir haben sie aufzunehmen, wir haben eine Subsumtion vorzunehmen, wie die Juristen sagen, nämlich: Es gibt einen Obersatz – das ist das Gesetz Gottes; es gibt einen Untersatz – das ist die gegenwärtige Situation. Und es gibt eine Schlussfolgerung – das ist der Befehl: Das musst du tun, das kannst du tun, das darfst du tun, oder: Das darfst du nicht tun, das musst du meiden. Diese Subsumtion nimmt das Gewissen vor. Es ist diese Subsumtion richtig, wenn das Gewissen dem Gesetze folgt, wenn also das Gewissensurteil, wenn der Gewissensspruch mit dem objektiven Gesetze übereinstimmt, wenn das Prinzip richtig auf



den gegenwärtigen Fall angewendet ist. Wenn das Gewissen dagegen dem objektiven Gesetz widerspricht, ist es irrig, und solche Gewissen gibt es zuhauf. Das ist das laxe Gewissen, das eine Verpflichtung

nicht annimmt oder sich leicht von ihr entschuldigt glaubt. Das schändlichste Gummifabrikat unserer Zeit ist das Gummigewissen. Das Gewissen sagt niemals: Das ist mein Interesse. Es sagt immer: Das ist meine Pflicht. Es wäre häretisch, zu sagen: Allein mein Gewissen entscheidet. Nein, die verbindliche Ordnung Gottes entscheidet, die du freilich mit deinem Gewissen aufnehmen sollst und der du mit deinem Gewissen folgen sollst. Es kann ein Katholik sich nicht gegen verbindliche, von der Kirche vorgelegte Weisungen Gottes auf sein Gewissen berufen. Das ist unmöglich, und das geschieht leider heute. Es gibt Leute, die sich auf die so genannte Würzburger Synode berufen, dieses verhängnisvolle Unternehmen, wo unter anderem der Satz steht: „Es könnte jemand – es könnte jemand! – zu der Ansicht kommen, dass er im Protestantismus zum Abendmahl gehen kann.“ Das ist Unsinn! Wer das Gewissen recht gebildet hat, dessen Gewissen ist ausgerichtet am Gesetze Gottes. Das Gewissen schafft kein Gesetz, sondern das Gewissen wendet das Gesetz, das Gott gegeben hat, an. Es nimmt Gottes Gesetz entgegen und wendet es auf den vorliegenden Fall an. Durch das Gewissen wird die objektive Gesetzesforderung subjektiviert, mir gegenwärtig gemacht. Ich sage noch einmal: Das Gewissen ist sozusagen die Empfangsstelle, wo die Schallwellen Gottes an unser Ohr dringen. Es gibt also eine Gewissensverpflichtung; sie ist unbedingt. Und nach dem Gewissen werden wir gerichtet, nach dem wahren oder nach dem irrigen. Und beim irrigen Gewissen wird Gott fragen: Wie kam es dazu, dass du ein irriges Gewissen hattest?

Es kam dazu, das ist das Vierte, was wir bedenken müssen, weil jemand sein Gewissen nicht gebildet hatte. Es gibt die Pflicht zur Gewissensbildung. Der Mensch muss sein Gewissen ausbilden, d.h. das Gesetz Gottes kennen lernen, auf die Stimme Gottes hören, und dafür hat er eben, ob er will oder nicht, dafür hat er eben eine Institution geschaffen, wir nennen sie katholische Kirche.

Die Gewissensbildung vollzieht sich auf mehrfache Weise, einmal durch Erziehung. Wir lernen – hoffentlich – im Religionsunterricht, wir lernen von den Eltern, was gut und was böse ist. Wir lernen es im Katechismus, und auf diese Weise bilden wir unser Gewissen. Erziehung ist sicher der hauptsächliche Faktor bei der Gewissensbildung. Dazu kommt aber auch das Beispiel. Wir sehen andere Menschen, die ihrem Gewissen folgen oder auch nicht folgen. Im ersten Falle fühlen wir uns angezogen, im zweiten Falle abgestoßen. Das Beispiel ist ungeheuer wichtig. Die Beispiele, die wir geben mit unserem Leben, meine lieben Freunde, sind gewissensbildend. Wir tragen dazu bei, dass die Menschen ein rechtes Gewissen erlernen. Das Gewissen wird natürlich auch durch Erfahrung gebildet. Wir erfahren ja oft in unserem Leben die Wahrheit des Satzes: Du hast es geboten, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst wird ein jeder ungeordnete Geist. Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz: Du hast es geboten, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst wird ein jeder ungeordnete Geist. Wir erleben es, wie unsere gewissenlosen Handlungen, wie unser Handeln gegen das Gewissen gegen uns ausschlägt. Wir erleben es, wie dann die Gewissensbisse auftreten und uns peitschen und jagen. Ja, wir erleben es am körperlichen Befinden und an der seelischen Verfassung, ob wir recht gehandelt haben oder nicht. Du hast es geboten, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst wird ein jeder ungeordnete Geist.

Eine der führenden Persönlichkeiten der Französischen Revolution von 1789 war der Anwalt Maximilian Robespierre. Ich habe viele Bücher über ihn gelesen. Die Gestalt dieses Mannes hat mich fasziniert, und ich bin der Meinung, dass er in den Geschichtsbüchern häufig ungerecht beurteilt wird. Er hatte nicht zu unrecht den Namen Le Incorruptible, der Unbestechliche. Er war unbestechlich und verfolgte auf seine Weise, freilich manchmal mit einem irrig geleiteten Gewissen, den Weg der Tugend. Und von ihm, von Robespierre stammt das ergreifende Wort: „Nehmt mir mein Gewissen, und ich bin der unglücklichste aller Menschen.“ Nehmt mir mein Gewissen, und ich bin der unglücklichste aller Menschen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Der Mensch auf seinem Weg (3)

(Über den freien Willen)

29.01.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir uns mit dem Gewissen beschäftigt. Wir haben erkannt, dass es ein Urteil der praktischen Vernunft ist über die Sittlichkeit unseres Handelns. Es sagt uns, was recht und was unrecht ist, was gut und was böse ist. Freilich muss es zuvor die rechten Maßstäbe aufgenommen haben. Wir müssen uns von Gott belehren lassen, was gut und böse, was recht und unrecht ist. Aber wenn wir es erkannt haben, dann mahnt uns das Gewissen, das Gute zu tun und das Böse zu fliehen. Neben dem Gewissen haben wir noch andere Kräfte in unserer Natur, die auf die Heilung und Erhebung durch das Übernatürliche warten. Eine solche Kraft ist der menschliche Wille.

Wir haben in uns ein geistiges Strebevermögen. Dieses geistige Strebevermögen nennen wir Willen. Der Wille kann nur ein Gut erstreben. Was immer wir wollen, kann nur etwas sein, was wir für ein Gut halten. Wir täuschen uns manchmal, wir betrügen uns manchmal, aber ein Gut, und nur ein Gut ist das einzige, was der Wille erstreben kann. Nun ist aber jedes Gut ein Abglanz des höchsten Gutes, und schließlich stehen wir an, das höchste Gut zu erstreben, nämlich Gott selber.

Innerhalb der Güter gibt es eine Rangordnung. Die Güter sind nicht alle von gleichem Wert. Die unterste Stufe sind die sinnlichen Güter, die unserem Leibe und unseren Sinnen dienen und Freude bringen, also das Essen und Trinken, die geschlechtlichen Betätigungen. Das sind die sinnlichen Güter, die zuunterst stehen. Dann kommen die geistigen Güter. Es ist eine Freude, zu erkennen. Ich erinnere mich noch, wie ich als Schüler beglückt war, als ich den Satz des Pythagoras begriffen habe. Es ist eine Freude, eine geistige Freude, die Gesetze der Mathematik oder der Physik zu erkennen. Dann kommen die übernatürlichen Güter, also die Gnade, die Tugend, die heiligen Sakramente. Und schließlich das allerhöchste Gut, nämlich Gott selber. Diese Wertordnung ist objektiv von Gott so angeordnet, und wir haben sie zur Kenntnis zu nehmen. Aber sie ist durch die Erbsünde in Unordnung geraten. Jetzt drängen sich die minderwertigen Güter vor die höherwertigen. Wie sagt doch Bert Brecht: „Erst kommt das Fressen und dann die Moral.“ O wie falsch, meine lieben Freunde. Man kann auch die Nahrungsaufnahme nicht ohne Moral betreiben; auch sie untersteht dem Gesetze Gottes. Aber es ist nun einmal so, dass sich die niederen Güter aufdrängen und vordrängen und sich über die höheren Güter erheben wollen. Die höheren Güter erscheinen oft so fern und so blaß, dass die niederen Güter vorgezogen werden. Dem verdunkelten Verstand bieten sich Scheinwerte als echte Werte an, und dem geschwächten Willen schmeicheln die falschen und verbotenen Dinge und suchen sich vor die echten und wertvollen Güter zu stellen.

Ich habe neulich gelesen, wie die chinesische Regierung, also die Kommunisten, versucht haben, die chinesischen Seeleute von den primitiven Genüssen in den Hafenstädten abzubringen. Sie hat Heime eingerichtet, wo die Seeleute Belehrung, Bildung, Betreuung erfahren sollten, eben um sie von dem Trinken und von Bordellbesuchen abzuhalten. Aber das ist bei den Seeleuten sehr schlecht angekommen. Sie haben es mehr mit Trinken und Bordellbesuchen gehalten als mit geistigen Genüssen, mit Belehrung und Bildung.

Damit wir aber die wahren Güter über den falschen uns aneignen, damit wir die niederen Güter zurückstellen hinter den höheren, dafür hat uns Gott den Willen gegeben. Er hat uns die Möglichkeit gegeben, in freier Selbstentscheidung unter den Gütern auszuwählen. Das ist das Königsgeschenk Gottes an uns. Wir können unser Leben formen, wie wir wollen. Das menschliche Leben ist nicht einfach ein mechanischer Ablauf, nein, wir greifen in das Leben ein, wir gestalten es und wir geben

uns selbst unser inneres Gepräge. In königlicher Freiheit vermögen wir durch Selbstentscheidung das Gute zu wählen und das Böse zu lassen. Frei mit der Kraft der Selbstbestimmung und Eigenmächtigkeit ist der Mensch von Gott geschaffen. Nirgendwo ist seine Ähnlichkeit mit Gott größer als dort, wo er sich frei für das Gute entscheidet. Erst diese Kraft ermöglicht es uns, uns Gott hinzugeben.

Das Leben stellt uns vor die großen Entscheidungen. Das Gewissen sagt uns, was gut und recht ist, was wir tun sollen und was wir lassen sollen, und der Wille wählt aus, was recht ist und was gut ist. Negativ besagt die Willensfreiheit Freiheit von äußerem Zwang und von innerer Nötigung. Positiv besagt sie die Fähigkeit zur Selbstbestimmung für die Fülle der Möglichkeiten menschlicher Wesensentfaltung, die als Motive vor uns treten. Wir handeln selbstverständlich immer nach Motiven, das heißt also nach Beweggründen; sonst wären wir ja unvernünftig. Aber die Motive zwingen uns nicht. Wir stellen die Motive uns vor; wir wählen unter den Motiven aus. Wir erheben also die Motive zum Beweggrund unseres Handelns. Wir sind kein Spielball der Motive, sondern wir sind ihre Herren. Man kann ein niederes Motiv ausschalten und ein höheres Motiv wählen.

Nun hat es immer wieder Philosophen gegeben, welche die Willensfreiheit leugnen. Auch heute gibt es solche, die den Determinismus vertreten, also die Lehre, wonach der Mensch nur ein Bündel von Einflüssen aus Umwelt, Charakter, Vererbung ist. Diese falsche Ansicht ist relativ leicht zu widerlegen, meine Freunde. In allen Völkern gibt es Gebote und Verbote, gibt es Gesetze und Verordnungen, gibt es Auszeichnungen und Strafen, gibt es Gerichte und Gefängnisse. Wozu das alles, wenn der Mensch notwendig das tut, was er tut, wenn er nicht verantwortlich ist? Was für einen Sinn hätte es, ein Gebot zu geben, wenn der Mensch alles aus äußerem Zwang oder aus innerer Nötigung tun müsste wie die Tiere? Man hängt keine Gebote in einen Pferdestall, und man gibt keine Gebote für eine Lokomotive. Aber die Menschen – die Menschen! – brauchen Gebote. Sie sind für ihr Tun haftbar, uns sie haben die freie Entscheidung. Auch die Sünde hat die Willensfreiheit nicht vernichtet. Es gibt bei Luther, diesem verwirrten Menschen, viele Äußerungen, die so wie Leugnung der Willensfreiheit klingen: „Der Mensch wird entweder von Gott oder vom Teufel geritten“, schreibt er einmal. Das ist doch Unsinn. Der Mensch wird nicht geritten, weder von Gott noch vom Teufel, sondern er gibt entweder Gott Raum, oder er gibt dem Teufel Raum. Aber er ist es, der die Entscheidung fällt. Nein, das Konzil von Trient hat völlig recht, wenn es sagt: „Wer behauptet, der freie Wille des Menschen sei durch die Sünde verloren oder ausgelöscht, der sei ausgeschlossen.“ Gott selber bestätigt die Willensfreiheit. Er gibt ja Gebote und Verbote. Er verheißt Lohn und Strafe. Er ruft den freien Willen des Menschen auf. Im Deuteronomium, dem 4. Buch Moses, heißt es: „Siehe, ich habe vor dich hingelegt und dir vorgestellt Leben und Tod, Segen und Fluch. So wähle denn das Leben.“ Und unser Herr Jesus Christus sagt dem reichen Jüngling: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Als er über Jerusalem weinte, da sagte er: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, aber ihr habt nicht gewollt!“

Der menschliche Wille bleibt auch unter dem Einfluß der Gnade wirksam. Das war wieder der Irrtum der Jansenisten, die meinten, es gibt keine unwirksame Gnade. Wenn immer die Gnade wirkt, dann wirkt sie absolut sicher, setzt sich gegen jeden menschlichen Willen durch. Nein, die Gnade ist nicht unwiderstehlich. Das Zusammenwirken von Gnade und Willen ist schwer zu erklären, aber es ist dennoch wirklich. Es gilt das Wort des heiligen Augustinus: „Der dich geschaffen hat ohne dich, macht dich nicht gerecht ohne dich.“ Der dich geschaffen hat ohne dich, macht dich nicht gerecht ohne dich.

Dem Willen ist eine Führungsrolle im seelischen Haushalt übertragen. Es gibt ja eine ganze Reihe von Kräften in uns, die seiner Herrschaft unterstehen. Das sind zum Beispiel die natürlichen Tugendanlagen. Wir haben solche Anlagen: die Anlage zur Gottesfurcht und zur Gottesliebe, die Anlage der Liebe zum Kind und zu den Eltern, die Anlage der Liebe zur Heimat und zum Vaterland, die Anlage zu Keuschheit und Mäßigkeit, zu Treue und Opferwilligkeit, zu Mut und Tapferkeit, zu Arbeitsamkeit und Ehrlichkeit. Alle diese Anlagen sind in uns, aber wir müssen sie entfalten. Sie sind wie Keime, die erweckt werden wollen. Keine Schwäche, kein Laster, keine Leidenschaft ist uns zu eigen, die nicht auch Anlage zur Tugend wäre. Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, und keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Es liegt an uns, was wir aus diesen Anlagen machen. An

uns ist es zu arbeiten, unablässig an uns zu arbeiten, damit die Anlagen zur Tugend auch wirkliche Tugenden werden können. Dazu ist eben der Wille, die Übung des Willens, notwendig.

Als wir Kinder waren, wurde uns beigebracht, wie wir den Willen üben können, eben durch Verzicht, durch Überwindungen, durch Abhärtung. Das ist durchaus berechtigt. Überwindungen bei Tisch, Überwindungen im Reden, Überwindungen im Handeln, das sind die Weisen, wie wir den Willen schulen, wie wir ihn üben und kräftigen. Wer dagegen allen seinen schlechten Anlagen nachgibt, der wird niemals die Herrschaft des Willens erringen.

Das gilt auch für die Gefühle. Wir alle tragen Gefühle in uns, Lust und Unlust, Furcht und Hoffen, Liebe und Abneigung, Freude und Trauer. Diese Gefühle sind sehr wichtig. Mit Gefühlen kann man Großes erreichen. „Lust und Liebe sind Fittiche zu großen Taten“, heißt es bei Schiller. Und das ist richtig. Die Gefühle können aber auch Hemmnisse sein, wenn wir uns von ihnen zu unrecht leiten lassen. Sie entstehen ohne unser Zutun, aber der Wille kann sie weithin beherrschen und ihren Einfluß regeln. Nehmen wir etwa an, wie haben einen Lehrer. Er hat vor sich eine Klasse von 30 Kindern. Unter diesen Kindern sind angenehme und weniger angenehme. Es besteht die Versuchung, dass der Lehrer die angenehmen Kinder bevorzugt und die weniger angenehmen benachteiligt. Das ist ganz falsch. In dieser Weise darf er sich von seinen Gefühlen nicht leiten lassen. Er muss gerecht sein. Er muss die Kinder so behandeln, wie sie es für ihre Entwicklung benötigen. Wir sind in der Lage, die Gefühle dem Willen unterzuordnen. Wir können vor allem Abneigungen überwinden. Wir müssen eben die Gefühle beobachten, sortieren, reinigen und erheben. Wir sollen sie nicht auslöschen, wir sollen sie in den Dienst nehmen. Wir sollen sie in den Dienst nehmen, damit sie unseren Willen stärken. Gemüt, Gefühl und Phantasie dürfen niemals Fährmann sein, sondern das rechte Steuerruder ist immer nur die christlich erleuchtete Vernunft.

Jesus war selber ein gefühlsstarker Mensch. Wir wissen, wie er einmal in einen Jubelruf ausbrach: „Ich danke dir, Vater des Himmels, dass du dich gewürdigt hast, mir deine Geheimnisse zu offenbaren.“ Ein andermal freute er sich: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel stürzen.“ Aber er kannte auch andere Gefühle. Am Grabe des Lazarus war er erschüttert und weinte. Tränen vergoß er auch über Jerusalem, und am Ölberg überfiel ihn die Todesangst. Er hatte Gefühle, und er hat sie nicht unterdrückt, aber er hat sie beherrscht und eingeordnet.

Schließlich haben wir in uns auch Triebe, die starken Regungen des sinnlichen und des geistigen Begehrungsvermögens. Triebe, die wir nur allzu gut kennen, die sich mit leidenschaftlicher Gewalt geltend machen und uns in bestimmte Richtung drängen wollen: der Trieb nach Besitz und Reichtum, der Trieb nach Liebe und Freude, der Trieb nach Macht und Größe, der Trieb nach Geltung und Genuß, der Trieb nach Freiheit und Wissen. Diese Triebe sind wie Rosse am Wagen. Sie helfen der Seele mit mächtiger Kraft, einem Ziel entgegenzujagen, sei es einem guten, sei es einem bösen, je nachdem wohin sie gelenkt werden. Der Lenker aber dieser Rosse, ihr Zwingherr, muss der Wille sein. Er muss den Weg und das Ziel bestimmen. Besonders zu schaffen machen uns die verbotenen Triebe. „Nach dem Verbotenen streben wir, das Versagte begehend“, sagt der römische Dichter Ovid. Nach dem Verbotenen streben wir, das Versagte begehend. Und Goethe hat einmal das treffliche Wort geschrieben: „Wir schlafen sämtlich auf Vulkanen.“ Wahrhaftig, wir schlafen sämtlich auf Vulkanen. Böse Neigungen sind jedem angeboren, und nicht Gewalt, nur Gnade kann sie meistern. Es liegt nicht in der Macht des Menschen, ohne Triebe zu sein, aber es steht in seiner Macht, das Triebleben so niederzuhalten, dass es ihn nicht überwältigt. Auch das Triebleben muss ständig beobachtet, bewacht und gelenkt werden. Da hilft nicht nur – wie so manche sagen –, da hilft nicht nur beten. Nein, meine lieben Freunde, was nur durch Bändigung der Neigungen erreicht werden kann, das kann man nicht vom Gebet erwarten. Gott will, dass wir beten und arbeiten, dass wir zu ihm flehen und gleichzeitig unseren Willen einsetzen, um die Triebe zu beherrschen.

Diese Lebensgestaltung ist unsere Aufgabe das ganze Leben über. Wir sollen in klarer Verantwortung, wie unser Gewissen es uns vorschreibt, diese Aufgabe wahrnehmen. Wir wissen, dass unsere Erkenntnis getrübt und unser Wille geschwächt ist. Wir wissen aber auch, dass diese Wunden heilbar sind durch die Gnade der Erlösung, dass wir durch die äußere Offenbarung Licht empfangen, um zu wissen, was zu tun und zu begehren ist, dass wir unseren Willen stärken können durch Übung und dass wir die Natur in die Übernatur einbringen können und die Übernatur in die Natur einfügen müs-

sen. Am 3. Sonntag nach Ostern betet die Kirche im Kirchengebet: „Herr, durch diese Geheimnisse werde es uns ermöglicht, die irdischen Begierden zu zähmen und Himmlisches lieben zu lernen.“ Und am 4. Sonntag, da heißt es sogar: „Zwinge all unser Wollen, auch das aufrührerische, in deiner Güte zu dir hin.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Sakramente – Zeichen und Verpflichtung (1)

(Über das Sakrament der Taufe)

05.02.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der grundlegende Satz der katholischen Lehre von den Sakramenten lautet: „Die Sakramente wirken das, was sie anzeigen.“ Sie sind keine toten, sondern lebendige Zeichen. Sie sind nicht unwirksame, sondern wirksame Zeichen. Die Sakramente wirken das, was sie anzeigen. Das gilt auch für das erste und wichtigste Sakrament, für die Taufe. Die Taufe ist 1. die Tilgung der Sünde, 2. die Begabung mit dem Heiligen Geiste und 3. die Einprägung eines unauslöschlichen Zeichens.

Was zeigt die Taufe an? Sie zeigt eine Waschung an, eine Abwaschung. Das Wasser fließt über den ganzen Körper oder wenigstens über den Scheitel eines Menschen, und das ist Zeichen der Reinigung. Was aber äußerlich angedeutet wird, das wird innerlich gewirkt. In dem Augenblick, wo das Wasser über den Scheitel des Täuflings fließt, wird der Täufling von Schuld und Sünde gereinigt. In diesem Sinne schreibt der Apostel Paulus: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht gemacht im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste unseres Gottes.“ In jeder heiligen Messe am Sonntag bekennen wir: „Ich glaube an die eine Taufe zur Vergebung der Sünden.“ Die Tauflehre ist gegen die Neuerer im Konzil von Trient endgültig festgelegt worden. Da heißt es: „Die Wirkung der Taufe ist der Nachlaß jeder Sünde, der Erbsünde und der persönlichen Sünde, und jeder Strafe, die für die Schuld geschuldet wird. Darum brauchen die Getauften keine Buße für vergangene Sünden zu leisten, sondern sie kommen, wenn sie sofort nach der Taufe sterben, sogleich in das Himmelreich.“ Wegen dieser umfassenden Wirkung der Taufe hat die Kirche stets Wert darauf gelegt, dass die Taufe wenn möglich jedem gespendet wird, und zwar möglichst bald. Man soll, wenn ein Kind zur Welt kommt, nicht lange warten, bis das Kind getauft wird. Es hat zwar immer Leute gegeben, die gesagt haben, man soll die Taufe aufschieben, bis die Kinder selbst entscheiden wollen, ob sie getauft sind. Meine Freunde, die Taufgnade darf nicht warten, weil die Erbsünde nicht gewartet hat. Und wenn die Taufe aufgeschoben wird, so besteht die Gefahr, dass sie ganz unterbleibt.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Frankreich ein grimmiger Feind des deutschen Volkes, aber auch der katholischen Kirche, nämlich der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau. Der Vater dieses Georges Clemenceau war ein wilder Atheist. Er ließ seine Frau schwören, dass sie ihre 6 Kinder nicht taufen werde; und so blieb auch Clemenceau, der „Tiger“, wie er genannt wurde, ungetauft. Sein Leben war auch entsprechend: ein hasserfüllter Feind der katholischen Kirche, ja der Religion, und ein Unzüchtiger, ein notorisch Unzüchtiger in seinem ganzen 86jährigen Leben. Die erste Wirkung der Taufe ist die Reinigung von Sünden.

Die zweite ist die Heiligung der Seele. Der Mensch bekommt in der Taufe neue Lebenskräfte eingeschenkt. Die Taufe ist eben ein Absterben mit Christus und ein Auferstehen mit ihm. Das Taufwasser vermittelt die Gnade. „Wißt ihr nicht“, schreibt Paulus, „dass wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, auf seinen Tod getauft sind? Denn mitbegraben sind wir mit ihm durch die Taufe auf den Tod. Wie aber Christus durch die Herrlichkeit des Vaters vom Tode auferstanden ist, so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“ Das Wasser ist ja auch Lebensprinzip. Wir wissen, wie lebensnotwendig, wie unentbehrlich das Wasser ist, und wie der Kampf um das Wasser in vielen Gegenden der Erde schon entbrannt ist und immer noch sich verschärfen wird. Das Wasser ist Andeutung des neuen Lebens, und deswegen spricht der Apostel Paulus vom „Bad der Wiedergeburt“ und der Erneuerung im Heiligen Geiste. Ja, der Herr selbst hat im Gespräch mit Nikodemus die Taufe als Wiedergeburt bezeichnet. Es wird in der Taufe ein neuer Lebensgrund in uns hineingelegt, und wir werden mit neuen, übernatürlichen Lebenskräften ausgestattet. „Wenn einer in Christus ist, ist er ein neues Geschöpf“, schreibt Paulus in einer kühnen Wendung, *kainä ktisis* – ein neues Geschöpf, eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.

Wenn Sie aufmerksam die heilige Messe mitfeiern, dann können Sie, wenn der Priester Wein und Wasser mischt, beobachten, wie er spricht: „Gott, du hast den Menschen wunderbar geschaffen und noch wunderbarer erneuert.“ Diese Erneuerung ist durch die Taufe geschehen. Und nicht nur das neue Leben kommt in den Menschen hinein, Gott selber nimmt in der Seele des Menschen Wohnung. Ein unaussprechliches Geheimnis! Aber eine wahre und eine wirkliche Erneuerung durch die Ankunft des Heiligen Geistes. „Wisst ihr nicht“, schreibt Paulus den Sklaven von Korinth, „wisst ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und dass der Geist Gottes in euch wohnt?“

Reinigung von der Sünde, Erneuerung im Geiste und drittens die Einprägung eines unauslöschlichen Merkmals: Das ist die Wirkung der Taufe. Wir werden durch die Taufe Christus verähnlicht. Es wird uns ein unauslöschliches Merkmal eingepägt, ein Kennzeichen und ein Mal. Das erinnert daran, dass die Legionäre im römischen Heere das Zeichen ihres Feldherrn trugen oder dass die Sklaven ein Brandzeichen trugen, das sie als das Eigentum ihres Herrn auswies. So tragen auch wir ein Merkmal Christi in unserer Seele; wir werden ein Abbild Christi. Er gliedert uns sich an und seinem geheimnisvollen Leibe ein. Diese Christusverbundenheit ist die Wurzel unserer ganzen Heiligung. Von hier strömt das Leben Christi in uns. Und wenn es einmal verloren geht durch die schwere Sünde, dann kann durch dieses Merkmal eine Erneuerung stattfinden in der Buße. Wir hören dadurch, dass wir sündigen, nicht auf, ein Glied Christi zu sein. Wir sind zwar ein totes Glied, aber wir bleiben ein Glied Christi, und wir können wieder ein lebendiges werden, wenn uns Christus mit seiner Gnade heimsucht. Dieses Christusmal verbindet uns auch mit allen anderen Christen, mit seiner Kirche. Wir sind fähig, am Opfer Christi teilzunehmen, mitzuopfern.

Vom römischen Kaiser Titus wird erzählt, dass er in seinem Tiergarten einen wertvollen Hirsch hielt. Er war ihm so kostbar, dass er ihm ein Schild umhängen ließ: „Caesaris sum“ – ich gehöre dem Kaiser, damit dieser Hirsch unverletzt und unangetastet blieb. Caesaris sum – ich gehöre dem Kaiser. So gehören wir Christus, und dieses Christusmal in uns veranlasst den Vater im Himmel, uns gnädig anzuschauen, bewegt den Sohn, uns nahe zu sein mit seiner Gnade, und ruft die Engel zu unserem Schutze auf. Die Taufe bewirkt das, was sie anzeigt. Wir haben drei Wirkungen kennengelernt: Sie reinigt von der Schuld, sie begabt uns mit Heiligem Geist, und sie prägt uns ein unauslöschliches Merkmal ein.

Diese Wirkungen legen uns aber auch große Verpflichtung auf. Die Taufe ist mit einem Gelübde verbunden, nämlich mit dem Versprechen, der Taufgnade gerecht zu werden. Wenn Sie einer Taufe beiwohnen, dann hören Sie, wie der Priester den Täufling fragt: „Widersagst du dem Taufel und seiner Pracht und Herrlichkeit?“ Der Täufling antwortet: „Ich widersage.“ Und wie er ihn fragt: „Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater, an Jesus Christus, an die katholische Kirche?“ Und die Antwort lautet: „Ich glaube.“ Die Salbung mit Katechumenenöl und mit Chrisam erinnert daran, dass der Getaufte fortan ein Christ ist, und das heißt ja wörtlich übersetzt: ein Gesalbter. Er ist ein Gesalbter. Und diese Salbung verpflichtet ihn so wie das weiße Kleid und die Kerze, die dem Täufling überreicht wird: „Nimm hin das weiße Kleid und bringe es unbefleckt vor den Richterstuhl Christi“, so spricht der taufende Priester. „Nimm hin die brennende Kerze und bewahre deine Taufschuld ohne Tadel, damit, wenn der Herr kommt und dich ruft zum himmlischen Hochzeitsmahl, du ihm entgegengehen kannst mit allen Heiligen.“ Die ganze Taufverpflichtung kann man in zwei Worten zusammenfassen, nämlich „Nachfolge Christi“. Wir sollen teilnehmen an seinem Leben, an seinem Leiden, an seinem Sterben. An seinem Leben nehmen wir teil durch die Gnade. An seinem Leiden nehmen wir teil, indem wir ihm das Kreuz nachtragen. An seinem Sterben nehmen wir teil, wenn auch unser Tod zur Durchgangspforte zur Herrlichkeit wird.

Aber nicht alle folgen dem Herrn. Wie steht so schön in dem Buch von der Nachfolge Christi geschrieben: „Christus hat jetzt viele Jünger, aber viele folgen ihm nur bis zum Brotbrechen, nicht bis zum Trinken des Leidensbeckers. Viele verehren seine Wunder, aber wenige folgen der Schmach seines Kreuzes.“ Und doch sind wir aufgerufen, ihm in seinem ganzen Leben und Leiden zu folgen. Unsere Taufverpflichtung zwingt uns, ein wahrer Christ zu sein. Im Jahr 177 wurde in Lyon in Frankreich eine ganze Schar von Christen zu Tode gebracht. Einer von ihnen war der Diakon Sanctus. Der Richter fragte ihn nach seinem Namen, nach seiner Herkunft, nach seinem Beruf. Sanctus gab immer nur eine Antwort: „Ich bin ein Christ.“ Er sagte nichts anderes. „Ich bin ein Christ.“ Und damit,

meinte er, sei alles gesagt. Wahrhaftig, wir sollen in einem neuen Leben wandeln, wenn wir getauft sind. Es soll von uns gelten, was Minutius Felix einmal an den Kaiser schrieb: „Non eloquimur magna, sed vivimus“ – Wir Christen sprechen nicht große Dinge, wir machen keine großen Sprüche, sondern wir leben das, was wir glauben. Non eloquimur magna, sed vivimus. Des Katholiken charakteristisches Zeichen soll sein nicht, dass er von der Religion redet, sondern dass er sie lebt.

Zwei Gottesbeweise werden immer die tatkräftigsten bleiben, nämlich wenn die Gottesgläubigen nach ihrem Glauben leben und für ihren Glauben sterben. Der große Papst Leo im 5. Jahrhundert hat einmal beschrieben, was man von den Täuflingen erwartet und was sie eben auch zum großen Teil erfüllt haben. Er schreibt: „Die Sünde kehrt zurück zur Unschuld. Was alt war, wird neu. Fernstehende werden an Kindes Statt angenommen, Fremdlinge treten das Erbe an. Aus Gottlosen werden Gerechte, aus Geizigen Mildtätige, aus Unenthaltamen Jünger der Keuschheit und aus jenen, welche die Welt liebten, eifrige Anhänger des Himmlischen.“ Kein Sakrament ist so notwendig wie die Taufe. Sie ist das Eingangstor zur Kirche und zum ewigen Leben. „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und im Heiligen Geist, kann er in das Reich Gottes nicht eingehen“, sagt Jesus im Johannesevangelium.

Wegen ihrer Notwendigkeit hat Gott, hat die Kirche die Taufspendung so leicht gemacht. Normalerweise spendet die Wassertaufe der Priester, der Pfarrer. Er ist ja der geistliche Vater seiner Gemeinde. Aber es kann auch jeder andere sie spenden, ein Christ, sogar ein Nichtchrist. Ja, ein Nichtchrist, der selber nicht an die Taufe glaubt, kann die Taufe gültig spenden. Wenn er tut, was die Kirche tut, nämlich Wasser über den Scheitel des Täuflings gießt und die Worte spricht: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“, tauft selbst ein Nichtchrist gültig. Aber nicht genug damit. Es gibt ja viele Menschen, welche den Taufbefehl Jesu nicht kennen, die nichts davon wissen, dass er gesagt hat: „Wer getauft wird und glaubt, der kommt in das Himmelreich.“ Es gibt also viele, die Christus und seine Taufe nicht kennen. Auch diese können durch die Taufe, jawohl, durch die Taufe gerettet werden. Aber diese Taufe ist anderer Art als die Wassertaufe; es ist die Begierdetaufe. In dem Wunsch und Willen, in der festen Absicht, alles zu tun, was Gott befiehlt, ist der Wille eingeschlossen, sich auch der Taufe zu unterwerfen, wenn immer man wüsste, dass sie das Eingangstor zur Kirche und zur ewigen Seligkeit ist. Also: Ein jeder, der bereit ist, alles zu tun, was Gott von ihm fordert und ohne seine Schuld die christliche Religion nicht kennt, der kann durch die Begierdetaufe gerettet werden.

Und noch eine Weise der Taufe gibt es, nämlich die so genannte Bluttauf. Wenn jemand unter die Taufbewerber eingereiht ist, also schon an Christus glaubt und das Verlangen hat, die Taufe zu empfangen und dadurch in die Kirche Gottes einzutreten, wenn er aber vor Empfang der Taufe stirbt, und zwar stirbt durch Gewalt, weil er ein Christ ist, weil er also gemartert wird, der empfängt die Bluttauf. Wir wissen einen solchen Fall aus dem Jahre 392. Damals regierte das römische Reich der Kaiser Valentinian. Er war ein junger Mann und war auf der Reise nach Mailand zum heiligen Ambrosius. Er wollte sich von Ambrosius taufen lassen. Aber auf dem Wege wurde er auf Anstiften seines Feldherrn Arbogast ermordet. Der heilige Bischof Ambrosius hat ihm die Trauerrede gehalten, und in dieser Trauerrede sagte er: „Wie der Martyrer durch sein Blut reingewaschen wird, so hat ihn sein Verlangen nach der Taufe gereinigt.“

Wir sollten uns öfter, als es geschieht, an die Taufe erinnern. Wir sollten Tauferneuerung halten. Wir sollten bedenken, wer uns angenommen hat und wem wir ähnlich geworden sind. Wir sind Christus angegliedert worden, wir sind Glieder seiner Kirche geworden, wir sind Anwärter auf das ewige Leben. In früheren Jahrzehnten haben wir katholische Christen mit Begeisterung das schöne Lied gesungen:

*„Fest soll mein Taufbund immer stehn, ich will die Kirche hören.  
Sie soll mich allzeit gläubig sehn und folgsam ihren Lehren.  
Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad in seine Kirch berufen hat.  
Nie will ich von ihr weichen.“*

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Die Sakramente – Zeichen und Verpflichtung (2)

(Über die Kraft der göttlichen Gnade)

12.02.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Christ muss demütig und stolz zugleich sein. Zwar nicht in jeder Hinsicht, sondern in verschiedener Hinsicht, in verschiedener Hinsicht demütig und stolz. Was sein eigenes Handeln und Unterlassen angeht, muss er demütig sein, denn er weiß, dass er, wie der Priester ja in jeder heiligen Messe von sich selbst bekennt, „unzählige Sünden, Fehler und Nachlässigkeiten“ aufzuweisen hat, unzählige Sünden, Fehler und Unterlassungen. Aber er muss auch stolz sein, und zwar stolz auf das, was Gott an ihm gewirkt, was Gott ihm geschenkt hat, und zwar im Geschenk der Taufe. „Wer in Christus ist, ist ein neues Geschöpf.“ So verkündet Paulus im ersten Korintherbrief. Wer in Christus ist, ist ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden. Die Mohammedaner wissen nichts von diesem Neuen. Sie kennen ihren Allah, der in seiner Furchtbarkeit die Beugung des Hauptes und des ganzen Körpers verlangt, aber sie verstehen nichts von seiner Barmherzigkeit und seiner Liebe. Sie wissen vor allem nicht, dass er göttliches Leben in den Menschen eingießen will.

Wir haben ein Ewigkeitsziel, das weit über unsere Naturanlage hinaus liegt. Und für dieses Ewigkeitsziel müssen wir vorbereitet werden, müssen wir geeignet gemacht werden. Wir müssen eine Kraft in uns tragen, die uns zur Erreichung dieses Ewigkeitszieles fähig macht. Diese Kraft nennen wir heiligmachende Gnade, nennen wir göttliches Leben in uns. Das Meer des göttlichen Lebens ist der Schoß des dreifaltigen Gottes. In Gott ist ein Ozean von Leben und Licht und Liebe, und dieser Ozean flutet vom Vater zum Sohn und vom Sohn zurück zum Vater im Heiligen Geiste. Dieser Ozean von Licht und Leben und Liebe ist aber auch in der Menschennatur Christi. Er ist, als er Mensch wurde, von diesem göttlichen Licht und Leben erfüllt worden. „In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit“, sagt der Apostel Paulus im Kolosserbrief. In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit. Sie wohnt in ihm, damit er sie weitergeben kann; denn von uns gilt das Wort aus der Litanei vom heiligsten Herzen Jesu: „Herz Jesu, aus dessen Fülle wir alle empfangen haben.“ Das heißt: Wir alle, die wir Christen sind, die wir uns Christen nennen, dürfen am göttlichen Leben und Licht Christi teilhaben. Die Menschheit Christi ist der Grundquell des göttlichen Lebens für uns geworden. „Ich bin gekommen, dass sie das Leben haben, und dass sie es in Fülle haben.“ „Wer dürstet, der komme zu mir und trinke“, sagt der Heiland im Johannesevangelium. „Wer an mich glaubt, aus dessen Inneren werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Mit diesen Strömen des lebendigen Wassers, die aus ihm hervorkommen, meint er den Geist, den jene empfangen sollten, die an ihn glauben. Das alles ist geschehen im heiligen Sakrament der Taufe. Da sind wir in lebendige Verbindung mit Christus durch seinen Heiligen Geist getreten, da sind wir Glieder seines geheimnisvollen Leibes geworden. Seitdem durchflutet uns der Lebensstrom der göttlichen Gnade. Wir haben einen neuen Lebensgrund, und wir haben neue Lebenskräfte.

Dieses göttliche Leben in uns hat eine Struktur, hat einen Aufbau, ist ein bestimmtes, kunstvolles Gebilde. Es ist die heiligmachende Gnade gewiß der übernatürliche Lebensgrund, die Wurzel, aber aus ihr erwachsen die göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe. Dass wir glauben können, dass wir hoffen dürfen, dass wir zu lieben versuchen, das ist uns ermöglicht durch die heiligmachende Gnade, die Gott in uns eingegossen hat. Darum sind wir vergöttlicht worden, jawohl, teilhaftig göttlicher Natur. „Gedenke, Christ, deiner Würde“, ruft Papst Leo uns zu. Und diese Würde ist eben geschaffen worden durch die Vergöttlichung unserer Natur. Dann kommen die übernatürlichen Tugenden, die

wir durch die Gnade erwerben, und die Beistandsgnaden, die uns helfen, übernatürliche Früchte zu bringen.

Die Gnade ist nicht, meine lieben Freunde, ein neues Kleid, das wir anziehen, sondern die Gnade durchdringt unser ganzes Wesen. Das natürliche Leben wird durch die Gnade überflutet und durchtränkt und verklärt. Keine zwei Leben in uns, sondern das natürliche Leben wird durchhellt und durchflutet vom übernatürlichen Leben. Alle Handlungen, die wir als begnadete, als geheiligte Menschen tun, werden durch die heiligmachende Gnade übernatürlich erhoben und verklärt. Deswegen kann der Apostel sagen: „Alles, was ihr tut in Wort oder Werk, tut alles zur Ehre Gottes!“

Wir sind mit Gott verbunden – wir in Gott und Gott in uns. Das ist die Wirklichkeit des göttlichen Lebens in uns: wir in Gott. Wir sind Kinder Gottes. Die Mohammedaner wissen nur davon, dass wir Knechte Gottes sind. Aber das Christentum sagt uns: Wir sind Kinder Gottes. „Ihr seid nicht mehr Fremdlinge und Beisassen, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“, schreibt der Apostel Paulus im Epheserbrief. Wir haben nicht den Geist der Knechtschaft empfangen, damit wir uns wieder fürchten müssen, sondern den Geist der Kindschaft, in dem wir rufen: Abba – lieber Vater. Der heilige Johannes drückt es so aus: „Seht, welche große Liebe uns der Vater geschenkt hat. Wir dürfen uns Kinder Gottes nennen, und wir sind es.“ Wir dürfen uns Kinder Gottes nennen, und wir sind es. Wir sind nicht bloß Adoptivkinder, die ja irgendwie fremd bleiben, sondern es ist eine wahre Geburt aus Gott geschehen. Wir sind, wie Johannes sagt, „aus Gott geboren“. Wir sollen gleichgestaltet werden dem Bilde des Eingeborenen, damit er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern. Jawohl, wir dürfen uns Brüder Christi im Heiligen Geiste nennen. „Wir sind wiedergeboren aus unvergänglichem Samen“, schreibt der Apostel Petrus. „Er hat uns aus seiner Liebe gezeugt durch das Wort der Wahrheit“, erklärt Johannes, der Evangelist.

Und so kann in der Fortführung dieser Gedanken der heilige Cyrill von Jerusalem sagen: „Wir sind der Gnade nach, was der Sohn Gottes der Natur nach ist.“ Er ist der eingeborene, d.h. der einziggeborene Sohn Gottes, der Natur nach. Denn wir bekennen ja: „Aus Gott geboren vor aller Zeit, Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott.“ Wir sind Geschöpfe und bleiben es, aber wir werden Kinder Gottes aus Gnade. Wir werden tatsächlich gottförmig, gottähnlich, gleichgestaltet dem Bilde seines Eingeborenen. Wir sind seine Abbilder, wenn auch in beschränktem Maße, aber in Wahrheit und in Wirklichkeit durch die Gnade. Wir tragen seit der Taufe göttliches Leben in uns; wir haben teil an der göttlichen Natur.

Wir sind Kinder Gottes und Glieder Christi. Kinder Gottes werden wir eben dadurch, dass wir in Verbindung treten mit Christus. Die übernatürliche Lebensverbindung mit dem Vater kommt zustande durch die ebenso innige Lebensverbindung mit dem Sohne. Er sagt es ja: „Niemand kommt zum Vater außer durch mich. Ich bin der Weg.“ Das heißt: Er ist die Brücke, die zum Vater führt. In ihm kommt alle Gnade zu uns. Wir werden durch die Taufe in Christus eingegliedert; wir werden Glieder des Herrn, seines geheimnisvollen Leibes, und dadurch auch gleichzeitig Brüder untereinander. Wir sind Kinder Gottes, wir sind Brüder Christi.

Wir sind aber auch Tempel des Heiligen Geistes. Die dritte Person in der Gottheit, der Heilige Geist, tritt in der Taufe in eine besondere Beziehung zu uns; wir werden nämlich aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste wiedergeboren. Der Heilige Geist nimmt uns auf und gliedert uns dem geheimnisvollen Leibe Christi ein. Er lebt in uns und bewirkt die Gotteskindschaft und die Christusgliedschaft zugleich. Von diesem Heiligen Geiste lesen wir im ersten Buch der Heiligen Schrift, dass er über den Wassern schwebte, als das natürliche Leben geschaffen wurde. Von diesem Geist lesen wir, dass er die Jungfrau überschattete, als sie den Sohn Gottes aufnehmen sollte. Und so ähnlich schwebt der Heilige Geist auch über der Menschenseele, die in der Taufe das göttliche Leben empfängt. Der Heilige Geist haucht sein Leben der Seele ein, hält sie umfassen, wir sind in der Gemeinschaft des Heiligen Geistes und damit auch in der Gemeinschaft der Heiligen. Wahrhaftig, das bewirkt die Taufe: Wir sind in Gott.

Aber auch umgekehrt: Gott ist in uns. Wir sind nicht nur in der Nähe Gottes, sondern wir leben in Gott, wir leben im dreifaltigen Gott. Unsere Seele ist tatsächlich ein Tempel Gottes. Das ist eine unbegreifliche, nicht genug zu rühmende, aber freilich auch nicht leicht zu erklärende Tatsache. Wir leben im dreifaltigen Gott.

Der dreifaltige Gott wohnt in uns. Das ist das große Geheimnis des Christentums, dass Gott nicht nur fern ist und über den Sternen waltet, sondern dass er Wohnung nimmt im Menschen. Im Paradies, lesen wir, wandelte Gott unter den Menschen; er geleitete das auserwählte Volk in der Wolkensäule und führte es in das gelobte Land; er wohnte im heiligen Zelt und im Tempel Salomons. Auch im Neuen Bunde wandelte Gott unter uns, im Heiligen Lande. Er wohnt in unseren Zelten, in unseren Tabernakeln. Aber die allertiefste Freude in dieser christlichen Zeit besteht darin, dass Gott im Herzen des begnadeten Menschen wohnt. Der getaufte und begnadete Mensch wird tatsächlich eine lebendige Wohnung Gottes. „Wer mich liebt“, sagt der Herr im Johannesevangelium, „den liebt auch mein Vater. Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ Und Wohnung bei ihm nehmen. Und ähnlich mahnt der Apostel Paulus: „Wißt ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ Mehr kann man nicht sagen, mehr ist unmöglich zu erklären. Gott wohnt im Menschen, er hat dort seine Wohnstätte aufgeschlagen, und er wirkt im Menschen. Er schafft sich eine Wohnstätte im Menschen durch die heilige Taufe, ein Daheim in der Menschenseele.

Ach, meine lieben Freunde, wenn uns das ständig vor Augen stünde, wie sähe doch unser Leben anders aus! Wie würden wir doch bedenken, was wir denken, reden und tun! Wie würde unser Leben doch aus der tiefsten Quelle hervorgehen, die es überhaupt gibt, aus dem dreifaltigen Gott! Das göttliche Leben der Gnade würde unser ganzes Denken, Reden und Tun umgestalten. „Mensch, glaube dies gewiß, wo du nicht lebst in Gott, lebst du gleich tausend Jahr’, du bist so lange tot“, dichtet unser schlesischer Dichter Angelus Silesius. „Mensch, glaube dies gewiß, wo du nicht lebst in Gott, lebst du gleich tausend Jahr’, du bist so lange tot.“ Und dann fährt er fort: „Mein Christ, wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir. Was suchst du ihn denn erst bei eines anderen Tür?“ Mein Christ, wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir. Was suchst du ihn denn erst bei eines anderen Tür?

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Sakramente – Zeichen und Verpflichtung (3)

(Über die heiligste Eucharistie)

19.02.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben vernommen, dass in der Taufe uns das göttliche Leben geschenkt wird. Göttliche Kräfte werden in unsere Seele eingesenkt. Aber mit allem Leben auf Erden ist es so: Es muss genährt werden. Ein Leben, das keine Nahrung empfängt, verkümmert und geht zugrunde. Das gilt für das irdische Leben wie für das himmlische Leben. Ohne Brot nur Tod. Und so muss auch das göttliche Leben in uns Nahrung empfangen. Diese Nahrung ist nichts anderes als unser Herr Jesus Christus selbst. Er bietet sich uns zur Nahrung unseres göttlichen Lebens an. Als weiser Erzieher hat er die Jünger auf dieses Geheimnis vorbereitet. Das Volk war ihm in großer Zahl gefolgt; sie hatten den ganzen Tag auf seine Worte gelauscht, und am Abend war es zu spät, um nach Hause zu gehen. Da wirkte Jesus das Wunder der Brotvermehrung. Aus wenigen Broten speiste er Tausende, und mit wenigen Fischen nährte er sie. Am anderen Morgen jagten ihm die Leute nach, denn einen solchen Brotgeber konnten sie brauchen. Sie wollten, dass er ihnen weiter dieses Brot gibt oder ein anderes Brot, von dem sie für immer leben können. Sie erinnerten an das Manna, das Gott durch Moses in der Wüste gegeben hatte. Der Herr klärt sie auf: Nicht Moses hat ihnen das Manna gegeben, sondern Gott. „Mein Vater gibt das wahre Brot vom Himmel, denn das Brot Gottes ist der, welcher vom Himmel herabgekommen ist und der Welt das Leben gibt. Ich bin das Brot des Lebens.“

Das konnte nun verschieden verstanden werden. Einmal: Seine Worte sind ja auch eine Nahrung. Wir leben von der Wahrheit. Sodann: Auch seine Person, seine Persönlichkeit, sein Wunderwirken konnte unter diesen Begriff „Ich bin das Brot des Lebens“ gefasst werden. Aber der Herr erklärt ihnen dieses Wort näher. „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird leben in Ewigkeit. Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt.“ Jetzt ist es heraus: Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. Das waren unerhörte Äußerungen. Die Juden stritten deswegen auch untereinander: Wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben? Der Herr schwächt nichts ab und nimmt nichts zurück. „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen werdet und sein Blut nicht trinken werdet, werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage.“ Jetzt kommt der Höhepunkt dieser Belehrung: „Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut ist wahrhaft ein Trank.“ Der Herr sagt jetzt nicht mehr bloß: ...ist eine Speise; ...ist ein Trank. Nein: ... ist wahrhaft! Er betont und unterstreicht, dass es hier um das wörtliche Verständnis seiner Rede geht. Das kann man nicht bildlich verstehen, das kann man nicht übertragend deuten. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut ist wahrhaft ein Trank.“

Das war die Verheißung. Die Erfüllung ließ noch auf sich warten. Sie geschah in der Nacht, da der Herr verraten wurde. Da versammelte er seine Jünger um sich im Abendmahlssaal und spendete ihnen seinen Leib und sein Blut. Er nahm Brot in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, brach es auseinander und reichte es den Jüngern mit den Worten: „Nehmet hin und esset. Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.“ Dann nahm er den Kelch mit Wein, segnete auch ihn, reichte ihn den Jüngern und sprach: „Das ist der Kelch des Neuen Bundes, das Blut des Neuen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Trinket alle daraus.“

Die Apostel haben begriffen, dass sich hier erfüllte, was der Herr in seiner Rede in Kapharnaum angedeutet hatte. Sie begriffen auch, dass sich jetzt das Wandlungswunder von Kana in einer anderen Weise wiederholte. Sie begriffen, dass jetzt eine Brotvermehrung anderer Art vor sich ging. Was all das vorgezeichnet hatte, das ging jetzt in Erfüllung. Und er gab ihnen den Befehl: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Das, was er getan hat, das sollen sie tun. „Tut dies zu meinem Andenken!“ Sie sollen das fortsetzen durch alle Zeiten. Und so haben sie es getan. Die Apostel und ihre Nachfolger haben Brot und Wein in der Kraft Gottes zum Leib und zum Blut des Herrn gewandelt. Niemals hat die Kirche anders geglaubt und anders gelehrt, als dass dieses heiligste Sakrament nicht nur die Gnade Christi, sondern Christus den Herrn selbst als Nahrung in sich birgt.

Wenige Jahre, nachdem dieses Geschehnis sich ereignet hatte, schreibt der Apostel Paulus an die Korinther: „Der geweihte Kelch, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?“ Deutlicher kann man es nicht sagen, was der Inhalt des eucharistischen Geheimnisses ist. Und er weist warnend darauf hin: „Wer unwürdig dieses Brot isst, wer unwürdig aus diesem Kelch trinkt, der isst und trinkt sich das Gericht, weil er den Leib des Herrn nicht unterscheidet.“

Wir könnten jetzt zahllose Zeugnisse aus der alten Kirche herbeibringen, um zu zeigen, dass die Kirche die Worte Christi immer so verstanden hat, wie es der Apostel Paulus uns lehrt. Gegen Ende des 1. Jahrhunderts entstand eine Schrift: Didache – Lehre der zwölf Apostel. In dieser Didache heißt es: „Uns aber hast du geschenkt eine geistige Speise, einen geistigen Trank und ein ewiges Leben durch deinen Knecht Jesus.“ Der Martyrer Ignatius von Antiochien, der im Jahre 117 das herrliche Zeugnis abgelegt hat, schreibt: „Dieses Brot ist das Fleisch unseres Erlösers Jesus Christus, das gelitten hat und auferweckt worden ist.“ Justin der Martyrer, der um 155 den Tod gefunden hat, schreibt: „Nicht gewöhnliche Speise und gewöhnlicher Trank ist das, sondern Fleisch und Blut jenes fleischgewordenen Christus.“ Und die großen Kirchenlehrer tragen keine andere Lehre vor, als wir sie hier in diesen frühen Zeugnissen finden. Der heilige Chrysostomus schreibt einmal so schön: „Es gibt Leute, die sagen: Ich möchte ihn sehen; ich möchte seine Gestalt sehen, seine Figur, seine Schuhe. Ach, sagt er, ihn selbst siehst du, ihn selbst berührst du, ihn issest du.“ Ihn selbst siehst du, ihn selbst berührst du, ihn issest du. Und der große Augustinus verkündet: „Was ihr seht, ist Brot und Kelch, wie es eure Augen lehren. Aber der Glaube sagt euch: Das Brot ist der Leib Christi, und der Kelch ist das Blut Christi.“

Im ganzen ersten Jahrtausend hat es kein Christ, auch kein abgefallener Christ, gewagt, zu bestreiten, dass in der heiligsten Eucharistie Leib und Blut des Herrn wahrhaft gegenwärtig sind. Der erste, der hier Zweifel anmeldete, war Berengar von Tours im Jahr 1070. Aber er ließ sich belehren, er wurde vor Papst und Bischöfe zitiert. Er ließ sich belehren und hat bekannt: „Brot und Wein wird in Fleisch und Blut des Herrn verwandelt.“ Um dieses Geheimnisses willen, meine lieben Freunde, hat die Kirche in den zwei Jahrtausenden ihre herrlichen Gotteshäuser errichtet, ihre Altäre gebaut, nicht zuerst für die Menschen, sondern um dieses Geheimnis zu bergen, das der Herr ihr anvertraut hatte. Es lässt sich ja gar nicht erklären, warum die Gläubigen so viel große, herrliche, gewaltige Kirchen gebaut haben, wenn man nur an die Versammlung der Menschen denkt. Soviel Leute gab es ja gar nicht, um sie zu füllen. Aber man wollte eben einen Eindruck der Herrlichkeit dieses Sakramentes den Menschen vermitteln. Man wollte sagen: Ähnlich-unähnlich gewaltig und herrlich ist der Herr, dem wir dieses Haus aus Steinen bauen. Und so ist es durch alle Jahrhunderte gewesen, bis im 16. Jahrhundert die Irrlehrer aufstanden, Zwingli, Calvin und Luther. Die haben das ewige Licht vor den Altären ausgelöscht, soweit ihre Macht reichte. Zwingli lehrte: Das Brot bleibt Brot. Es ist nicht Christi Fleisch und Blut, es ist nur ein Symbol, ein Zeichen. Es bedeutet, es deutet hin auf Christus. Calvin lehrte dasselbe, nur meinte er: Beim Empfange dieses Brotes geht eine Kraft von Gott auf den Menschen über. Eine Kraft geht vom verklärten Christus aus auf den Empfänger dieser Speise und stärkt den Menschen. Luther erklärte auch: Brot bleibt Brot, aber in, mit und unter dem Brot ist Christus selbst gegenwärtig, mit zwei Einschränkungen: nur im Augenblick des Genusses und durch den Glauben. Das sind zwei ganz wesentliche Einschränkungen. Wenn man sagt, die Lutheraner haben auch den Glauben an die Wesensverwandlung, so antworten wir: Nein, den haben sie gerade nicht. Ebenso falsch ist es, zu sagen: Sie haben den Glauben an die Realpräsenz. Den haben sie auch nicht. Nein, er

ist in, unter dem Brote gegenwärtig, aber nur im Augenblick des Genusses und Empfangens und durch den Glauben. Ein Ungläubiger würde also nicht den Herrn empfangen. Es hat sich eben objektiv nichts geändert. Luther ist der große Subjektivist, der alles ins Subjekt verlegt. Das ist ein ProtoPseudos, eine grundlegende Irrlehre.

Ich habe schon einmal erzählt, und der Herr Wagner, der hier neben uns sitzt, hat es sich angesehen, dass in Ottobeuren im Museum des Klosters ein ergreifendes Bild zu sehen ist. Da sitzt der Herr am Abendmahlstische, und um ihn herum sitzen nicht seine Jünger, sondern die drei genannten Irrlehrer Zwingli, Calvin und Luther. Jeder hat ein Spruchband in der Hand, auf dem seine Eucharistielehre enthalten ist. Bei Zwingli steht auf dem Spruchband: „Das bedeutet meinen Leib.“ Bei Calvin heißt es: „Das ist Kraft von meinem Leibe.“ Und bei Luther: „Das enthält meinen Leib.“ Das Spruchband, das Jesus auf diesem Bilde in seiner Hand hält, aber trägt die Worte, wie er sie beim Letzten Abendmahl gesprochen hat: „Das ist mein Leib.“

Meine lieben Freunde, die Eucharistie ist eine gottgestiftete Wirklichkeit, nicht eine Erfindung der Menschen. Wenn Menschen sie erfunden hätten, dann sähe sie so aus, wie Zwingli, Calvin und Luther sie gedeutet haben. Jawohl, so wie die Irrlehrer über die Eucharistie denken, so wäre sie beschaffen, wenn Menschen sie ausgedacht hätten. Ihre Vorstellungen sind menschlich; sie befriedigen das menschliche Denken. Was wir glauben, ist göttlich, es geht über unser Verstehen hinaus.

Im Jahre 1577 konnte Christoph Ratsleben den Abgefallenen entgegenhalten, es gebe bei ihnen zweihundert, zweihundert bildliche Auslegungen des Abendmahlswortes Jesu. So muss es kommen, sobald man vom klaren Wortsinn abgeht. Der Irrtum ist tausendfältig, die Wahrheit ist nur eine. Vor Jahrzehnten besuchte ich einmal in der DDR, in der Deutschen Demokratischen Republik, eine protestantische Kirche. Ich traf den Pfarrer. Voll Freude erklärte er mir: „Ich habe das Allerheiligste.“ „Wie“, sagte ich, „Sie sind doch gar nicht geweiht. Wie wollen Sie das Allerheiligste haben?“ „Ja“, sagte er, „ich habe mir von einem gültig geweihten Bischof die Priesterweihe geben lassen, und so kann ich konsekrieren. Ich habe das Allerheiligste in meiner Kirche.“ Der Mann hatte begriffen, dass man, wenn man den Herrn Jesus Christus leibhaftig bei sich haben will, ihm verähnlicht sein muss in seinem Priestertum. Es gibt heute angeblich hunderte, hunderte protestantische Pfarrer, die sich heimlich haben ein Priesterweihe geben lassen von irgendeinem irregulären Bischof.

Wie wird Christus gegenwärtig? Das hat das Konzil von Trient eindeutig gesagt: durch Transsubstantiation, durch Wesensverwandlung. Äußerlich bleibt die Gestalt erhalten. Die Hostie ist weiß, ist rund, ist zerbrechlich, der Kelch enthält dem Anschein nach Wein; Geruch, Geschmack und Farbe ändern sich nicht. Aber das innere Wesen, das, was hinter der äußeren Erscheinung, hinter der Erfahrung liegt, das ändert sich. Die ganze Substanz des Brotes und des Weines geht über in die Substanz des Leibes und Blutes Christi. Brot und Wein werden nicht vernichtet, nein, sie werden verwandelt. Der eine Christus erfährt eine neue Daseinsweise, die sakramentale, eucharistische Daseinsweise. Wir wollen daran nicht zweifeln, meine lieben Freunde, da Jesus selbst vom Brote sagt: „Das ist mein Leib.“ Wer dürfte daran zweifeln, da er ausdrücklich sagt: „Das ist mein Blut“? Wer möchte Bedenken tragen und meinen, es sei nicht sein Blut? Soll denn das Wort Christi, des Schöpfers, der aus nichts hervorbringen konnte, was nicht war, nicht auch das, was ist, nämlich das Brot, verwandeln können in das, was es vorher nicht war, nämlich seinen Leib?

Manche wünschen, dass Christus auch mit den Sinnen wahrnehmbar wäre. Ich erinnere mich, wie ich in meinem ersten Priesterjahr, 1951, einmal einen Arbeiter in Sachsen traf, der zu mir sagte: „Ja, wenn er doch einmal herauskäme aus dem Tabernakel!“ Wenn er doch einmal herauskäme aus dem Tabernakel! Aber er kommt nicht heraus. Welchen Wert besäße ein Glaube, wenn Christus in eigener Gestalt uns sichtbar erschiene? Als Wissender und durch den Augenschein gezwungen würden wir ihn anbeten. Aber wie vermöchten wir den Glanz seiner Herrlichkeit zu ertragen? Nein, meine lieben Freunde, das Geheimnis muss gewahrt bleiben, schon, damit sich der Mensch nicht seiner bemächtigen kann.

Christus wird unter der Brotsgestalt gegenwärtig, und zwar unter der Brotsgestalt der Leib, unter der Weinsgestalt das Blut Christi. Nun ist aber Christus lebendig. Es ist ja kein toter Leib, der gegenwärtig wird; es ist der verklärte, lebendige Leib, und deswegen ist in der Brotsgestalt mit dem Leib auch das Blut und in der Weinsgestalt mit der Flüssigkeit auch der Leib Christi enthalten. Denn das

Blut ist nicht außerhalb des Leibes, und der Leib ist nicht ohne Blut. So ist Christus in jeder Gestalt ganz zugegen. Es ist also nicht notwendig, aus dem Kelche zu trinken, um sein Blut zu empfangen. Der Kelch ist nur um des Opfers willen nötig. Das Opfer wäre nicht vollständig, wenn nicht beide Gestalten gewandelt würden. Die Kirche hat das immer gewusst. Schon in der Urkirche hat sie den Kranken und den Gefangenen nur die Brotsgestalt gebracht, und den Kindern hat sie nur ein paar Tröpfchen aus dem Kelch gegeben. Die Kirche hat immer gewusst, dass, wer auch nur eine Gestalt genießt, den ganzen Christus empfängt.

Wenn also nun Christus durch die Wandlung gegenwärtig ist, dann weilt er solange unter uns, als die Gestalten vorhanden sind. Deswegen ist das Sakrament nicht nur im Augenblick der Kommunion, sondern immer und überall zu verehren, wo es sich befindet. Es ist eine uralte Sitte der Kirche, den heiligen Leib des Herrn aufzubewahren. In der Märtyrerzeit nahmen ihn die Gläubigen mit nach Hause; später wurde dann über dem Altar eine Taube aufgestellt oder herabhängen gelassen, in der sich das Allerheiligste befand; noch später baute man die herrlichen Sakramentshäuschen, die wir in unseren gotischen Kirchen bewundern können; wiederum noch später die Tabernakel, in denen der Herr wartet, dass jemand ihn noch zum Empfange ruft. So hat auch das Konzil von Trient die Verehrung des Allerheiligsten, die ja die Reformatoren bekämpften, als ein Dogma katholischen Glaubens bekannt: „Wenn jemand sagt, im heiligen Sakrament der Eucharistie sei Christus nicht mit dem Kult der Anbetung auch äußerlich anzubeten und deshalb weder durch besondere Festfeier zu verehren noch in Prozession feierlich umherzutragen oder seinem Volke nicht öffentlich zur Anbetung auszusetzen und die Anbeter desselben seien Götzendiener, der sei ausgeschlossen.“

Ich erinnere mich noch, wie im Jahre 1960 in München der Eucharistische Kongreß stattfand, ein großes Fest des Leibes und Blutes des Herrn. Feierliche Prozessionen wurden gehalten, Gottesdienste abgehalten, Anbetung den Menschen empfohlen. Da schrieben protestantische Zeitungen, hier werde „Brotanbetung betrieben“. Nein, meine Freunde, da wurde nicht Brotanbetung betrieben, da wurde unser Herr Jesus Christus, verborgen im Sakrament, angebetet. Unsere Kirche ist logisch und konsequent bis zum letzten. Sie zieht jede Folgerung, die notwendig ist, und weicht keiner aus. Und deswegen bleibt es wahr: Durch dieses Sakrament steht die Kirche, ist kraftvoll der Glaube und lebendig die christliche Frömmigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Sakramente – Zeichen und Verpflichtung (4)

(Über die heilige Kommunion)

26.02.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir den Inhalt der heiligen Kommunion bedacht. Wir haben gesehen, was es heißt, wenn Christus sagt: „Das ist mein Leib.“ Nicht: Das bedeutet meinen Leib oder: Das ist ein Bild von meinem Leib. „Das ist mein Leib“, sagt der Herr. Heute wollen wir erstens die Wirkungen dieses Sakramentes und zweitens die Voraussetzungen für seinen Empfang bedenken.

An erster Stelle wollen wir also fragen: Welche Wirkungen bringt dieses Sakrament hervor? Nun, an erster Stelle, der Name sagt es ja: Communio – Vereinigung. An erster Stelle vereinigt es mit Christus. Wir werden hineingezogen in Christus, in seinen geheimnisvollen Leib, in das Leben der Dreifaltigkeit. Wir werden wahrhaftig durch die heilige Kommunion Christusträger. Gott beginnt sein göttliches Leben in uns durch die heilige Kommunion. Wir werden eins mit dem göttlichen Lamme, wie der Heiland ja in seiner großen Rede erklärt hat: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“

Die zweite Wirkung ist das Wachstum des göttlichen Lebens. Die heilige Kommunion ist ein Sakrament der Lebendigen, d.h. es setzt das göttliche Leben voraus. Es bringt es nicht hervor wie das Bußsakrament, nein, es setzt das göttliche Leben voraus, aber es erweitert es, es vermehrt es, es stärkt es, es gibt ihm Wachstum. Durch die heilige Kommunion wächst das göttliche Leben in uns. Christus ist wie eine Sonne, und die Sonne erquickt alles, was sie mit ihren Strahlen erreicht. Christus ist wie eine Quelle, und die Quelle erfrischt alles, was sie mit ihren Wassern befeuchtet. So ähnlich-unähnlich ist es auch mit dem Empfang der heiligen Kommunion. Es blüht der Glaube auf, es wächst die Liebe, es wachsen Zuversicht und Mut in uns.

Die dritte Wirkung des eucharistischen Empfanges ist die Verklärung von Leib und Seele. Es ist ein fundamentaler Irrtum des Protestantismus, wenn er das Abendmahl zum Sündenvergebungssakrament macht. Das Bußsakrament hat er ja abgeschafft. Und so macht er das Abendmahl zum Sündentilgungssakrament. Ja, so ist es im Protestantismus; da soll man, da kann man mit schweren Sünden das Abendmahl empfangen. Das ist ganz falsch. Wie kann man denn ein Freund Christi sein, wenn man sich ihm im Sakrament naht, und gleichzeitig sein Feind, indem man eine schwere Sünde auf sich hat? Das ist doch unmöglich; das ist doch ein Widerspruch. Nein, die heilige Kommunion nimmt nicht die schwere Sünde weg, aber sie tilgt lässliche Fehler, sie tilgt lässliche Sünden. Die schwinden durch den Empfang der heiligen Kommunion wie der Schnee in der Frühlingssonne.

Die Seele empfängt durch die Gnade Gottes eine übernatürliche Schönheit. Es gibt eine natürliche Schönheit, die den Leib vor allem betrifft. Aber die Schönheit, die hier gemeint ist, ist der Glanz der Gnade, und der wird durch die heilige Kommunion vermehrt. Die Seele wird auch durch die heilige Kommunion gekräftigt. Sie ist durch die heilige Kommunion in der Lage, schwere Sünden zu meiden und uns vor dem ewigen Tod zu bewahren. Die heilige Kommunion mindert eben den Hang zur Sünde, und sie nimmt die Zustimmung zur schweren Sünde. Die heilige Kommunion dämpft die sinnliche Leidenschaft. Wer wirklich würdig kommuniziert, in dessen Herz wird die Gottesliebe mächtiger, und je mächtiger die Gottesliebe wird, um so weniger brennt die Glut der bösen Begierlichkeit in uns. Die heilige Kommunion gibt uns neue Kraft für das Leben, für den Lebenskampf und für die Lebensarbeit. Wenn wir kommuniziert haben, gehen wir mit neuem Mut an die tägliche Arbeit, mit neuer



Zuversicht in den täglichen Kampf, mit neuer Kraft in den täglichen Leidensweg. Die heilige Kommunion nimmt das Kreuz nicht ab, aber sie gibt die Kraft, es zu tragen.

Auch unser Leib empfängt schon eine Anwartschaft auf die ewige Verklärung. Wir werden jetzt schon bereit für die selige Auferstehung im Leibe. Wir sind ja gewissermaßen ein Kelch des Herrn; wir sind ja ein Träger des Allerheiligsten. Deswegen wird auch unser Leib gestärkt, und es wird in ihn der Keim der Unsterblichkeit gelegt.

Eine letzte, vierte Wirkung besteht darin, dass durch die Kommunion die Gemeinschaft der Kommunizierenden gefestigt wird. Und das ist eine Tatsache. Meine lieben Freunde, vor wenigen Tagen sprach ich mit einer Ärztin, und wir kamen auch auf die Gläubigen zu sprechen, auf den Gottesdienstbesuch. Ich habe ihr ein schönes Zeugnis ablegen können. Ich habe ihr gesagt: „Frau Doktor, meine Leute sind alle überdurchschnittlich. Ich habe alles Leute, die überdurchschnittlich an Gottesliebe und an Nächstenliebe sind.“ Jawohl, das habe ich gesagt. Die Kommunion verbindet die Menschen untereinander, denn sie sind ja in Christus verbunden. Und weil sie in Christus verbunden sind, sind sie auch miteinander verbunden. Sie sind zusammengeschlossen in Christus. Deswegen darf Haß und Neid, darf Erbitterung und Feindschaft zwischen uns keine Stelle mehr haben. Wir kennen einander, wir kennen einander ja nur zu gut. Wir wissen um unsere Schwächen, aber das darf uns nicht abhalten, die Liebe zu beweisen, die Christus uns bewiesen hat, als er sich uns hingab in der heiligen Kommunion.

Das sind die Wirkungen der heiligen Kommunion. Wir haben jetzt noch zu bedenken zweitens die Voraussetzungen. Es ist bei allen Sakramenten das gleiche, meine lieben Freunde. Die Sakramente wirken aus der ihnen eigenen Kraft. Der lateinische Ausdruck heißt „ex opere operato“. Aus der ihnen eigenen Kraft wirken die Sakramente. Aber das hindert nicht, dass der Mensch mitwirken muss. Das ist ja eben das katholische Prinzip, dass Gott alles wirkt und doch der Mensch auch mitwirken muss. Gott wirkt nicht alles allein, sondern er wirkt es auch mit dem Menschen. Das ist das katholische Prinzip. Und so ist es auch beim Sakrament der heiligen Kommunion. Für dieses Sakrament gilt der Grundsatz wie für alle Sakramente: Die Sakramente wirken nach der Maßgabe der Disposition. Das heißt, wir haben es durch unsere Vorbereitung in der Hand, wieviel die Sakramente in uns wirken. Sie wirken nach Maßgabe der Disposition, das heißt eben der inneren Vorbereitung.

Und so muss man also erstens sich bereitmachen für den Empfang der heiligen Kommunion. Das heißt an erster Stelle frei sein von schwerer Sünde. Meine lieben Freunde, es ist ein fundamentaler Irrtum des Protestantismus, wenn er meint, dass durch das Abendmahl schwere Sünden nachgelassen werden. Ein fundamentaler Irrtum! Man kann ja nicht ein Feind Gottes sein – in der schweren Sünde – und gleichzeitig sein Freund sein wollen. Das ist ein Widerspruch in sich selbst. Nein, wer die heilige Kommunion empfangen will, muss frei sein von schwerer Sünde. Das ist die erste und unerlässliche Voraussetzung für einen würdigen und gnadenreichen Empfang der heiligen Kommunion. Wo das göttliche Leben nicht in der Seele ist, kann die Kommunion nicht wirken, kann die Speise nicht wirken. Man kann nicht einem toten Leib Speise einflößen; das würde beim Leibe nicht funktionieren. Und so ist es auch bei der Seele. Das Himmelsbrot nützt einer in der Todsünde erstorbenen Seele nicht. Deswegen sind all die Versuche, Kommunionunwürdige zur Kommunion zu führen, zutiefst falsch, irrig und verderblich – auch wenn sie von den Bischöfen der Oberrheinischen Kirchenprovinz ausgehen. Auch dann sind sie falsch! Der heilige Paulus sagt unmißverständlich: „Wer unwürdig dieses Brot isst oder den Kelch des Herrn trinkt, der versündigt sich am Leibe und Blute des Herrn. Er isst und trinkt sich das Gericht.“

Wir sollen aber auch möglichst frei sein von lässlichen Sünden. Die lässlichen Sünden machen die Kommunion nicht unwürdig, aber sie machen sie weniger gnadenreich. Die Sonne kann durch Nebel und Wolken nicht hindurchdringen in der Natur. Und so ähnlich-unähnlich ist es auch mit der heiligen Kommunion. Wenn kleinere Sünden auf der Seele liegen, sind die Gnadenwirkungen der eucharistischen Sonne nicht in vollem Maße wirksam. Deswegen muss man die kleinen Sünden durch Reue und Beicht tilgen. Wenn Sie unsere Messe aufmerksam mitverfolgen, dann sehen Sie ja, dass der Priester am Anfang seine Schuld bekennt und um Vergebung bittet. Und dann vor der Kommunion wendet er sich noch einmal zu den Gläubigen und gibt ihnen den Segen, damit sie ihre läßlichen Sünden bereuen und sich durch Reue davon befreien.

Eine weitere Voraussetzung der heiligen Kommunion ist, dass man erfüllt sein muss von Ehrfurcht, Glaube und Liebe. Ehrfurcht, das heißt eine heilige Scheu. Es muss in uns etwas sein, was uns eigentlich zittern lässt, wenn wir daran denken, was wir jetzt tun. Wir empfangen unseren Gott und Heiland. „Gott wird klein, sinkt dir ein, Menschenherz heißt sein Schrein“ hat Johannes Sorge, der Dichter des Ersten Weltkrieges, einmal geschrieben. Also es müsste in uns eine große Ehrfurcht sein vor diesem heiligen Sakrament, eine heilige Scheu. Gleichzeitig natürlich eint tiefer Glaube. Wir müssen glauben, dass Jesus wahrhaft zu uns kommt, dass Jesus wahrhaft in uns Wohnung nimmt. Und wir müssen ihm mit Liebe entgegengehen. Wir müssen den Herrn und Heiland, unseren größten und lautersten Freund, mit Liebe empfangen, also mit Wohlwollen, mit Ergebung, mit Hingabe. Je mehr Glaube, je mehr Liebe, je mehr Ehrfurcht in uns sind, um so größer wird die Fülle der Gnaden sein, die wir in der heiligen Kommunion empfangen. Wir müssen uns also bereitmachen für den Empfang der heiligen Kommunion.

Und eine letzte Weise, sich zu bereiten, besteht darin, dass man sich von anderer Speise frei hält. Das ist das sogenannte Nüchternheitsgebot. Wir Älteren haben ja die Entwicklung dieses Gebotes mitgemacht. Als ich 1951 zum Priester geweiht wurde, galt die Bestimmung: Von Mitternacht an darf nichts mehr gegessen und nichts mehr getrunken werden. Christus soll die erste Speise sein. Die Ehrfurcht vor ihm und die Erwartung auf ihn gebieten, dass man sich - auch durch Enthaltung von Speise - auf sein Kommen vorbereitet. Das war nicht ganz leicht; denn wir waren damals in der Diaspora als Priester sehr gefordert. Jeden Sonntag drei heilige Messen und drei Predigten! Das ging bis Mittag. Also erst zu Mittag durften wir die erste Speise zu uns nehmen. Wir haben es geschafft; es war für uns eine Selbstverständlichkeit. Wir haben das Gebot nicht, wie man heute sagt, hinterfragt, wir haben es gehalten. Dann wurde das Gebot gemildert. Es kam die Drei-Stunden-Regel auf, dass man also drei Stunden vor der heiligen Kommunion nichts essen und nichts trinken durfte. Aber auch diese Regel ist wieder fallengelassen worden. Und heute sind wir angelangt bei einer Stunde, einer Stunde vor dem Empfang der heiligen Kommunion, nicht vor dem Beginn der Messe, sondern vor dem Empfang der heiligen Kommunion darf man nichts essen und nichts trinken, wenn man gesund ist. Kranke dürfen Ausnahmen machen. Wasser darf man sowieso unbedenklich, auch in dieser einen Stunde noch, zu sich nehmen. Aber für den normalen Gläubigen, für den gesunden Gläubigen gilt die Ein-Stunden-Regel: Eine Stunde vor der heiligen Kommunion nichts essen und nichts trinken, um wenigstens noch ein Minimum an Erwartungshaltung und Sehnsucht in uns, auch im körperlichen Bereich, wachzurufen. Das ist also die Vorbereitung.

Aber es gibt auch zweitens eine Nachbereitung. Man muss auch bereit bleiben. Und wie bleibt man bereit? Indem man erstens eine Danksagung vornimmt. Die heilige Messe schließt mit dem Entlassungssegen: „Gehet hin in Frieden, ihr seid entlassen.“ Aber das bedeutet nicht, dass man nicht noch eine Weile verweilen soll oder darf, um Gott zu danken für diese Gnade der heiligen Kommunion. Diese Minuten vor dem Allerheiligsten sind kostbar und hilfreich. Lichtströme der Heiligkeit fluten in unsere Seele. Diese Minuten bei dem Allerreinsten bewirken, dass unsere Reinheit stark und sicher wird. Diese Minuten beim Allerbesten, die schaffen Güte und Geduld und Liebe in unserer Seele. Diese paar Minuten vor dem Ewigen erfüllen uns mit Ewigkeitsgedanken. Denken wir daran, meine lieben Freunde, Gnaden sind immer auch Pflichten. Gnaden sind immer auch Pflichten. Der heilige Pfarrer von Ars hatte ein schönes Gebet, wenn er die heilige Kommunion empfangen hatte. Er pflegte seine Danksagung in die Worte zusammenzufassen: „Mein Gott, nun trage du den armen Menschen, der dich trägt!“ O wie schön! Mein Gott, nun trage du den armen Menschen, der dich trägt!

Die zweite Nachbereitung besteht darin, dass wir den Kommuniontag würdig verbringen. „Großes hat an mir getan der Mächtige, dessen Name heilig ist.“ Das heißt, wir sollen mit Christus in den Tag hineingehen. Wir sollen unsere Arbeit mit Christus segnen, und wir sollen die Menschen, die uns begegnen, erwärmen. Wir sollen als Christusträger zu ihnen kommen und ihnen Christus bringen. Wenn Sie durch Ihre Straßen und Ihre Ortschaften gehen, meine lieben Freunde, beten Sie immer für die Menschen rechts und links in den Häusern. Beten Sie immer, dass der Segen, den Sie empfangen haben, auch auf die komme, die nichts wissen oder nichts wissen wollen von diesem kostbaren Sakrament.

Die Frage der Kommunionhäufigkeit ist heute beantwortet. Sie ist beantwortet durch den heiligen Papst Pius X. Wenn Sie Ihre Großeltern fragen, dann werden sie Ihnen erzählen, dass sie mit 14 Jahren zur ersten heiligen Kommunion gegangen sind. Man hat bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts so lange gewartet. Aber Pius X. hat die frühe Kommunion empfohlen und eingeführt, und sie hat sich überall durchgesetzt. Er hat auch die häufige Kommunion empfohlen, und auch sie hat sich durchgesetzt. Pius X. hat im Einklang mit dem göttlichen Recht nur zwei Bedingungen für den häufigen Empfang der Kommunion gestellt, nämlich 1. Freiheit von schwerer Sünde und 2. rechte Absicht. Über die Freiheit von der schweren Sünde haben wir schon gesprochen. Die rechte Absicht besteht darin, dass man aus Sehnsucht, aus Liebe, aus Ergebung sich dem Heiland im Sakrament naht. Nicht weil alle es machen, nicht weil man nicht auffallen will, nicht aus Eitelkeit, nicht um sich im Angesicht der Gemeinde zu rehabilitieren – das kommt auch vor, aber das ist falsch. Nein, sondern um mit dem Heiland in Liebe eins zu werden und sein treues, brauchbares Werkzeug zu werden. Das ist die rechte Absicht.

In dieser Gesinnung, meine lieben Freunde, lasst uns dem Herrn im Sakrament nahen. Wenn der Priester außerhalb der Messe die heilige Kommunion austeilte, spricht er ein schönes Gebet. Das lautet: „O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen wird, das Andenken seines Leidens erneuert wird, die Seele mit Gnaden erfüllt wird und uns ein Unterpfand der kommenden Herrlichkeit gegeben wird.“ Wahrhaftig, ein ergreifendes Gebet. O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen wird, das Andenken seines Leidens erneuert wird, die Seele mit Gnaden erfüllt wird und uns ein Unterpfand der kommenden Herrlichkeit gegeben wird. Jawohl, so ist es.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Sakramente – Zeichen und Verpflichtung (5)  
(Über die heilige Firmung)

05.03.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn das Kind noch unmündig ist, ist es zwar ein voller und ganzer Mensch, aber es hat noch eine Entwicklung vor sich, eine Entwicklung seines Körpers und seines Geistes. Es muss lernen und wachsen an Kraft und an Weisheit, bis es zum Vollalter des Menschen herangewachsen ist. Ähnlich ist es auch im geistlichen Leben. In der Taufe werden wir Kinder Gottes. Aber das geistliche Leben, das da in uns entzündet ist, muss noch zu heller Flamme emporwachsen. Wir bedürfen, um ins Vollalter Christi zu kommen, nicht nur der Taufe als des Anfangsakramentes, sondern auch der Firmung als des Vollendungssakramentes, als des Stärkungssakramentes. In der Taufe werden wir Bürger Gottes, Bürger des Gottesreiches, in der Firmung werden wir Bürgen des Gottesreiches. Und so wollen wir am heutigen Tage über dieses Sakrament der Firmung nachdenken. Wir wollen erstens nach der Spendung der Firmung fragen, zweitens nach der Gnade der Firmung und drittens nach dem Leben des Gefirmten.

Die Spendung der Firmung ist normalerweise vorbehalten dem Bischof. Der Bischof ist ja der Universalpriester, der Universalpfarrer seiner Diözese. Und so soll er auch die mündigen Christen durch die Spendung des Firmsakramentes heranbilden. Nur wenn er es persönlich nicht vermag, ist er gehalten, Priester an der Spendung der Firmung zu beteiligen. Aber der normale, der ordentliche Spender der Firmung ist der Bischof. Er zieht dann in eine Kirche ein, wo die Firmlinge bereitstehen, er feiert mit ihnen das heilige Opfer und geht dann daran, das Firmsakrament zu spenden. Die Spendung vollzieht sich in folgender Weise: Der Bischof legt auf den Scheitel eines jeden seine Hand und salbt die Stirn mit Chrisam, also mit heiligem Öl. Dabei spricht er: „Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes, und ich salbe dich mit dem Chrisam des Heiles im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Dabei macht er das Kreuzzeichen auf die Stirn. Bei dieser heiligen Handlung kommt der Heilige Geist auf den Firmling herab.

Meine lieben Freunde, ich kann die Sehnsucht verstehen, dass die Wirkung des Firmsakramentes in dem Augenblick, in dem es gespendet wird, stimmhaft spürbar sein möchte. Wenn wir im Krankenhaus eine Infusion erhalten, dann merken wir, wie die Flüssigkeit in unseren Körper geträufelt wird. Wenn wir den Heiligen Geist im Firmsakrament empfangen, haben wir kein Gespür. Die Wirkung des Firmsakramentes ist überempirisch. Ich habe lange darüber nachgedacht, warum das so sein muss. Der Grund ist meines Erachtens darin gelegen: Das Geschehen der Firmung bleibt der Empirie, der Erfahrung, entzogen, damit der Mensch sich seiner nicht bemächtigen kann. Es ist wie immer bei allen Wirkungen Gottes, die uns nahe kommen – Eucharistie, Taufe, Ölung: Die Wirkung ist wirklich, aber sie ist nicht erfahrbar. Gott und seine Schätze dürfen nicht in die Verfügung, in die Macht, in die Gewalt des Menschen geraten. Also was äußerlich geschieht, wird innerlich bewirkt, aber es ist nicht erfahrbar.

Und noch ein Zweites muss gesagt werden. Die Sakramente wirken nach der Maßgabe der Disposition des Empfängers, entsprechend der Vorbereitung. Der empfängt mehr, der besser vorbereitet ist, und der empfängt gar nichts, der nicht vorbereitet ist. So müssen wir also das Firmsakrament als ein wunderbares Geschehen betrachten, nicht als eine nutzlose Zeremonie, wie die Neuerer des 16. Jahrhunderts sagten, sondern als eine wirkliche Gabe Gottes, die – und das ist unser zweiter Gegenstand – uns Gnade vermittelt. Wir müssen an zweiter Stelle von der Firmgnade sprechen.

Der Prophet Joël im Alten Bunde hatte die Ausgießung des Heiligen Geistes angekündigt: „Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch.“ Fleisch, nun, das sind die Menschen wegen ihrer

Hinfälligkeit. „Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch.“ Diese Prophezeiung ging in Erfüllung am Pfingsttage. Da kam der Geist auf die Apostel herab. Der Herr hatte ihnen ja gesagt, sie sollten in Jerusalem bleiben, „denn ihr werdet mit dem Heiligen Geist getauft werden. Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein bis an die Grenzen der Erde.“ Der Geist kam damals am Anfang mit gewaltigen äußeren Zeichen verbunden. Die äußeren Zeichen waren nicht der Heilige Geist, sie waren nur ein Hinweis auf den Heiligen Geist, also die Feuerzungen, die sich niederließen auf jeden, das Sturmbräusen, welches das Haus erfüllte. Die Begabung mit dem Heiligen Geist geschah innerlich. Gott kommt immer auf Taubenfüßen, nicht mit äußerem Gemächte und mit äußerem Getue. Und so ist dieses Sakrament eingesetzt worden, und die Kirche hat es gehütet und wendet es noch heute einem jeden zu, um die Menschen zu stärken, denn Firmung heißt Stärkung oder Befestigung. Das, was in der Taufe geschenkt wurde, soll bewahrt werden, nein, es soll wachsen, es soll gefestigt werden und unser Leben durchtragen.

Die Firmung ist Stärkung, und diese Stärkung benötigen wir, meine lieben Freunde, denn wir stehen ein Leben lang im Kampfe. Es sind drei Feinde, die wir zu bekämpfen haben, einmal die böse Begierlichkeit im eigenen Herzen. Sie erwacht in den Jahren der Mündigkeit und verlässt uns nicht mehr. Sie beginnt einen Aufruhr in der jungen Seele. Wir wissen, wie viele, wie die meisten in der Pubertät zu kämpfen haben mit diesem Aufruhr. Das ist der erste Feind, die böse Begierlichkeit. Der zweite Feind dringt von außen auf uns ein: die Welt, insofern sie im Bösen, im Argen liegt. Das ist der zweite Feind. Sie versucht uns mit ihren Lockungen und Drohungen von Christus abzuwenden. Der dritte Feind ist Satan. Wir haben eben im Evangelium gehört, wie er sich selbst an Jesus herantraute, wie er ihn dreimal versucht hat. Wir Priester beten jeden Tag eine Stunde lang das Brevier, und da ist am heutigen Tage eine wunderbare Lesung vom großen Papst Gregor zu finden. Da fragt er: Konnte denn der Teufel überhaupt an Jesus herankommen? Wie war das möglich? „O“, gibt er die Antwort, „das war sehr wohl möglich. Wenn der Teufel ihn in den Tod bringen konnte, dann konnte er ihn auch versuchen. Der, der den Tod überwinden wollte, musste sterben, und der die Versuchung überwinden wollte, musste versucht werden.“ Das ist die Lösung, warum selbst Jesus vom Satan versucht wurde. Wo Flammen aus dem Abgrund schlagen, da müssen auch Feuer aus der Höhe lodern, und das ist die Kraft des Heiligen Geistes, Kraft aus der Höhe. Diese Kraft wird uns in der Firmung zuteil. Und dann werden wir gerüstet zum Kampf in Abwehr und Eroberung. Ja, wir haben zwei Aufgaben in unserem Kampf: Abwehr und Eroberung. Die Abwehr gilt den Feinden des Heiles, den Feinden der Religion, den Feinden der Kirche. Der Gefirmte soll überall mutig und unerschrocken diese Feinde abwehren, er soll das Kreuz bekennen und verteidigen. Diese Abwehr darf nicht erlahmen, meine lieben Freunde. Aber darüber hinaus ist ihm auch Eroberung aufgetragen. Wir sollen das Reich Gottes ausbreiten; wir sollen den Unglauben überwinden, wir sollen das Licht überallhin tragen; wir sollen die Menschen aus den Ketten Satans befreien. Die Kirche wird nur dann überleben, wenn sie ein erobernde Kirche ist. Wir müssen uns bemühen, in unserem Umkreis für den Glauben zu zeugen und Menschen für den Glauben zu gewinnen. Wir dürfen nicht nachlassen, mit unserem Leben den Glauben den Menschen zu zeigen. Das einzige Evangelium, das die Menschen heute noch lesen, ist das Leben der Christen, und so muss unser Leben ein Zeugnis für diesen Glauben sein. Von ihm muss eine weckende und werbende Kraft ausgehen.

Und da sind wir schon beim dritten Punkte, nämlich bei unserem Leben als gefirmte Christen. Wir sollen leben als Gesalbte. Als Gesalbte haben wir eine dreifache Prägung bekommen. Wir sind teilhaftig geworden am prophetischen, am priesterlichen und am königlichen Amte Christi. Teilhaftig des prophetischen Amtes. Wer waren die Propheten? Sie waren die Kündler der Geheimnisse Gottes. Sie empfingen seine Offenbarungen, und sie gaben sie den Menschen weiter. So sollen auch wir, teilhaftig des prophetischen Amtes, den Menschen unserer Zeit durch Wort und Leben das Evangelium, die Gottesgeheimnisse, künden. Christen sind heute vielfach die einzige Bibel, die die Menschen noch lesen. Vom heiligen Franz von Assisi wird erzählt, wie er einmal einen Bruder bat, er möge mit ihm ausgehen, um zu predigen. Die beiden gingen also los, und sie durchwanderten eine Straße nach der anderen, ohne dass Franziskus auch nur ein einziges Wort sprach. Als sie nach Hause gekommen waren, fragte der Bruder ihn: „Ja, lieber Bruder Franziskus, du hattest gesagt, wir gehen aus, zu predigen. Aber du hast ja gar nicht gepredigt.“ „O doch“, sagte Franziskus, „durch unser Dasein haben wir ge-

predigt.“ Wahrhaftig, das ist die Predigt des Lebens. Unser Dasein soll von unserem prophetischen Amte künden. Wir sind aber auch teilhaftig des priesterlichen Amtes. Als Priester sind wir dazu bestimmt, Opfer darzubringen, und es ist kein Phrase, es ist keine Übertreibung, es ist die Wahrheit, wenn wir sagen, der Priester und das Volk bringen gemeinsam das heilige Messopfer dar. Die Gläubigen schließen sich in ihrem priesterlichen Sein an den Amtspriester an und bringen dem Vater im Himmel das heilige Opfer dar. Die ganze Gemeinde vollzieht mit dem Priester, niemals ohne den Priester, das heilige Opfer. Und auch in unserem täglichen Leben sollen wir Opferdarbringer sein, die Leiden und die Beschwerden unseres Lebens können wir in priesterlicher Gesinnung dem Vater im Himmel als unser tägliches Opfer darbringen. Wir sind schließlich auch teilhaftig des königlichen Amtes Christi. Das königliche Amt besagt das Herrschertum. Wir herrschen jetzt, aber nicht über andere, sondern wir herrschen über unsere Begierde, wir herrschen über das Fleisch, wir herrschen über die Welt, wir herrschen über die Versuchungen. Das ist gemeint, wenn wir sagen, wir sind des königlichen Amtes Christi teilhaftig. Wir herrschen über die niederen Triebe und richten die Gottesherrschaft in uns auf. Das ist unser königliches Amt.

„Wenn wir im Geiste leben, müssen wir auch im Geiste wandeln“, sagt der Apostel Paulus. Wir wandeln im Geiste, wenn wir uns den sieben Gaben des Heiligen Geistes ergeben. Nach dem früheren Ritus war es vorgeschrieben, dass, wenn der Bischof die Firmung spendete, sieben Kerzen am Altar brennen mussten. Sieben, nicht acht, nicht sechs, sieben, als Hinweis auf die sieben Gaben des Heiligen Geistes. Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn, so haben wir es in der Jugend gelernt. Sieben Gaben des Heiligen Geistes: Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn.

Geist der Weisheit. Er ist darin beschlossen, dass man klar ein Ziel vor Augen hat. Wer weise ist, hat ein klares Ziel vor Augen. Dieses klare Ziel kann für uns Gläubige kein anderes sein als die selige Gemeinschaft mit Gott. Wer dieses Ziel vor Augen hat, ist wahrhaft weise. Der bekannte Schauspieler Curd Jürgens hat einen Schmöker geschrieben: „...und kein bisschen weise.“ Das war er auch wirklich nicht. Bis an sein Lebensende war er ein Genießer und ein Unzüchtiger. Er hatte die Weisheit nicht gefunden. Weisheit ist die klare Erkenntnis des Zieles.

Verstand besagt, dass wir die Glaubenswahrheiten verstehen, dass wir uns tiefer in die religiösen Wahrheiten einleben, dass wir die Geheimnisse Gottes durchdringen oder jedenfalls eindringen in sie. Die einzelnen Wahrheiten werden uns durch die Gabe des Verstandes deutlicher, der Zusammenhang geht uns auf, und wir werden unseres Glaubens froh.

Geist des Rates ist uns notwendig in den vielen Wechselfällen unseres Lebens. Wir wissen ja, meine lieben Freunde, wie oft wir ratlos sind. Jeder Tag ist anders, immer neue Fragen treten an uns heran. Da fordert es viel Klugheit, um das Rechte zu tun. Oft wissen wir nicht, sollen wir reden oder schweigen, sollen wir handeln oder die Handlung unterlassen. Da braucht es den Heiligen Geist. Von ihm hat ja der Herr gesagt: „Wenn ihr vor Könige und Statthalter geführt werdet, da überlegt nicht wie und was ihr reden sollt. Es wird euch gegeben werden in jener Stunde.“ Das ist die Gabe des Heiligen Geistes, die Gabe des Rates. Die Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach hat einmal den schönen Satz geschrieben: „Wenn du sicher wählen willst im Konflikt zweier Pflichten, wähle diejenige, die zu erfüllen dir schwerer fällt!“ Das ist ein guter Rat. Wenn du sicher wählen willst im Konflikt zweier Pflichten, wähle diejenige, die zu erfüllen dir schwerer fällt! Das ist in den meisten Fällen auch tatsächlich der richtige Rat. Denn wir neigen dazu, es uns bequem zu machen.

Eine weitere Gabe ist der Geist der Stärke. Wir sind von Gefahren umgeben, und wir sind schwach. Da braucht es die Stärke, die Bekenntnisfreudigkeit. In der Endphase des letzten Krieges wurde ein Feldherr für eine schwierige Aufgabe gesucht, und da schlug man im Führerhauptquartier in Rastenburg den Feldmarschall von Weichs vor. Sofort erhob der Generaloberst Jodl Einspruch: „Nein“, sagte er, „der betet den Rosenkranz.“ Deswegen konnte er nicht das Feldherrnamt übernehmen, weil er den Rosenkranz betet! Aber er hat sich eben nicht gescheut, dieser Feldmarschall von Weichs, den Rosenkranz zu beten. Es war in seinem Stabe bekannt, dass er ein frommer, gläubiger, katholischer Christ war. Das ist der Geist der Stärke, der ihn dazu ermutigt hat. Stark ist, wer im Kampfe standhält, stark ist, wer zur Erreichung seines Zieles jeden Preis zu bezahlen bereit ist. Wer sich Christus ergeben hat, der kann sterben, überwunden werden kann er nicht. Schon das tägliche

treue Erfüllen der Pflichten in Haus und Beruf und Familie braucht viel Heroismus, braucht den Geist der Stärke.

Der Geist der Wissenschaft besteht darin, dass man nicht nur etwas gelernt oder gehört hat, sondern dass man es sich wirklich angeeignet hat, dass man von dem Gelernten festen Besitz ergriffen hat. Ich wünschte sehr, meine lieben Freunde, dass Sie sich in der Wissenschaft des Glaubens ausbilden, dass Sie durch Belehrung und Studium, durch Lesen und Lernen immer mehr klares religiöses Wissen erwerben. Es ist ja so leicht, die Angriffe der Gegner abzuwehren, wenn man Wissen hat, denn sie haben wenig Wissen, und je mehr wir uns an Wissen, an religiösem Wissen angeeignet haben, um so leichter können wir die irrigen Meinungen überwinden.

Und schließlich der Geist der Frömmigkeit. Da sind zwei Extreme zu vermeiden, zwei falsche Frömmigkeitsformen. Die eine falsche Frömmigkeitsform besteht darin, dass Menschen sagen: Man braucht nur Gebet und Gottesdienst zu üben, dann ist alles geschehen. Die Liebe zu den Mitmenschen und die Erfüllung des Berufes sind nicht wichtig. Das ist falsche Frömmigkeit. Es ist aber auch falsche Frömmigkeit, wenn man nur an Arbeit und Nächstenliebe denkt und darüber den Gottesdienst und das Gebet versäumt. Das ist ebenso falsche Frömmigkeit. Nein, die echte Frömmigkeit, die aus dem Heiligen Geiste kommt, besteht darin, dass man in Kindlichkeit vor Gott steht, in Brüderlichkeit unter den Menschen und in Treue zum Beruf. Wer das harmonisch verbindet, der hat den Geist der Frömmigkeit.

Und schließlich die letzte Gabe ist die Gottesfurcht. Das ist vielleicht eine der schlimmsten Auswirkungen der nachkonziliaren Zeit, dass die meisten Menschen, auch die meisten Christen, die Gottesfurcht verlernt haben. Wer Gott nicht mehr fürchtet, der wird auch nicht seinen Geboten nachleben. Gott ist zu fürchten, weil er gerecht ist und heilig. Diese Furcht ist freilich nicht die sklavische Furcht des Knechtes, der die Sünde ja nicht innerlich überwindet, sondern der sie nur meidet, weil er die Strafe fürchtet. Nicht diese Furcht ist gemeint, sondern die Gottesfurcht besteht darin, dass man eine heilige Scheu hat, den Vater im Himmel zu kränken, dass man eine heilige Scheu hat, ihn zu betrüben, dass man eine heilige Scheu hat, Christus weh zu tun. Das ist die wahre Furcht des Herrn, und sie ist der Anfang der Weisheit. Wahrhaftig, so ist es: Herr, laß mich dich fürchten, du Liebe im Licht. Solang ich dich fürchte, werd' untreu ich nicht.

Wenn die frühen Christen sich begegneten, sprachen sie den Gruß: „Vivas in Spiritu Sancto“ – du mögest leben im Heiligen Geist. Wahrhaftig, ein schöner Gruß. Vivas in Spiritu Sancto – du mögest leben im Heiligen Geist. Wir wollen uns unserer Firmung erinnern, der Firmgnade und würdig dieser Gnade leben, die Gaben des Heiligen Geistes auf uns herabrufen. Täglich, meine lieben Freunde, täglich sollten wir um die Gaben des Heiligen Geistes beten: „Komm, o Geist der Heiligkeit aus des Himmels Herrlichkeit, komm mit deiner sieben Gaben Zahl.“ Und dann können wir auch das schöne Gebet verrichten:

„Atme in mir, du Heiliger Geist, dass ich Heiliges denke. - Führe mich, du Heiliger Geist, dass ich Heiliges tue. - Locke mich, du Heiliger Geist, dass ich Heiliges liebe. - Stärke mich, du Heiliger Geist, dass ich Heilige hüte. - Hüte mich, du Heiliger Geist, dass ich es nimmer verliere.“ Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Macht und Güte (1)

(Über die Zehn Gebote)

12.03.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Ziel ist die ewige selige Anschauung Gottes. Daraufhin sind wir unterwegs. Alles, was Gott zu unserem Heile unternommen hat, dient dazu, uns diesem Ziele zuzuführen. Es ist einmal ein junger Mann zu Jesus gekommen, der Sehnsucht nach diesem Ziele hatte, und er fragte Jesus: „Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erlangen?“ Die Antwort lautete: „Halte die Gebote!“ Das also ist der Weg, der uns zum ewigen Leben führt, die Gebote zu beobachten. Gott hat uns Wegmarken an unseren Weg gestellt, die es zu beachten gilt. Das ist der Weg zum Leben: Halte die Gebote!

Gott selber stellt diese Wegtafeln auf. An erster Stelle im sittlichen Naturgesetz. Ja, so ist es. Die Natur, wie sie von Gott geschaffen ist, enthält Sollensforderungen. Das Sein ist gleichzeitig ein Sollen, und diese Sollensforderungen, die sich aus der Natur der Dinge, der Menschen ergeben, nennen wir das sittliche Naturgesetz. Dieses sittliche Naturgesetz ist dem Menschen eingepägt, zumindest in den obersten Formulierungen, und meldet sich im Menschen durch das Gewissen. Im Gewissen wird uns das sittliche Naturgesetz hörbar.

Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant hat in Worten, die wirklich des Erwähnens wert sind, von diesem sittlichen Naturgesetz gesprochen. „Zwei Dinge“, sagte er, „erfüllen den Menschen mit immer neuer und zunehmender Ehrfurcht und Bewunderung, je tiefer und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt, nämlich der gestirnte Himmel über mir und das sittliche Gesetz in mir.“ Dieses sittliche Gesetz in mir, dieses moralische Gesetz, hat Gott zum Urheber; es ist das Instrument seiner Herrschaft. Nur dort kann Gott zur Herrschaft kommen, wo sein heiliger Wille Macht über die Gewissen bekommt, und das ist die Funktion des sittlichen Naturgesetzes: Gottes Willen über unser Sein und Handeln Macht bekommen zu lassen. Gott ist kein Schattenkönig. Der heilige und gerechte Gott ist Gesetzgeber. „Du sollst“ lauten seine Gebote und „Du darfst nicht“. Er ist der Herr, sein Wille ist Gesetz; wir stehen in seinem Dienste.

Aber damit nicht genug. Gott hat sich nicht begnügt, durch die Natur zu uns zu sprechen. Er hat uns vielmehr eine übernatürliche Offenbarung geschenkt. Diese übernatürliche Offenbarung ist zweifältig, nämlich eine alttestamentliche und eine neutestamentliche Offenbarung. Ich nehme an, dass die meisten von Ihnen noch in der Schule die Zehn Gebote gelernt haben. Die Zehn Gebote sind das Urgesetz des Alten Testaments, gegeben am Berge Sinai, auf zwei Tafeln geschrieben und dem Moses übergeben.

„Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben! Du sollst den Namen Gottes nicht verunehren! Du sollst den Sabbat heiligen! Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass es dir wohl ergehe auf Erden! Du sollst nicht töten! Du sollst nicht ehebrechen! Du sollst nicht stehlen! Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten! Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Frau! Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hab und Gut!“ Das sind die Zehn Gebote, die uns im zweiten Buch Moses überliefert sind. Ich war Zeuge, meine lieben Freunde, bei Prüfungen, bei Prüfungen von Studenten an der Universität, wie der Kollege neben mir diese Gebote auf persische und babylonische Einflüsse zurückführte. Also nicht von Gott empfangen, sondern aus dem Ausland bezogen! Das ist ein gigantischer Unfug. Selbstverständlich haben auch heidnische Völker das sittliche Naturgesetz vernommen, und das sittliche Naturgesetz spricht sich ja aus in den Zehn Geboten. Die Zehn Gebote sind als alttestamentliche Offenbarung die Bestätigung des sittlichen Naturge-



setzes. Wir brauchen also nicht zu zweifeln, dass diese Gebote Gott zum Urheber haben. Es sind Gottes Gesetze. Sie sind nicht von Menschen erfunden, im Codex Hamurabi meinetwegen aufzufinden. Mag ja sein. Aber auch der Codex Hamurabi enthält eben Spuren der Uroffenbarung und des sittlichen Naturgesetzes. Es sind Gottes Gebote und nicht Menschensatzungen. Immer fügt Gott, als er diese Gebote gab, hinzu: „Ich bin Gott, der Herr“, d.h. derjenige, dem du Gehorsam schuldest. Diese Gebote bringen eine Verpflichtung mit sich, eine absolute Verpflichtung, und wenn der Herr redet, dann muss die Erde schweigen. Die Israeliten haben damals bekannt: „Alles wollen wir tun, was der Herr befiehlt.“ Und so muss es sein. Ein sittliches Gesetz, hinter dem nichts anderes steht als ein Privatmann, hat nicht mehr Macht als der König auf der Spielkarte. Sittlichkeit ist immer heteronom, d.h. hat einen überlegenen, gebietenden Willen zum Urheber. Der Einzelne kann auf sittlichem Gebiet nicht sein eigener Gesetzgeber sein, ebensowenig wie er im natürlichen Leben sein eigener Vater sein kann oder wie er im bürgerlichen Leben sein eigener Regent ist. Nein, es sind Gottes Gebote, die uns unbedingt verpflichten.

Es sind aber auch Lebensgesetze, d.h. Gebote, die das Leben schützen. Sie geben uns eine Lebensordnung. Das ist sehr leicht zu erkennen. Es ist ein Lebensgesetz, dass der Mensch sich Gott unterwerfen muss, dass er sich zum wahren Gott bekennen muss, denn die wahre Religion ist das Fundament des Lebens. Wer nicht den wahren Gott anbetet, der betet Götzen an, und wer Götzen anbetet, der wird sich auch das Gesetz des Lebens nach dem Bilde dieser Götzen schaffen. Die Ehrfurcht vor Gott ist ein Lebensgesetz. Wer vor Gott keine Ehrfurcht mehr hat, der wird auch gegenüber anderen Autoritäten keine Ehrfurcht beweisen. Auch ein Ruhetag ist für den Menschen notwendig. Es ist ein Lebensgesetz. Der Mensch verkommt, wenn er keine Feierkleider mehr anzieht. Er braucht für seinen Körper die Ruhe und die Erholung und für seinen Geist die Erhebung. Nur durch den Ruhetag ist die gemeinsame Gottesverehrung und ein religiöses Innenleben möglich. Die Gebote Gottes sind Lebensgesetze. Ehrfurcht vor der Autorität, vor der elterlichen, vor der staatlichen, vor der kirchlichen Autorität, das ist ein Lebensgesetz. Ohne Autorität zerfällt jede Gemeinschaft. Ehrfurcht vor dem Leben, Ehrfurcht vor dem Leib, Ehrfurcht vor der Seele, Ehrfurcht vor der Keuschheit, Ehrfurcht vor der Ehe, vor dem Eigentum, vor dem Gut des anderen, das alles sind Lebensgesetze, Ehrfurcht vor der Ehre des anderen, Ehrfurcht vor der Wahrheit. Sie sehen, die Zehn Gebote sind wahrhaft Lebensgesetze. Das zeigt sich nicht zuletzt darin: Früher oder später, aber gewiß immer rächt sich die Natur an dem, der diese Gesetze übertritt. Deswegen ergeht an uns die Mahnung: Spiel nicht mit dem Leben, du verfügst nicht über dein Leben. Spiel nicht mit dem Eigentum, denn es ist dir von Gott zum Lehen gegeben. Spiel nicht mit dem Kinde, es ist keine Puppe für deinen Salon. Spiel nicht mit dem Körper, er dient ewigen Zielen. Spiel nicht mit der Ehe, sie ist nicht Genuß, sondern Pflicht, Menschheitsaufgabe.

Die Gebote Gottes sind Gottesgesetze, sie sind Lebensgesetze. Sie sind aber auch Liebesgesetze. Sie kommen aus dem Herzen Gottes. Sie sind aus seiner Vaterliebe geboren. Er schützt durch sie seine Kinder. Gott bewahrt uns davor, dass wir vor falschen Göttern unsere Knie beugen. Der Mensch soll nur vor Gott seine Knie beugen. Zu ihm, dem Schöpfer, soll er aufblicken in Ehrfurcht. Ihm dienen heißt herrschen. Gott schützt die Eltern durch sein Gebot und all die anderen, die in seinem Namen Autorität tragen. Sie sind seine Stellvertreter. Wer sie schmäht, der beleidigt Gott selbst. Gott schützt unser Leben, unsere Keuschheit, unser Eigentum, unsere Ehre. Wer sie angreift, und wäre es nur in Gedanken, der muss sich vor Gott verantworten. So sind also die Gebote Gottes wahrhaft Liebesgesetze, Zeichen der göttlichen Liebe. Und wehe, wenn diese Tafeln zerbrochen werden! Wo die Gebote Gottes nicht mehr gelten, meine Freunde, da können zehntausend staatliche Gesetze eine Ordnung nicht mehr aufstellen. Übrigens enthält das Alte Testament auch andere sittliche Gebote außer den Zehn Geboten. Sie sind auf die verschiedenen Bücher verstreut. So wird zum Beispiel im Alten Testament mit voller Klarheit gesagt, dass homosexuelle Betätigung eine schwere Sünde ist!

Und dann kam Christus und brachte das Neue Gesetz, das Gesetz des Neuen Bundes. Eine Art Zusammenfassung dieses Gesetzes ist die berühmte Bergpredigt. Sie ist uns aufbewahrt im 5. bis 7. Kapitel des Matthäusevangeliums. Die Bergpredigt, das neue Gesetz, das vollkommene Gesetz des Neuen Bundes. Da heißt es immer: „Den Alten ist gesagt worden..., ich aber sage euch...!“ Und dann gibt der Herr seine Seligpreisungen: „Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig

die Trauernden, sie werden getröstet werden. Selig die Weinenden, sie werden lachen. Selig die Sanftmütigen, sie werden das Land besitzen. Selig die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, sie werden gesättigt werden. Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig die reinen Herzens sind, sie werden Gott schauen. Selig die Friedensstifter, sie werden Kinder Gottes genannt werden.“ Und so gibt es noch viele andere Weisungen des Herrn in seiner Bergpredigt. Sie werden alle zusammengefasst durch das Doppelgebot: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, mit allen deinen Kräften und aus deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst!“ Der Inhalt des neutestamentlichen Gesetzes stimmt wesentlich überein mit dem alttestamentlichen Gesetze. Der wesentliche Inhalt ist derselbe. Und ebenso der absolut verbindliche Charakter der Forderung. Und doch besteht ein gewichtiger Unterschied. Das alttestamentliche Gesetz trat von außen an den Menschen heran. Es war Buchstabe. Das neutestamentliche Gesetz tritt von innen an den Menschen heran mit der Gnade Gottes und gibt die Kraft, es zu erfüllen. Das neutestamentliche Gesetz ist eine Kraft, die den Menschen umfasst und umgestaltet.

So hat der Herr die Sittlichkeit in unerhörter Weise verinnerlicht und verpersönlicht. Er hat uns ja den Weg des Glaubens gewiesen. Sein Weg ist der Weg des Glaubens, des übernatürlichen Glaubens, den er gebracht hat. „Das ist das ewige Leben, dass sie dich, den Vater, den allein wahren Gott, erkennen und den du gesandt hast, Jesus Christus.“ Dieser Glaube ist also der Weg, den wir gehen sollen. Und der Weg des Glaubens ist gleichzeitig der Weg der Liebe, denn das Liebesgebot umfasst und regelt alle Verhältnisse des Menschen. Wenn wir die Liebe hätten, bräuchten wir die anderen Gebote nicht, denn die Liebe weiß, was zu tun ist. Aber weil wir die Liebe nicht in vollkommenem Maße besitzen, müssen wir sie ausgestalten lassen durch die übrigen Gebote. Diese Liebe ist eine Liebe zu Gott, dem Vater, sie ist eine Liebe zu den Geschöpfen um uns, und sie ist eine Liebe, eine geordnete Selbstliebe zu uns selbst.

Dieser Weg des Glaubens und der Liebe ist auch ein Weg der Gnade. Ich sagte schon, dass das neutestamentliche Gesetz von innen an uns herantritt. Christus zeigt nicht nur den Weg, sondern er geht ihn mit uns. Er selber hat uns ja aufgerufen, dem Weg, den er gegangen ist, zu folgen. Die Nachfolge Christi, das ist der Weg, den wir zu gehen haben. Wenn wir an Wegscheidungen stehen, wenn wir nicht wissen, welchen Weg wir gehen sollen, brauchen wir nur zu fragen: Was würde Jesus an meiner Stelle tun? Wenn wir den Geist Jesu haben, dann wissen wir, was zu tun ist. So wollen wir also immer und immer wieder das schöne Gebet sprechen, das im 118. Psalm enthalten ist: „Inclina cor meum in mandata tua“ – Neige, o Gott, mein Herz, zu deinen Geboten!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Macht und Güte (2)

(Über Natur und Gnade)

19.03.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Mensch ist gleichsam in zwei Bereichen zu Hause, im Bereich der Natur und im Bereich der Gnade. Gott hat den Menschen wunderbar erschaffen, aber, wie wir in jeder heiligen Messe lesen, noch wunderbarer erneuert. Er hat es nicht bei der Natur belassen, sondern er hat ihn in das Übernatürliche erhoben. Und so ist das ganze Leben und Wirken des Menschen ein Zusammenwirken mit seinem Gott. Wir wollen an diesem Sonntage deswegen erstens das Wirken Gottes mit seiner helfenden Gnade und zweitens das Mitwirken des Menschen mit dieser Gnade betrachten.

Es gibt eine helfende Gnade, die unserem Tun zuvorkommt, es begleitet und es vollendet. Wie können wir die helfende Gnade verstehen? Nun, erstens: Sie ist ein inneres Mitwirken Gottes. Es gibt auch äußere Gnaden. Alles, was wir erleben, unsere Umstände, unsere Verhältnisse, die Naturerscheinungen, die Menschen, die Ereignisse, das alles sind äußere Gnaden, das heißt Anrufe Gottes, um das Leben zu bewältigen, um es in seinem Geiste zu bewältigen, um es zu seiner größeren Ehre zu bewältigen. Aber nicht davon soll heute die Rede sein, sondern von den inneren Gnaden, vom inneren Mitwirken Gottes. Gott greift in unsere Seele ein. Er, der Allmächtige, er, der Allweise versteht es, unser Herz zu lenken, ohne dabei seine Freiheit aufzuheben.

Das innere Mitwirken Gottes bezieht sich zunächst auf unseren Verstand. Gott hilft uns, dass wir das Rechte erkennen. Er berührt mit seinem Lichte unseren Verstand und lenkt den Verstand, dass er das Rechte erkennt, dass uns gute Gedanken kommen, dass wir wissen, was zu tun ist. Das ist nichts Außergewöhnliches, sondern alles, was uns innerlich einkommt, sind gewissermaßen Funken von dem Feuer Gottes. Ein guter Rat, den wir geben, eine Überwindung, die wir uns auferlegen, eine hilfreiche Tat, die wir für einen anderen setzen, das alles sind Einwirkungen Gottes, Einsprechungen, wie die Theologie sie nennt. Und alle Weckrufe und Warnrufe unseres Gewissens kommen von Gott. Im Gewissen meldet sich die Stimme Gottes. Deswegen gilt es auf diese Einsprechungen zu hören, sie nicht zu überhören. Wir wissen, wie da manchmal ein Wogen in unserem Inneren ist, wie ein Kampf in uns tobt, soll ich das jetzt tun oder soll ich das nicht tun? Ist es nicht bequemer, wenn ich das unterlasse? Das ist das Ringen des Menschen mit der helfenden Gnade Gottes. Im ganzen täglichen Leben begleitet uns die Gnade Gottes und wirkt auf unseren Verstand ein.

Aber nicht nur dies. Gott berührt auch unseren Willen. Und das ist vielleicht noch ein größeres Geheimnis, denn wie kann Gott den Willen berühren und der Mensch doch frei bleiben? Ja, wir müssen so sagen: Er berührt den Willen so, dass der Mensch frei ist. Die Freiheit ist auch sein Geschöpf. Dass wir frei handeln können, ist Gottes Wirkung. Genauso ist es. Gott berührt unseren Willen, indem wir das Böse meiden können und das Gute tun können. Auch da spüren wir immer wieder den Zwiespalt. Er ist nirgends besser geschildert als im 7. Kapitel des Römerbriefes. Da schreibt der Apostel Paulus: „Das Gute, das ich sehe, tue ich nicht, das Böse, das ich verabscheue, vollbringe ich. Ich unglückseliger Mensch, wer wird mich befreien von diesem Leib des Todes?“ Genauso ist es. Wir spüren in uns die Anregungen, das Gute zu tun, aber die Trägheit, die Sinnlichkeit, die Bequemlichkeit rät uns, es zu unterlassen.

Derselbe Paulus, der diesen Zustand des Menschen beschrieben hat, hat aber auch im Philipperbrief den Satz niedergelegt: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“ Ich vermag alles in dem, der mich stärkt. Der Heilige Geist kommt unserer Schwachheit zu Hilfe. Gott ergreift unseren Willen und

macht ihn fähig, das Gute zu tun und das Böse zu unterlassen. Und das ist ein harmonisches Zusammenwirken zwischen Gott und dem Menschen. Das ist also die helfende Gnade: ein inneres Einwirken Gottes.

Es ist zweitens ein notwendiges Einwirken. Es ist ein notwendige Hilfe; denn die helfende Gnade muss uns heilen und erheben. Die helfende Gnade muss uns zunächst heilen. Wir haben Wunden, Wunden der Erbsünde, Wunden, die niemals ganz verharschen, Schwäche des Willens, Trübung der Erkenntnis. Die helfende Gnade vermag es, diese Schwächen gutzumachen. Sie vermag uns über die Schwäche des Willens und über die Trübheit des Verstandes hinwegzuhelfen. Und deswegen ist die helfende Gnade absolut notwendig. Wir brauchen sie für unsere Natur, damit die Natur geheilt wird. Niemand kann sich zu Gott bekehren, wenn Gott ihn nicht zieht. Aber er zieht ihn so, dass seine Freiheit gewahrt bleibt. Es ist also die helfende Gnade eine heilende Gnade. Sie ist aber auch eine erhebende Gnade, das heißt sie lässt uns im Heiligen Geiste, in der heiligmachenden Gnade Gutes tun. Wir sind ja durch die heiligmachende Gnade schon im Sein erhoben. Dass wir jetzt auch in diesem Sein handeln können, das ist der helfenden Gnade zuzuschreiben. Unser übernatürlicher Lebenszustand ist eben nicht nur ein Sein in Christus, er ist auch ein Leben in Christus. Wie oft mahnt der Apostel Paulus: „Wenn ihr im Heiligen Geiste lebt, müsst ihr auch im Heiligen Geiste handeln!“ Das eine fordert und bedingt das andere. Und der Herr erklärt uns, dass dieses Heilshandeln nur möglich ist in seiner Kraft. Er sagt im Johannesevangelium: „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Gemeint ist: nichts übernatürlich Wirksames, nichts für den Himmel Hilfreiches, nichts uns Seligmachendes. „Ohne mich könnt ihr nichts tun!“ Er sagt nicht: Ohne mich könnt ihr wenig tun oder ohne mich könnt ihr es schlechter tun. Nein: Ohne mich könnt ihr nichts tun. Nicht das geringste Heilswirksame vermögen wir ohne die Gnade Gottes, ohne die helfende Gnade Gottes zu tun. Das ist diese erhebende Gnade.

Und diese erhebende Gnade ist drittens ein für alle bereitstehendes Geschenk. Der Wahrheit von der absoluten Notwendigkeit der Gnade steht die andere gegenüber, dass Gott sie allen Menschen schenkt, oder noch besser gesagt, dass Gott sie allen Menschen anbietet, denn es kommt auf den Menschen an, ob er sie annimmt. Es ist ein Glaubenssatz unserer Kirche: Jeder Mensch erhält hinreichende Gnade. Jeder Mensch erhält soviel Gnade, dass er sein Heil wirken kann. Gott schließt niemanden von seiner Hilfe aus. Die Gnade steht für alle Menschen bereit.

Damit ist nicht gesagt, dass jeder gleich viel Gnade bekommt. Es gibt eben Gnadenkinder, besonders begnadete Menschen, die Gott in einer einzigartigen Weise führt. Aber er gibt jedem genügende Gnade. Im 1. Brief des Apostels Paulus an Timotheus steht der Satz: „Gott will, dass alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ Gott will, dass alle Menschen – ohne Ausnahme – selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. Aber es hängt eben am Menschen, wie wir gleich sehen werden, ob die Gnade im Menschen wirksam ist. Der heilige Augustinus hat einmal den schönen Satz geschrieben: „Gott verlässt dich nicht, wenn er nicht verlassen wird von dir.“ Gott verlässt dich nicht, wenn er nicht verlassen wird von dir. Aus all diesen Äußerungen Christi, der Apostel und der heiligen Konzilien hat die Kirche den Satz formuliert: Wenn der Mensch das Seine tut, verweigert ihm Gott die Gnade nicht. Es braucht sich also niemand zu betrüben, es braucht sich niemand zu betören: Wenn der Mensch das Seine tut, verweigert ihm Gott die Gnade nicht.

Aber jetzt kommt es eben darauf an, dass der Mensch das Seine tut, dass er mitwirkt mit dem Wirken Gottes. Wir müssen mit der Gnade wirken. „Der dich geschaffen hat ohne dich, will dich nicht selig machen ohne dich“, sagt wiederum der heilige Augustinus. Der dich geschaffen hat ohne dich, will dich nicht selig machen ohne dich. Oder unser schlesischer Dichter Angelus Silesius: „Es ist zwar wahr, dass Gott dich selig machen will. Glaubst du, er will's ohne dich, so glaubest du zu viel.“ Wie schön! Es ist zwar wahr, dass Gott dich selig machen will. Glaubst du, er will's ohne dich, so glaubest du zu viel. Es kommt also auf unser Mitwirken mit der Gnade Gottes an. Und dieses Mitwirken richtet an uns drei Befehle, nämlich erstens: Gib der Gnade Einlaß! „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an“, heißt es in der Offenbarung des Johannes. Gott klopft mit der Gnade an die Tür unseres Herzens. An uns ist es, ob wir öffnen oder den Riegel verschieben. Er zwingt uns nicht. Er lässt uns das Geschenk der Freiheit; er nimmt es nicht weg. Wir sollen uns frei für ihn oder gegen ihn entscheiden. Es gibt im Himmel, aber auch in der Hölle, nur Freiwillige, nämlich solche, die sich dieses

Schicksal selbst bereitet haben, weil sei entweder der Gnade einstimmen oder sich der Gnade versagen. Und so gilt das Wort der Heiligen Schrift, das wir schon im Alten Testament lesen: „Siehe, ich habe vor dich hingelegt Leben oder Tod, Segen oder Fluch. So wähle, und wähle das Leben!“ Bald setzt in unserer Kirche die Passionszeit ein. In der Passionszeit beten wir Priester im Breviergebet öfter als sonst ein besonders ergreifendes Gebet, nämlich aus dem Psalm 94: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht.“ Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht. Gott hat so viel an Gnaden, an äußeren und inneren Gnaden auf dich gehäuft, o Christ, gib der Gnade Einlaß!

Das zweite ist: Wirke mit ihr! Man kann viele Gnaden bekommen und doch sich ihnen versagen. Jede Gnade ist eben auch eine Aufgabe und verlangt, dass wir mit ihr wirken, dass wir in ihrer Kraft uns betätigen. Denken Sie an das ergreifende Beispiel von den Talenten. Alle bekamen Talente, der eine mehr und der andere weniger. Aber der faule Knecht hat das Talent vergraben. Er hat nicht damit gearbeitet, und deswegen wird er bestraft. Und der Apostel Paulus mahnt uns im 2. Korintherbrief: „Wir ermahnen euch, dass ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfanget.“ Nicht vergeblich empfangen. Man kann also sich der Gnade versagen, anders als die Jansenisten wollten, die Jahrhunderte lang mit ihren irrigem Ansichten das religiöse Leben verwüstet haben. Nein. Es ist durchaus denkbar, sich der Gnade zu versagen. Man muss mit ihr wirken, und wir haben das schönste Beispiel am Apostel Paulus, wie er einmal im 1. Korintherbrief schreibt: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist in mir nicht unwirksam geblieben, denn ich habe mehr gearbeitet als sie alle, doch nicht ich, sondern Gottes Gnade in mir.“ Hier haben wir die wunderbare Dialektik des menschlichen Wirkens und des göttlichen Einwirkens beschrieben. „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist in mir nicht unwirksam geblieben, denn ich habe mehr gearbeitet als sie alle.“ Doch jetzt zuckt er zurück: „Doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes in mir.“ Gott gibt das Wachstum, aber wir müssen pflanzen, und wir müssen begießen.

Und schließlich noch ein Drittes. Wir müssen um die Gnade flehen. Wir müssen um die Gnade beten. Die Gnade ist und bleibt eben ein freies Geschenk Gottes, das Gott niemandem schuldet. Aber er gibt die Gnade allen, die ihn darum bitten. Wenn er schon das tägliche Brot und die irdischen Güter an uns austeilte, wie vielmehr wird er den Heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten? „Bittet, und ihr werdet empfangen!“ Wenn wir diese Heilandsmahnung beim wichtigsten Anliegen unserer Seele, nämlich beim Beten um Gottes Licht und Gnade, nicht vergessen, dann werden wir aus seiner Fülle empfangen Gnade um Gnade. Es gibt auch Gnadenmittel, das sind die Sakramente, und wir sollten sie nicht geringschätzen. Die Sakramente bringen uns mit Gewissheit und mit Sicherheit, weil Gott sich dafür verbürgt, Gnade ins Herz.

Es kommt also alles darauf an, meine lieben Freunde, dass wir Gottes lautere Mitarbeiter werden, Gott steht bereit, und niemand braucht sich zu beklagen: Gott hat mich verlassen. Aber wir müssen einstimmen in seine helfende Gnade, müssen unser Herz bereiten, damit er unseren Verstand erleuchtet, um das Rechte zu erkennen, damit er unseren Willen stärkt, um es zu ergreifen, um auf diese Weise heilswirksam tätig zu werden bis zum letzten Tage dieses armen Lebens.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Macht und Güte (3)

(Über die rechte Frömmigkeit)

26.03.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben die Wunder Gottes in seiner Schöpfung und in seiner Erlösung uns vor Augen geführt. Es bleibt uns übrig, das christliche Leben aus diesen Geheimnissen und diesen Kräften uns ebenfalls vor Augen zu stellen. Wir wissen jetzt, wer Gott ist und was er von uns fordert. Man nennt diese Haltung, die Gott den Willen tun will, Frömmigkeit. Frömmigkeit ist die Gesamthaltung gegenüber Gott. In einem engeren Sinne umfasst sie nur die unmittelbar auf Gott gerichteten Akte, aber in einem weiteren Sinne schließt sie drei Einstellungen und Haltungen ein, nämlich die rechte Haltung gegenüber Gott, die rechte Haltung gegenüber den Menschen und der Umwelt und die rechte Haltung gegenüber sich selbst.

Aus diesem Zusammenhang können wir erkennen, meine lieben Freunde, wie wichtig, nein, wie entscheidend es ist, dass man das rechte Bild, die rechte Vorstellung von Gott hat. Es genügt eben nicht, irgendein Gottesbild oder irgendeine Ansicht zu haben, wie mir einmal eine persische Ärztin sagte: Hauptsache, dass man irgendwie an Gott glaubt. Nein, das reicht nicht. Wir müssen das rechte Gottesbild haben; wir müssen die rechte Gottesvorstellung besitzen, und deswegen hat uns ja Gott sein Bild, sein Wesen geoffenbart.

Das rechte Gottesbild lässt sich in drei Aussagen zusammenfassen, nämlich erstens: Gott, unser Schöpfer und wir seine Geschöpfe. Gott hat alles aus nichts hervorgebracht und bringt immer noch alles hervor, erhält auch alles im Leben, wenn auch durch Zwischenursachen, die aber ebenfalls von ihm abhängen. Wir sind total von Gott abhängig. Und so besteht ein unendlicher Abstand zwischen Gott und seinen Geschöpfen, ein unendlicher Abstand! Dieser Abstand ist die Wurzel unseres Verhältnisses gegenüber Gott. Wir sind in jeder Beziehung von Gott abhängig, und deswegen gilt das Wort: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“

Die zweite Aussage, die sich auf Gott bezieht, besteht in den Sätzen: Gott ist unser Gläubiger, wir sind seine Schuldner. Mit der Erbsünde behaftet, durch persönliche Sünden gezeichnet, stehen wir vor Gott. Er ist unser Gläubiger, denn wir haben Schuld auf uns geladen. Und so kommt zu dem unendlichen Abstand, den wir vom Schöpfer haben, hinzu der neue Abstand als Sünder. Der allheilige Gott, dem die Engel ihr Sanctus singen, ist von uns, die wir in der Erbsünde geboren sind und persönlich gesündigt haben, unendlich verschieden.

Die dritte Aussage aber ist tröstlicher Art, nämlich Gott ist unser Vater, und wir sind seine Kinder. Gott hat gewissermaßen über den Abgrund, der zwischen ihm und uns besteht, eine Brücke geschlagen, und das ist seine erlösende und begnadigende Liebe. Er hat uns aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen. Er hat uns zu Hausgenossen, ja zu seinen Kindern gemacht. Aus diesen Wirklichkeiten müssen wir leben. Aus dieser dreifachen Wirklichkeit müssen wir unser Handeln bestimmen, und wir müssen Gott ob dieser Offenbarung Antwort geben, und diese Antwort ist eine dreifache. Wir müssen ihm nämlich Gottesfurcht, Gottesliebe und Gottesdienst beweisen.

Der Anfang ist die Gottesfurcht. Ja, wir sollen Gott fürchten, nämlich wir sollen fürchten, daß wir ihn beleidigen, dass wir ihn kränken, dass wir ihn betrüben, wenn man so menschlich von Gott sprechen kann. Das deutsche Wort ist dafür sehr gut geeignet, nämlich Ehrfurcht. Es soll eine Furcht der Ehrfurcht sein. Wir sollen Gott also ehren und fürchten. So wie ein Diener seinen Herrn ehrt und fürchtet, wie ein Kind seinen Vater ehrt und fürchtet, so sollen wir Gott ehren und fürchten. In dieser

Gottesfurcht sind drei weitere Haltungen verborgen, zunächst einmal die Demut. Wir wissen ja, dass wir aus uns viele Schwächen und Fehler haben, dass wir unsere Grenzen und Begrenzungen haben, dass wir auch selbstverständlich Anlagen und gute Werke besitzen. Aber dafür gilt das Wort: „Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin.“ „Was hast du, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Also in der heiligen Furcht muss Demut sein. Es muss natürlich auch Anbetung sein; denn wir stehen ja vor dem allheiligen Gott, vor seiner Größe und Autorität, und ihr geziemt Anbetung. Das heißt, wir müssen den Verstand beugen vor seiner Offenbarung. Wir müssen das Herz in verehrender Anbetung vor Gott beugen, und wir müssen in Ergebung den eigenen Willen vor Gottes Allmacht beugen. Und schließlich gehört zur Ehrfurcht auch die Sühne. Wir erkennen ja in aller Ehrlichkeit unsere Schuld und empfinden die Größe Gottes, die wir beleidigt haben, schmerzlich. Wir müssen deswegen bereit sein zur Sühne in Gesinnung und Tat. Das also ist die erste Haltung, die wir Gott gegenüber beweisen müssen, die Furcht, die heilige Gottesfurcht. „Sie ist der Anfang der Weisheit“, so sagt die Heilige Schrift.

Die zweite Haltung ist die Gottesliebe. Gott will, dass wir ihn lieben. Und wir haben Anlaß dazu, denn wir müssen ihm dankbar sein. Wir müssen ihm danken für alle Gaben und Wohltaten. Wir müssen ihm danken für seine Vorsehung, die unser Leben geleitet hat. Wir müssen ihm danken für die Gnadenführung, die uns bewahrt oder errettet hat. Zur Dankbarkeit muss die Hoffnung kommen, denn die Liebe weiß ja, dass sie sich auf Gott verlassen kann. Sie hat Vertrauen auf seine Güte und hofft auf seine Gaben auch in der Zukunft. Und schließlich gehört zur Gottesliebe auch die Hingabe, also die Übergabe des eigenen Willens, des eigenen Herzens und des ganzen Lebens an Gott, Hingabe unseres Lebens in Opfer und Tat. Das ist also die zweite Haltung, die wir Gott gegenüber beweisen müssen, die Gottesliebe.

Und schließlich die dritte, der Gottesdienst. Der Gottesdienst. Unser ganzes Leben ist aufgerufen, Gott zu dienen. Dazu sind wir auf diese Erde gekommen, ihm zu dienen. Dieser Dienst ist zunächst ein Dienst an Gott selber. Der Gottesdienst im eigentlichen und strengen Sinne ist die erste Aufgabe, die wir gegenüber Gott haben. Wir verrichten den Gottesdienst im Gebet und im Opfer. Der Mensch muss anbeten, wenn er nicht seine Geschöpflichkeit verleugnen will. Der Mensch muss sich versammeln, um in gemeinsamer Verehrung Gott anzubeten. Und so ist eben ein Tag in der Woche herausgehoben als Tag der Anbetung, als Tag des unmittelbaren Gottesdienstes. Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, nicht irremachen durch die Menschen, die sagen: Man kann auch ein guter Mensch sein, wenn man nicht in die Kirche geht. Gewiß: Nicht alle, die oft in die Kirche gehen, sind heilig, aber noch weniger sind es diejenigen, die überhaupt nicht hineingehen.

Zu dem unmittelbaren Gottesdienst muss dann der mittelbare Gottesdienst kommen, nämlich der Dienst an den Menschen. Gott will, dass wir uns seiner Geschöpfe annehmen. Er will, dass wir unsere Pflichten gegenüber den Mitmenschen erfüllen im Dienst und in brüderlicher Liebe. Es gibt keinen sichereren Aufstieg zu Gott und zur Gottesliebe als die Liebe zu den Mitmenschen. Auch im Geringsten unserer Mitmenschen achten oder verachten wir Christus. Mancher Mensch, meine lieben Freunde, hat durch das, was er an Menschen erleben musste, den Glauben an Gott verloren. Aber mancher hat auch durch das, was er an Menschen erleben durfte, den Glauben an Gott wiedergefunden. Und so sollten wir unser Leben einrichten, dass die Menschen durch uns und durch unser Tun nicht an Gott irrewerden, sondern dass sie durch uns den Weg zu Gott finden.

Die dritte Funktion des Gottesdienstes ist der Dienst an der persönlichen Lebensaufgabe. Jeder von uns hat nach Gottes Plan und Gottes Willen eine solche Lebensaufgabe. Er soll seine Persönlichkeit entfalten; er soll seine Anlagen entwickeln; er soll seine Berufsaufgabe erfüllen. Alle Frömmigkeit, die sich nicht mit dem rechtmäßigen Beruf eines Menschen vereinbaren lässt, ist falsch. Diejenigen, die gottwärts gerichtet sind, müssen auch zeitwärts gerichtet sein. In der vergangenen Woche, meine lieben Freunde, wurde in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung eine Dame vorgestellt, von der ich annehmen möchte, dass sie das, was ich hier sagte, in ihrem Leben erfüllt. Es handelt sich um die englische Erziehungsministerin Ruth Kelly. Sie hat gute Schulen besucht, ein Studium absolviert, war dann Journalistin beim „Guardian“, dieser großen Zeitung in England, und weiter bei der Bank von England tätig. In dieser Zeit besuchte sie jeden Tag vor ihrer Arbeit die heilige Messe. Im Jahre 1997 wurde sie mit 27 Jahren ins Parlament gewählt, in der Labour-Party, und im Jahre 2004 machte sie

Tony Blair zur Erziehungsministerin. Ruth Kelly hat dieses Amt, dieses schwere Amt, weil nämlich der Ministerpräsident eine neue Regelung des Schulwesens durchsetzen will, sie hat dieses Amt mit großem Eifer und mit wirklicher Kompetenz ausgefüllt und in dieser selben Zeit 4 Kinder geboren. Sie hat erklärt, ich zitiere jetzt wörtlich: „Kabinett oder nicht, sie werde abends keine Akten mit nach Hause nehmen, damit die Familie etwas von ihr habe, und sie werde die Kinder auch immer noch selbst zu Bett bringen.“ Also diese Frau, die zwei Vollzeitbeschäftigungen auf sich genommen hat, ist außerdem eine liebende Mutter von 4 Kindern; seit 1997 hat sie 4 Kinder geboren. Sie gehört dem Opus Dei an, also jener Laienorganisation, die man ja gern verdächtigt, die in Wirklichkeit aber nichts anderes tut, als die ihr Angehörigen fromm zu machen, und Frau Kelly ist fromm.

Das ist also unsere Aufgabe, Gottesfurcht, Gottesliebe und Gottesdienst in uns zu tragen bzw. zu verrichten. Freilich gibt es hierbei auch Irrwege. Wir alle wissen, dass es den Götzendienst gibt. Wir haben zumindest aus der Vergangenheit gehört, dass Menschen einen Stein oder ein Geschöpf, z. B. die Sonne, oder ein Tier, Krokodile, anbeten, göttlich verehren. Wir können nur lächeln über solche Vorstellungen, aber die Verehrer sind oft mit großer Inbrunst dabei. In Indien gibt es einen Ort, wo heilige Ratten verehrt werden und eifrig gefüttert werden. Das sind Verirrungen. Aber sie zeigen, dass im Menschen unausrottbar das Bedürfnis besteht, zu verehren. In unseren Breiten gibt es subtilere Formen des Götzendienstes. Es gibt viele, die nur sich selber anbeten, die nur für sich besorgt sind um ihr Wohlergehen, um ihren Genuß und so gewissermaßen einen Altar in ihrem Herzen errichten, auf dem das eigene Ich steht. Vor einiger Zeit – ich nenne den Namen nicht, obwohl ich ihn weiß – las ich eine Todesanzeige von einer berühmten Künstlerin. Ihr Mann war gestorben. In der Todesanzeige sprach sie von ihrem „angebeteten Mann“. Das kann man eigentlich nicht sagen. Anbeten darf man weder eine Frau noch einen Mann.

Eine weitverbreitete Form des Götzendienstes ist in den letzten Jahrzehnten eingerissen, nämlich die Menschen machen sich kein gegossenes oder geschnitztes Bild mehr, sie machen sich ein gedachtes Bild von Gott. Sie schaffen sich Gott nach ihren eigenen Vorstellungen. Das ist ein Gott, der allem durch die Finger sieht, ein Gott, der nur verzeiht und nur bereitsteht, zu helfen, kein Gott der Gerechtigkeit und kein Gott des Gerichtes. Das ist auch Götzendienst. Und davon gilt das Wort der Heiligen Schrift: „Schafft die Götzen weg aus eurer Mitte!“ Wer immer, meine lieben Freunde, ein Geschöpf so verehrt, wie man nur Gott verehren darf, der treibt Götzendienst. Ich will Ihnen ein Erlebnis erzählen. In meiner Kindheit hat man uns in der Schule das Vaterland gewissermaßen als „Gott“ vorgestellt. Nichts gegen die Vaterlandsliebe. Vaterlandsliebe ist Pflicht, aber Vergottung des Vaterlandes geht zu weit. Wir haben damals in der Schule ein Lied lernen müssen, das ich heute noch auswendig kann. Dieses Lied lautete: „Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlichkeit. Über die Zeiten fort seist du gebenedeit. Heilig sind deine Höhn, heilig dein Wald, und der Kranz deiner stillen Seen bis an das grüne Meer.“ Sie spüren aus diesen Versen, wie man hier versucht hat, eine Art göttlicher Verehrung Deutschlands unter die Kinder zu bringen. Es hat Menschen gegeben, die so gelebt haben und so gestorben sind. Als der Generaloberst Jodl in Nürnberg gehenkt wurde, da war sein letztes Wort: „O du mein Deutschland!“

Andere Irrwege in der Verehrung Gottes sind der Aberglaube in seinen mannigfachen Formen. Aberglaube ist wirksam in der Wahrsagerei. In der Wahrsagerei wird göttliches Wissen bei nichtigen Geschöpfen gesucht: Sterndeuten, Kartenschlagen, Tischrücken, Traumdeuten. Aus diesen Geschehnissen versucht man in die Zukunft zu schauen. Man will also die Zukunft ergründen mit Mitteln, die dafür total ungeeignet sind. Selbstverständlich gibt es Zufallstreffer. Aber die Unzahl der Voraussagen, die sich nicht erfüllt haben, ist unvergleichlich viel größer. Es gibt auch die Zauberei, sie ist nicht ausgestorben. In der Zauberei überträgt man ein Stück der göttlichen Allmacht auf nichtige Dinge. Man überträgt ein Stück der göttlichen Allmacht auf nichtige Dinge. Man schreibt ihnen eine geheime Kraft zu, die sie nicht haben können. Etwa, wenn Menschen auf ein Amulett vertrauen, eine Autopuppe oder ein Zaubermittel, die sie vor Unglück bewahren sollen. Manche kennen Glückstage und Glückskräuter, und während sie Gottes spotten, fürchten sie ein schwarze Katze, und die Zahl „Drei“ jagt ihnen Besorgnis ein. Das ist ein trauriger Irrweg; aber er ist konsequent. Denn wie sagt der Dichter Emanuel Geibel: „Glaube, dem die Tür versagt, steigt als Aberglaub' ins Fenster. Wenn die Götter ihr verjagt, kommen die Gespenster.“



Schlimmer als all das, was ich hier an Irrwegen vorgestellt habe, ist die religiöse Gleichgültigkeit. Das ist das Laster unserer Tage. Nicht manche, sondern viele Menschen interessieren sich für alles Mögliche, haben für alles Zeit außer für Gott. Er interessiert sie nicht. Gott gegenüber sind sie gleichgültig. Er, der der Herr und der Mittelpunkt von allem ist, der sie in den Händen trägt, ist für sie gewissermaßen eine Null und eine Nebensache. Die religiöse Gleichgültigkeit ist ein schweres Vergehen gegen Gottes Majestät. Und gewöhnlich ist es so, dass der religiös Gleichgültige allmählich zum völligen Abfall von Gott kommt. Erst kommt die Lauheit, dann der Zweifel, dann Widerspruch, dann Haß und Spott. „Das halbe Denken führt zum Teufel, das ganze Denken führt zu Gott, so heißt es bei dem deutschen Dichter Friedrich Wilhelm Weber. Nein, meine lieben Freunde, wir wollen die echte Frömmigkeit üben, wir wollen sie uns aneignen, wir wollen aus dem rechten Bilde Gottes, das uns Christus vermittelt hat, die Folgerungen ziehen, dass wir Gott ehren und fürchten müssen, dass wir ihn lieben und ihm dienen müssen, denn dazu sind wir auf Erden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gottes Macht und Güte (4)  
(Über die Tugend des Glaubens)

02.04.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der heiligen Taufe sind wir Kinder Gottes geworden. Die Firmung hat uns zu Streitern Christi gemacht. Wir sollen jetzt als Getaufte und Gefirmte, als mündige Christen leben. Mit dem Leben der göttlichen Gnade, das uns in Taufe und Firmung verliehen wurde, ist uns auch die Begleitschaft der Gnade mitgeteilt worden, und zu dieser Begleitschaft zählen die drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Sie heißen göttliche Tugenden, weil sie sich unmittelbar auf Gott richten. Im Glauben erfassen wir die Wahrheit Gottes, in der Hoffnung umfassen wir Gott als unser Glück und in der Liebe schenken wir uns ihm hin. Diese Tugenden sind Geschenke; es sind Talente; es sind Anlagen, und als Anlagen können sie verkümmern oder gepflegt werden. Wir haben die Aufgabe, die göttlichen Tugenden in uns zu pflegen. Wir müssten sie eigentlich alle zusammen betrachten, weil sie zusammengehören, aber weil das unser Vermögen übersteigt, nehmen wir eine göttliche Tugend nach der anderen vor, um sie uns vor Augen zu führen. So wollen wir heute vom Glauben sprechen, vom Glauben, und zwar von der Glaubensüberzeugung, vom Glaubensleben und von den Glaubensgefahren.

„Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muss glauben, dass er ist und dass er denen, die ihn suchen, ein Vergelter wird.“ So steht es im Brief an die Hebräer. „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“ Und das Konzil von Trient hat diese Worte angenommen, wenn es erklärt: „Der Glaube ist der Anfang des menschlichen Heils, die Grundlage und das Fundament aller Rechtfertigung. Ohne ihn ist es unmöglich, Gott zu gefallen und zur Gemeinschaft seiner Kinder zu gelangen.“

Dieser Glaube muss nun eine Überzeugung sein. Das ist das entscheidende Wort, meine lieben Freunde. Ich bin oft gefragt worden von besorgten, von verzweifelten Eltern: „Wir haben unsere Kinder christlich erzogen. Unsere Jungen waren Ministranten. Warum sind sie jetzt abständig, warum sind sie abgefallen?“ Der Grund ist fast immer derselbe: Sie haben den Glauben nicht zu ihrer Überzeugung gemacht. Sie waren nicht wirklich überführt vom Glauben. Der Glaube ist nicht ihr innerster Besitz geworden. Sie haben den Glauben nicht als das Fundament ihres Lebens begriffen. Vom Glauben überzeugt sein heißt die Einsicht gewonnen haben, dass er richtig und notwendig und unentbehrlich für unser Leben ist. Darauf muss, meine lieben Freunde, in Ihrem Leben und in dem Leben der Ihnen Anvertrauten alles Gewicht gelegt werden, dass Sie vom Glauben überzeugt sind, nicht dass Sie bloß Glaubensformeln auswendig lernen. Der Glaube muss eine feste Überzeugung sein, und er kann es sein, denn die Überzeugung des Glaubens ist stärker als unser Wissen. Unser Wissen ruht auf menschlicher Einsicht, auf menschlichem Verstand. Der Glaube dagegen stützt sich auf die Autorität des sich offenbarenden Gottes. Die Glaubensüberzeugung reicht weiter als unser Wissen. Mit dem Wissen erfassen wir immer nur Teilstücke. Der Glaube begreift das Ganze, nämlich die Geheimnisse Gottes. Und der Glaube greift tiefer als das Wissen, denn er umfasst nicht nur die Sinnesgegenstände, sondern auch das Übersinnliche, das Übernatürliche. Er ist ein himmlisches Licht, das in unserem Herzen leuchtet und das seinen heiligen Schein hinauswirft in unser Leben und in die Welt.

Wenn wir eine wahre Überzeugung haben, dann ist der Glaube auch eine Kraft, wie der Apostel Paulus im Römerbrief schreibt: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn der Glaube ist eine Kraft für jeden.“ Das Evangelium ist eine Kraft für jeden, der glaubt. An einer anderen Stelle spricht

er das sieghafte Wort aus: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube.“ In der Kraft des Glaubens haben die Bekenner ihr Leben zu einem Zeugnis gemacht, in der Kraft des Glaubens haben die Martyrer ihr Blut vergossen. Es kommt also alles darauf an, meine lieben Freunde, dass der Glaube unsere Überzeugung wird.

Wenn er die Überzeugung geworden ist, dann kann er auch unser Leben prägen, dann können wir auch das Glaubensleben so führen, wie Gott es von uns will. Das bedeutet an erster Stelle, dass wir vor Gott leben, dass wir all unsere Aufgaben, Pflichten, Funktionen aus Gottes Hand entgegennehmen und zu seiner Ehre und zum Segen seiner Geschöpfe erfüllen. Aus dem Glauben leben heißt vor Gott leben, sich ständig im Angesichte Gottes wissen, die Augen Gottes über sich sehen, wie wir im schönen Abendgebet beten: „Vater, laß die Augen dein über meinem Bette sein!“ Ich bete das jeden Abend. Wie schön ist dieses Gebet, meine lieben Freunde, das uns vor die Gegenwart Gottes stellt!

Das Glaubensleben muss aber auch ein Leben in Christus sein, denn wir sind mit ihm zusammengewachsen in der Taufe. Wir tragen seinen Namen. Das Christenleben muss ein Christusleben sein, und unser Alltagsleben muss also in Gemeinschaft mit Christus gelebt werden, vor allem natürlich in Gemeinschaft mit seinem Kreuze. „Ihn möchte ich erkennen“, schreibt der Apostel Paulus, „die Gemeinschaft mit seinem Leiden und die Kraft seiner Auferstehung.“ Ja, das ist eines wie das andere; das gehört zusammen. Wer die Gemeinschaft mit seinem Leiden lebt, der wird auch die Kraft seiner Auferstehung erfahren.

Das Glaubensleben ist aber auch drittens ein Leben mit der Kirche, denn die Kirche ist nun einmal der fortlebende Christus. Ich kenne alle Einwände, meine lieben Freunde, die gegen das Menschliche in der Kirche gemacht werden. Ich kenne sie besser als Ihr. Ich leide, ich leide wie Ihr, vielleicht noch mehr als Ihr an den Schwächen der Kirche. Wenn man immer wieder liest von diesen schrecklichen Dingen, die da in Amerika passieren, wo sich Kleriker an Kindern vergreifen, dieser verfluchte unsittliche Betrieb, wer ist da nicht entsetzt und betrübt! Und dennoch: Die Kirche ist der Leib Christi, auch geschändet von seinen eigenen Kindern. Sie ist der Leib Christi, und sie bleibt der Leib Christi! Der Heilige Geist ist ihre Seele. Man kann nur dann in Christus und im Heiligen Geiste bleiben, wenn man auch in der Kirche verharrt. Hier hören wir das Evangelium, hier feiern wir das Opfer Christi, hier empfangen wir die heiligen Sakramente, hier leben wir in der Gemeinschaft der Gläubigen. Ach, meine Freunde, wer sich aus der lebendigen Gemeinschaft der Kirche entfernt, der geht im Glauben zugrunde.

Schließlich ist das Glaubensleben ein Leben in der Welt. Wir müssen unseren Glauben bewähren in der Welt. Wir sollen Sauerteig sein, also die anderen ergreifen mit unserem Glauben. Wir sollen Licht sein, wir sollen sie erleuchten. Und dieses Leben in der Welt verlangt von uns, dass wir an erster Stelle den Glauben bekennen. Wir dürfen ihn nicht verstecken; wir dürfen uns nicht fürchten. Ich spreche immer gern von den schwarzen Angsthasen. Damit meine ich die Katholiken, die zwar gläubig sein wollen und es vielleicht auch sind, aber die sich nicht bekennen mögen. Man muss sich bekennen als Christ. Wenn wir uns nicht bekennen, geben wir anderen Menschen Ärgernis und verletzen wir das Zeugnis, das wir Gott versprochen haben in der Firmung. Wir brauchen den Glauben nicht zur Schau zu tragen, aber wo es notwendig ist, wo es erforderlich ist, wo es die Pflicht verlangt, da müssen wir den Glauben bekennen. Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, wenn in einem Menschen nicht jeder Edelmut erstorben ist, hat auch der Ungläubige Achtung vor einem, der zu seinem Glauben steht. Als Hessen noch sozialistisch regiert wurde, hat der hessische Kultusminister einmal den Religionslehrern gesagt, sie sollten ihren Glauben ehrlich und vollständig den Kindern vermitteln. Das hat der sozialistische Kultusminister von Hessen gesagt, nicht ein soziologisches Geschwätz und Gerede von anderen Religionen, sondern den wirklichen christlichen Glauben sollen die Religionslehrer den Kindern vermitteln. Das hat er verlangt.

Wir müssen den Glauben auch verteidigen, denn der Glaube ist häufig angefochten. Er wird von den Menschen in den Staub gezogen, er wird beschimpft. Da müssen wir aufstehen, da müssen wir uns wehren, da dürfen wir nicht schweigen. Freilich ist es dazu notwendig, dass wir etwas wissen, dass wir etwas wissen vom Glauben, dass wir uns Glaubenswissen angeeignet haben, dass wir durch Predigt und durch Lektüre uns in die Glaubenswahrheiten vertieft haben und dass wir sie verstehen und auch dann, wenn notwendig, verteidigen können.

Und schließlich verlangt das Leben des Glaubens in der Welt auch, dass wir den Glauben weitertragen. Wir müssen in unserem Bereich missionarisch tätig sein. Es genügt manchmal, etwa in der Diaspora, dass man, wenn man zur Kirche geht, das Gebetbuch offen trägt. Das ist schon eine Mahnung für die anderen. Und ein Bekenntnis. Ich habe es in der ostdeutschen Diaspora öfters empfunden, dass, wenn jemand seinen Glauben bekennt, der Gesprächspartner plötzlich sagt: „Ich bin eigentlich auch katholisch.“ Das heißt den Glauben weitertragen, ihn anderen vermitteln durch das Beispiel, durch das Bekenntnis, durch das Gebet. Die Kirche ist missionarisch und muss missionarisch sein. Wenn sie nicht dazugewinnt, dann stirbt sie.

Es gibt aber auch drittens Glaubensgefahren. Diese Glaubensgefahren erheben sich für die Glaubensüberzeugung und für das Glaubensleben. Glaubensgefahren für die Glaubensüberzeugung sind an erster Stelle die Glaubenschwierigkeiten. Ich glaube, dass ein jeder, der sich ernsthaft mit dem Glauben beschäftigt, dann und wann auf Verstehensschwierigkeiten stößt: Ja, wie ist denn das eigentlich mit der Auferstehung des Fleisches? Wie ist denn das eigentlich mit der wirklichen und wahrhaftigen Gegenwart Christi im Altarsakrament? Und da gibt es dann Menschen, die diese Wahrheiten nicht mehr ertragen können, sondern sie umdeuten. Um der Schwierigkeit zu entgehen, versuchen sie Ausflüchte: Ja, die Auferstehung der Toten geschieht schon, wenn einer stirbt. Auferstehung im Tode! Das ist natürlich ein lächerlicher Witz, aber solche Thesen werden von Theologen vorgetragen. Und die Gegenwart Christi im Altarsakramente: Ja, wenn man sie verstehen will, da muss man sich an die Herren Zwingli und Calvin halten. Die haben eine Eucharistielehre gemacht, wie der Mensch sie braucht oder besser, wie der Mensch sie haben will: leicht, bequem, eingängig. Aber wenn wir an die Offenbarung Gottes glauben, dann wird von vornherein klar sein, dass wir mit unüberwindlichen Schwierigkeiten des Verstehens rechnen müssen, denn wir haben nicht den Verstand Gottes. Wir müssen uns von seiner übermächtigen Persönlichkeit gleichsam überwältigen lassen. Die Glaubenschwierigkeiten sind notwendig mit der Offenbarung Gottes gegeben. Manche lassen sich lösen durch Studium, indem man gelehrte Männer befragt. Aber viele bleiben ungelöst, ja sie müssen ungelöst bleiben, wenn Gott Gott bleiben soll.

Es gibt auch Glaubensversuchungen. Jede Tugend ist ja angefochten. So wie wir versucht werden gegen die Ehrlichkeit, gegen die Keuschheit, gegen die Nächstenliebe, so werden wir auch versucht im Glauben. Da muss man halt dasselbe anwenden, was man sonst bei Versuchungen anwendet, nämlich man weist die Versuchung zurück: „Opiso mou, Satan!“ hat der Herr gesagt: Fort von mir, Satan! Er hat ihn abgewiesen. Die Versuchung abweisen und beten, beten, dass der Heilige Geist von unserem Herzen Besitz nimmt und den Glauben erweckt. „O Herr, ich glaube alles, was du geoffenbart hast und durch deine Kirche uns zu glauben vorstellst, weil du der wahrhaftige Gott bist.“

Es können auch Glaubenszweifel auftreten, selbstgemachte Zweifel, Zweifel, die aus dem eigenen Herzen kommen und die darauf zielen, den Glauben unschädlich zu machen. Denn das ist keine Frage: Man lebt bequemer ohne Glauben. Das ist keine Frage. Und so suchen manche Menschen durch Zweifel den Glauben zu töten. Es war kein Geringerer als der französische Philosoph Jean Jacques Rousseau, der das schöne Wort geschrieben hat: „Erhalte deine Seele in einem solchen Zustand, dass sie wünschen kann, es gebe einen Gott, und du wirst nie an dieser Wahrheit zweifeln.“ Wie schön! Erhalte deine Seele in einem solchen Zustand, dass sie wünschen kann, es gebe einen Gott, und du wirst nie an dieser Wahrheit zweifeln.

Die Gefahren erheben sich aber auch für das Glaubensleben. Die erste und häufigste Gefahr ist das Abgleiten in religiöse Gleichgültigkeit. Wir Seelsorger haben viele Menschen kennengelernt und ihren Lebensweg beobachtet. Wenn einer anfängt, die Sonntagsmesse zu versäumen, wenn er allmählich das Gebet aufgibt, dann gleitet er aus der Gemeinschaft der Gläubigen und verliert seinen Glauben. Die Gründe für seine Unterlassungen werden immer schwächer, und allmählich gibt er jede religiöse Praxis auf. Der Verfall der religiösen Praxis beginnt immer mit an sich plausiblen Entschuldigungen. Man muss hart gegen sich sein und diese Entschuldigungen abweisen. Man unterläßt das Gebet, den Gottesdienstbesuch, den Sakramentenempfang auf schwache Gründe hin, und allmählich werden die Gründe immer schwächer. Was man Gott entzieht, fällt dem Teufel zu.

Die zweite Gefahr für das Glaubensleben ist der Umgang mit glaubenslosen Menschen und glaubensgefährdenden Schriften. Schlechter Umgang verdirbt gute Sitten. Man muss sich also, wenn man

die Glaubensgefahren abwenden will, von Menschen fernhalten, die den Glauben gefährden, die eine Gefahr für den Glauben sind. Man muss sich auch von der Lektüre fernhalten, die eine Glaubensgefahr bedeutet. Einer meiner Lehrer auf dem Gymnasium, ein katholischer Lehrer, erzählte mir einmal, wie ein evangelischer Pfarrer ihm geraten habe, er solle den „Materialdienst des konfessionskundlichen Instituts“ in Bensheim abonnieren. Dieser Materialdienst ist eine der gefährlichsten antikatholischen Schriften, die ich kenne. Und die sollte der katholische Lehrer abonnieren. Mit welcher Absicht denn? Nun, offenbar, um ihn vom Glauben zu lösen. Es kommt also darauf an, dass wir uns nicht in Gefahren begeben, denen wir nicht gewachsen sind. Wer stark ist, wer von einem festen, unerschütterlichen Glauben ist, der kann sich mehr zutrauen als ein anderer, der schwach im Glauben ist. Aber Gefahren kommen über jeden.

Eine dritte Gefahr für das Glaubensleben ist die Unsittlichkeit. Wer ein unsittliches Leben führt, der möchte gern die Last der christlichen Gebote abschütteln. So kommt er leicht dazu, den Glauben abzuwerfen. Wenige Sünden, meine lieben Freunde, wenige Sünden sind für den Glauben, für die Glaubensfestigkeit so gefährlich wie die Unkeuschheit. Ich spreche nicht von denen, die mit den Versuchungen gegen die Reinheit ringen, die lasse ich außen vor. Ich spreche von denen, die sich nicht mehr gegen die Unkeuschheit wehren. Für die meisten Menschen gibt es im Laufe des Lebens eine Zeitlang oder immer wieder ein Problem mit der Keuschheit. Das ist gar keine Frage. Aber wer die Unkeuschheit liebt, wer sich mit der Unkeuschheit abgefunden hat, wer die Unkeuschheit sucht und wer nicht mehr um Reinheit kämpft, der ist in allerhöchster Gefahr, den Glauben zu verlieren. „Der Gott, der alles sah“, sagt Friedrich Nietzsche, „der musste sterben.“ O wie wahr, meine lieben Freunde. Der Gott, der alles sah, auch die geheimsten Sünden, der musste sterben, nämlich in unserem Herzen.

So haben wir also die Pflicht, unseren Glauben zu schützen. Wir müssen in unserem Leben darauf achten, dass wir den Glauben behalten und dass die uns Anvertrauten, also unsere Kinder vor allem, den Glauben bewahren. Ich habe einmal einer Budenheimer Familie zur Erstkommunion einen Katechismus geschenkt. Da schrieb mir die Mutter einen Brief, in dem stand der Satz: „Wir werden versuchen, unserem Kind den Glauben zu erhalten.“ Wie schön! Und ich weiß, dass diese Mutter ihr Versprechen gehalten hat: „Wir werden versuchen, unserem Kind den Glauben zu erhalten.“ Dazu gehören verschiedene Vorsichtsmaßnahmen, also dass man die Kinder von gefährlichen Freunden fernhält, dass man sie vor gefährlichen Schriften schützt. Kein Geringerer als der Kaiser Napoleon hat einmal das Lesen ungläubiger Bücher verboten und erklärte dazu: „Ich fühle mich nicht stark genug, ein Volk zu regieren, das Voltaire und Rousseau liest.“ „Ich fühle mich nicht stark genug, ein Volk zu regieren, das Voltaire und Rousseau liest.“

Mühen wir uns also darum, das kostbare Gottesgeschenk des Glaubens zu bewahren. Beten wir oft und oft um den Glauben! Bei jedem Rosenkranz ist ja das Gebet vorgeschrieben: „Der den Glauben in uns vermehre!“ Die Apostel haben eines Tages den Herrn gebeten: „Stell uns Glauben herzu!“ Und der Herr hat ihnen gesagt: „Wenn ihr Glauben habt so klein wie ein Senfkörnlein, könnt ihr dem Berge sagen: Heb dich weg! und er wird sich wegheben.“ Damit hat er auf die Kraft des Glaubens abgezielt. So sollen auch wir unseren Glauben festigen, unseren Glauben nähren, möglichst viel zum Verständnis des Glaubens beitragen, indem wir uns unterrichten und vor allem, indem wir täglich beten: „O Herr, ich glaube alles, was du geoffenbart hast und durch deine Kirche uns zu glauben vorstellst, weil du der wahrhaftige Gott bist. Vermehre, o Gott, meinen Glauben!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Ostern – zentrale Mitte des Glaubens

16.04.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelte!

Im 19. Jahrhundert lebte in Tübingen der evangelische Theologe David Friedrich Strauß. Er hatte begonnen als ein gläubiger evangelischer Christ, und er endete als ein wütender Bekämpfer des Christentums. Von diesem David Friedrich Strauß stammt der Satz: „Den Mittelpunkt des Mittelpunktes, das eigentliche Herz des Christentums bildet die Auferstehung Jesu.“ Da hat David Friedrich Strauß richtig gesehen. Der Mittelpunkt des Mittelpunktes, das eigentliche Herz unseres Glaubens ist die Auferstehung Jesu. Wenn die Auferstehung Jesu feststeht, dann steht alles fest; wenn aber die Auferstehung Jesu wankt, dann wankt alles! Zweitausend Jahre vorher hatte schon Paulus einen ähnlichen Gedanken geäußert: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist leer unsere Predigt, dann ist auch leer euer Glaube. Dann seid ihr noch in euren Sünden. Dann sind auch die verloren, die in Christus entschlafen sind.“ Es kommt also alles, aber wirklich alles auf die Wahrheit der Auferstehung Jesu an.

Der Ausspruch des Apostels gilt in dogmatischer und in apologetischer Hinsicht. In dogmatischer Hinsicht: Unsere ganze Erlösungsgewißheit, unsere Erlösungswirklichkeit ruht auf der Auferstehung Jesu. In apologetischer Hinsicht: Die Auferstehung Jesu ist die Bestätigung des himmlischen Vaters, dass Jesus der gottgesandte Sohn gewesen ist. Das Auferstehungswunder ist das Beglaubigungswunder Jesu; es weist ihn als den Gottgesandten aus. Ohne die Überzeugung, dass Jesus auferstanden ist, hätte es nie eine christliche Predigt gegeben, ja ist das Christentum undenkbar. Es muss ein historischer Kern sein, auf den sich das Christentum beruft. Und dieser historische Kern ist die wahre und wirkliche Auferstehung Jesu. Der Inhalt und das Wesen der Auferstehung ist ein Geheimnis des Glaubens. Was mit Jesus geschah, das ist nicht durch rationale Schlussfolgerung oder durch empirische Untersuchung festzustellen, sondern nur soweit es uns Gott geoffenbart und erschlossen hat. Jesus ist ja nicht einfach in seine frühere Daseinsweise zurückgekehrt wie Lazarus oder wie der Jüngling in Naim. Wenn das der Fall wäre, da hätten ihn auch seine Feinde sehen können. Nein, er ist in eine himmlische, verklärte Daseinsweise übergegangen, und diese Daseinsweise war nur denen zugänglich, in denen Gott die Glaubensbereitschaft hervorgebracht hatte.

Dennoch darf man sich nicht zurückziehen und sagen: „Man muss eben glauben, dass Jesus auferstanden ist.“ Gewiß muss man glauben, aber man muss auch die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses überprüfen. Wir können nur glauben, wenn wir auch die menschliche Gewissheit gewonnen haben: Es ist vernünftig, zu glauben. Die Auferstehung ist eben nicht nur ein Geheimnis göttlicher Wirksamkeit, sondern auch eine geschichtliche Tatsache. Die Quellen unserer Offenbarung machen es eindeutig klar: Das übernatürliche, gottgeschenkte Glaubenswissen ist vorangehend gebunden an die Glaubwürdigkeit Jesu und seines Zeugnisses. Die Ereignisse um die Auferstehung Jesu geschehen im Raum und in der Zeit der Geschichte, aber der Inhalt und das Wesen ist übergeschichtlicher Art.

Die erste Zeugin von dem, was am Auferstehungsmorgen geschehen ist, war Maria aus Magdala. Sie ist die große, beherrschende Frau der urchristlichen Gemeinde, denn sie hat den Herrn gesehen. Zunächst kam sie an das Grab, fand es geöffnet und den Leichnam verschwunden. Fassungslos stürzte sie nach Jerusalem zurück und meldet dem Petrus, was sie beobachtet hatte: „Sie haben den Herrn aus dem Grabe genommen, und wir wissen nicht, wohin sie ihn gelegt haben.“ Ein rein negativer Befund. Maria von Magdala sah das leere Grab, und ihre logische Folgerung war: Man hat den Leichnam entfernt. Kein Gedanke an Auferstehung. Warum nicht? Weil die Auferstehung nicht aus der menschlichen Erfahrung abgeleitet werden kann. Sie quillt aus der Allmacht Gottes. Petrus und Johannes eilen

zum Grabe. Sie haben keine Minute versäumt. Johannes als der Jüngere ist zuerst angekommen, aber er lässt dem Älteren den Vortritt. Er selbst geht nicht ins Grab, nur Petrus betritt das Grab. Was sieht er da? Die Binden, mit denen der Leib des Herrn umwickelt war, zusammengefaltet, und das Schweiß-tuch an einer anderen Stelle. Man kann sich fragen: Warum werden diese Nebensächlichkeiten be-schrieben? Johannes will feststellen: Das Grab war leer, und der Tote war nicht da. Er selbst freilich sah und glaubte. Johannes hat schon an dieser Stelle den Glauben gefunden. Aber sein Bekenntnis enthüllt uns noch mehr: Dieser Glaube war keine bloß menschliche Gewissheit, sondern er war ein Geschenk Gottes. Die menschliche Glaubensgewißheit ist bei ihm zum untrüglichen göttlichen Glau-ben geworden. Inzwischen waren die Frauen zu den übrigen Aposteln geeilt und berichteten, was sie gesehen hatten. Der Evangelist Lukas bemerkt, was die Apostel von dieser Meldung der Frauen hiel-ten. Sie hielten sie für Geschwätz. Kein Gedanke an die Auferstehung.

Auch andere liefen in die Stadt zurück, nämlich die Soldaten. Das Peinlichste, was geschehen konn-te, war geschehen: Der Tote, den sie bewachen sollten, war verschwunden. Und das musste jetzt be-mäntelt werden. So erfanden die Hohenpriester, Meister der Verstellung, eine Propagandalüge: „Saget: Die Jünger sind gekommen und haben, während wir schliefen, den Toten gestohlen.“ Und damit das Wachvergehen ihnen nicht zum Verhängnis wurde, wollten sie sich beim Landpfleger dafür einsetzen, dass sie dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

Der sichere Ausgangspunkt für den historischen Nachweis der Auferstehung ist das Glaubens-zeugnis der Apostel. Kein Evangelium, meine Freunde, kein Brief wäre geschrieben worden, wenn nicht die Apostel und die ganze Urkirche davon überzeugt gewesen wären: Christus ist auferstanden. So schreibt Paulus an Timotheus: „Gedenke, dass der Herr Jesus, der Sproß Davids, von den Toten auferstanden ist. So lautet mein Evangelium, um dessentwillen ich Leiden dulde, selbst Fesseln trage wie ein Übeltäter.“ Und als die Apostel darangehen, einen Ersatzmann zu wählen für den Judas, da sagen sie: Es muss einer sein, der von Anfang an dabei war, als Jesus mit uns wandelte, von der Taufe am Jordan bis zu seiner Aufnahme, damit er Zeuge der Auferstehung sein kann. Das ist das Wesen des Apostels, das ist sein grundlegender Auftrag, Zeuge der Auferstehung Jesu zu sein. Und so wählt man dann den Matthias, der offenbar diesem Erfordernis entspricht. In der Apostelgeschichte sind uns mehrere Predigten des Petrus aufbewahrt, und der Duktus dieser Predigten ist immer derselbe: Gott hat Jesus von Nazareth auferweckt, dessen sind wir Zeugen. Wir sind Zeugen von allem, was er getan hat in Jerusalem und im Judenlande. Den haben sie getötet, indem sie ihn ans Kreuz hängten. Diesen hat Gott am dritten Tage auferweckt und sichtbar erscheinen lassen den von Gott bestimmten Zeugen. Also, meine Freunde, das leere Grab ist nicht der Ursprung des Glaubens an die Auferste-hung. Das leere Grab ist nur ein Korollar: Wenn Jesus wirklich, leibhaftig auferstanden ist, dann muss-te das Grab leer sein, aber die Auferstehung wird nicht bewiesen durch das leere Grab, sondern durch die Erscheinungen des Auferstandenen.

Und da hat uns nun Paulus im 1. Korintherbrief eine ganze Liste von Zeugen aufgeführt. „Ich tue euch kund, meine Brüder, das Evangelium, das ich euch gepredigt habe, das ihr angenommen habt, in dem ihr auch fest steht, in dem ihr gerettet werdet, wenn ihr es nur festhaltet, wie ich es euch gepre-digt habe.“ Und was hat er gepredigt? „Ich habe euch verkündet, was ich selbst überkommen habe, dass Christus für unsere Sünden gestorben ist gemäß den Schriften, dass er begraben wurde und auf-erweckt wurde am dritten Tage gemäß den Schriften, dass er dem Kephas (das ist der hebräische Na-me für Petrus) erschienen ist, danach den Zwölfen, danach fünfhundert Brüdern auf einmal, danach dem Jakobus, darauf allen Aposteln, zuletzt auch mir, der ich gleichsam eine Fehlgeburt bin.“ Dieses Zeugnis gilt mit Recht als das älteste literarische Zeugnis über die Auferstehung Jesu. Der 1. Korin-therbrief ist etwa geschrieben worden im Jahre 55. Paulus muss alle diese Tatsachen berichtet be-kommen haben, als er etwa im Jahre 35 oder 38 nach Jerusalem kam und dort Erfahrungen und Be-richte sammelte. Was meldet nun Paulus in seinem 1. Korintherbrief? Erstens, dass Christus für unsere Sünden gestorben ist gemäß den Schriften. Der Tod ist wichtig zu bemerken, denn es hat im-mer Leute gegeben, die schon den Tod Jesu bezweifelt haben. Er sei nur scheinot gewesen und habe sich diebisch gefreut, als er vom Kreuze herabsteigen konnte, haben manche behauptet. Das ist natür-lich lächerlich! Aber diese Lächerlichkeit muss zurückgewiesen werden. Er ist gestorben, und zwar gemäß den Schriften, also nach dem Willen Gottes für unsere Sünden, zu unserem Heile. Die zweite

Tatsache: Er ist begraben worden. Auch diese Tatsache ist gewichtig; denn er war tot, er war mausestot, und nur einen Toten führt man in ein Grab hinein. Das Grab, das Jesus nach seiner Hinrichtung aufnahm, das war leer. Und es war wiederum leer, als Jesus auferstanden war. Wenn also Paulus vom Grabe spricht, dann macht er einen Hinweis darauf: Geht hin und seht es euch an! Das Grab ist leer. Die dritte Tatsache ist, dass er auferweckt wurde am dritten Tage gemäß den Schriften. Sie wissen ja, meine Freunde, dass in den Evangelien zwei Reihen zu beobachten sind, die die Auferstehung beschreiben: Er ist auferstanden und er ist auferweckt worden. Das ist kein Widerspruch, sondern ergänzt sich gegenseitig. Er ist auferstanden aus eigener Kraft, weil er der Sohn Gottes war; er ist aber auch auferweckt worden, weil der Vater in der Auferweckung das Ja zu seinem Leben und Sterben gesprochen hat. Deswegen ist die Wendung: Er ist auferweckt worden in apologetischer Hinsicht ganz wichtig, weil sie anzeigt, dass Gott die Hauptursache der Auferstehung Jesu war. Und dann die vierte Tatsache: Er ist erschienen. Er ist sichtbar geworden. Er hat sich sehen lassen. Das griechische Wort, das an dieser Stelle steht, bedeutet, dass etwas aus dem Unsichtbaren hervortritt, und zwar ohne Zutun derer, die es sehen – ohne Zutun derer, die es sehen. Damit wird die Visionshypothese abgewiesen, dass die Apostel sich etwas eingebildet hätten, dass sie eine überreizte Phantasie gehabt hätten. Nein, sie wurden von dem, was von außen auf sie eindrang, gleichsam überwältigt. Genau das ist es. Er ist ihnen erschienen, er ist hervorgetreten aus dem Unsichtbaren, ohne Zutun von seiten des Subjektes, dem die Erscheinung zuteil wird.

Paulus führt die Zeugen der Auferstehung an, weil die Christen nur durch sie Kenntnis von der Auferstehung Christi erhielten. An keiner Stelle der Evangelien wird berichtet, dass jemand dabei war, als die Auferstehung geschah. Es ist immer nur ihre Wirkung bezeugt, nämlich dass es jetzt einen Auferstandenen gibt. Und die Zeugen werden angeführt, weil sie die Wirklichkeit der Auferstehung Jesu den Menschen, denen sie das Evangelium bringen, bezeugen können. Der urchristliche Auferstehungsglaube war ein Glaube an ein einmaliges Ereignis. Nirgends, meine Freunde, werden innere Gründe namhaft gemacht für die Auferstehung. Immer nur wird der eine Beweis, der einzige Beweis geliefert, der für historische Fakten gilt, nämlich das Zeugnis derer, die die Wirklichkeit dieses Ereignisses erfahren und festgestellt haben. Die große Zahl der Zeugen führt Paulus an, damit man sich ihrer bedient. Er erwähnt eigens, dass von den fünfhundert, die Jesus gesehen haben, noch eine ganze Menge leben. Man kann hingehen, man kann sie fragen, und sie werden bezeugen, was sie gesehen haben.

Ach, meine Freunde, lasst uns nicht zweifeln, lasst uns glauben, fest und unerschütterlich wie Petrus und Johannes, wie Maria Magdalena. „Erstanden ist er aus dem Grab, der Heiland, meiner Hoffnung Stab. Er geht nach Galiläa hin, dort, Jünger, eilt, dort seht ihr ihn.“

Alleluja. Alleluja.



Prof. Dr. Georg May

## Auf dem Weg zum Osterglauben

17.04.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Nur der Evangelist Lukas berichtet uns von der Erscheinung des Auferstandenen vor den beiden Emmausjüngern. Er war dazu befähigt, denn er ist, wie er am Anfang seines Evangeliums hervorhebt, allen Geschehnissen sorgfältig nachgegangen. Er hat Zeugen befragt, und wir können sogar ziemlich genau angeben, wann ihm diese Begebenheit berichtet worden ist. Es wird gewesen sein in den Jahren 58 bis 60 n. Chr., als Paulus gefangen in Cäsarea und Jerusalem war und Lukas bei ihm weilte. Da ist offenbar Lukas an die Verwandten und Bekannten Jesu herangetreten und hat Nachrichten über ihn gesammelt. Und so ist er von ihnen informiert worden über dieses Geschehnis, das wir soeben im Evangelium gehört haben. Es ist genau festgelegt nach Zeit, nach Ort und nach Personen.

Die Zeit: Es handelt sich um den 16. Nisan, den heutigen Ostersonntag. Viele Jerusalempilger verließen die Stadt schon kurz nach dem Feste und begaben sich auf den Heimweg. So haben es auch diese beiden Pilger gemacht, von denen wir hier hören. Wir kennen ihre Namen. Der eine wird sogar von Lukas genannt: Kleophas. Kleophas ist kein Unbekannter in der Urgemeinde gewesen, denn Kleophas war rechtlich und gesetzlich mit Jesus verwandt; er war nämlich ein Bruder des heiligen Joseph. Kleophas war ein Onkel Jesu, rechtlich und gesetzlich gesehen. Und der andere, der mit ihm wanderte, ist offensichtlich sein Sohn mit Namen Simeon. Auch er ist uns bekannt, denn er wurde nach dem Tode des Jakobus Bischof von Jerusalem. Kleophas und Simeon sind also die beiden, die nach Emmaus wanderten.

Wir haben sogar weitere Nachrichten von den Verwandten Jesu, denn die römischen Kaiser waren eifersüchtig auf das Geschlecht Davids. Sie fürchteten, dass wieder ein neuer Thronprätendent aufstehen könnte und Unruhe in das palästinensische Land bringen könnte. Und so wird uns berichtet, dass vier Kaiser, Vespasian, Domitian, Trajan und Decius, dass vier römische Kaiser die Verwandten Jesu verfolgt haben. Der Kaiser Domitian ließ im Jahre 95 sogar zwei Verwandte Jesu nach Rom kommen. Er wollte sie selbst verhören. Als er aber diese schlichten Männer und ihre zerarbeiteten Hände sah, da war er von ihrer Ungefährlichkeit überzeugt und ließ sie ungeschoren in ihre Heimat zurückkehren. Nicht allen ging es so gut. Der erwähnte Simeon hat nämlich wie sein Herr und Meister den Kreuzestod erlitten. Im 10. Jahre des Trajan, im Jahre 107 n. Chr. ist Simeon als Bischof von Jerusalem am Kreuze gestorben. Wir sehen also, unsere Nachrichten über Jesus, über sein Geschehen, über seine Auferstehung sind wohlbegründet. Wir haben eine Wolke von Zeugen.

Wir sind schließlich auch unterrichtet über den Ort, um den es sich hier handelt. Er wird genannt Emmaus. Nun gab es damals in Palästina drei Orte, die den Namen Emmaus trugen. Welches ist das Emmaus, zu dem die beiden pilgerten? Das erste Emmaus liegt in Galiläa. Es scheidet aus, denn es ist viel zu weit entfernt. Das kann nicht das Emmaus sein, von dem hier die Rede ist. Aber die beiden anderen liegen näher an Jerusalem. Das eine 30 Stadien, das andere 160 Stadien. Nun wäre es alles sehr einfach, wenn nicht im Lukasevangelium stünde, sie pilgerten nach Emmaus, das 60 Stadien von Jerusalem entfernt war, also nicht 160 und auch nicht 30, sondern 60 Stadien. Wie immer das zu erklären sein mag, die ganze christliche Überlieferung ist überzeugt, dass das Emmaus, das 23 Kilometer von Jerusalem entfernt ist, der Ort ist, zu dem Kleophas und Simeon pilgerten. Der heilige Hieronymus hatte jahrzehntelang in Bethlehem gelebt, und er war davon überzeugt, dass dieses Emmaus, das heute Amwas heißt, Amwas, das Emmaus ist, zu dem die beiden Jünger pilgerten.

Aber jetzt müssen wir diese Begebenheit auf uns wirken lassen. Es ging ein Fremdling mit ihnen. Er gesellte sich zu ihnen, er schloß ihnen die Schrift auf; er erklärte ihnen die Prophetenvorhersagen. Es war Jesus, der Auferstandene. Und sie erkannten ihn nicht. Wie ist das möglich, meine lieben Freunde? Sie waren doch mit ihm gewandert, sie hatten ihn doch erlebt, sie hatten ihn doch gehört. Ihre Augen waren gehalten, so dass sie ihn nicht erkannten. Wie ist das möglich? Die Emmausjünger waren nicht die einzigen, die den Auferstandenen nicht erkannten. Auch Maria Magdalena erkannte ihn nicht. Als sie Jesus am Grabe sah, dachte sie, es sei der Gärtner. Und als die Jünger eine Erscheinung des Herrn hatten, da meinten sie, es sei ein Geist. Als sie auf dem See Genesareth zum Fischen waren und Jesus am Ufer war und ein Feuer machte, da hielten sie ihn für einen Fremdling. Nur einer erkannte ihn, Johannes. „Es ist der Herr“, sagte er, und dann stieg Petrus aus dem Boot und eilte ans Ufer. Ja, aber wie ist das zu erklären, dass so viele Zeugen uns von der Erscheinung Jesu berichten und ihn zunächst nicht erkannten? Meine lieben Freunde, Jesus ist nicht in das irdische Leben zurückgekehrt. Er war nicht, äußerlich gesehen, mit dem Jesus, der in Galiläa und Judäa gewandelt war, zu vergleichen. Er hatte eine andere, eine fremde Gestalt angenommen. Das ist nicht verwunderlich, denn das war ja schon einmal passiert. Auf dem Berge Tabor, als Jesus vor ihnen verklärt wurde, da war seine Gestalt auch verändert. Sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider waren weiß wie der Schnee. Jesus war offensichtlich in der Lage, sich nach der Auferstehung eine andere Gestalt zuzulegen als die, die er getragen hatte, als er noch in Jerusalem, in Judäa und in Galiläa wandelte. Natürlich musste er jetzt, wenn er mit den Jüngern reden wollte, wenn er mit ihnen essen wollte, wenn er ihnen die Geheimnisse des Himmelreiches aufschließen wollte, eine menschliche Gestalt annehmen. Aber er hat sie so angenommen, dass sie anders war als in seinem Leben und Sterben. Die Jünger und Jüngerinnen des Herrn, die seiner Erscheinung gewürdigt wurden, haben Jesus trotz seiner fremden Gestalt erkannt. Maria Magdalena wurde gewahr, wer der Gärtner, der vermeintliche Gärtner sei, als er sagte: „Maria!“ So hatte er sie genannt zu Lebzeiten. Und dann brach sie aus: „Rabbuni – mein Meister!“ Jetzt wusste sie: Es war der Herr. Und so ist es auch bei den Emmausjüngern gewesen. Als er ihnen das Brot brach in seiner Weise, wie er es immer gemacht hatte, da erkannten sie ihn. Da fiel es wie Schuppen von ihren Augen, und sie begriffen, dass der Fremdling niemand anders war als der auferstandene Heiland. Sogleich kehrten sie um und eilten zurück nach Jerusalem. Und was fanden sie da? Die Botschaft: Der Herr ist auferstanden und dem Kephas erschienen. Was muss das eine Begegnung gewesen sein, meine lieben Freunde, zwischen dem auferstandenen Jesus und Petrus, der ihn in seiner schwersten Stunde verleugnet hatte! Wir werden mehrfach von dieser Begegnung unterrichtet. Auch Paulus weiß davon. Aber die Einzelheiten sind uns nicht überliefert. Jesus ist dem Kephas, dem Petrus, erschienen, und jetzt wurde erzählt. Petrus berichtete von seiner Erscheinung, die Emmausjünger von der ihren. Und auf einmal stand der Herr selbst in ihrer Mitte. Es war Ostersonntag am Abend. Jesus stand in ihrer Mitte. Als er bemerkte, dass Zweifel in ihnen aufstanden, da ließ er sie einen dreifachen Beweis seiner wirklichen Auferstehung erfahren. Erstens: Sie sollten sehen. Sie sollten ihre Augen benutzen und auf ihn schauen, vor allem auf seine Hände und seine Füße, auf seine durchbohrten Hände und seine durchbohrten Füße. Zweitens: Sie sollten ihn betasten. Sie durften ihn angreifen, und wir wissen, dass er einen persönlich aufforderte, ihm in seine Hände und in seine Seitenwunde die Hand zu legen. Und schließlich drittens: Er hat mit ihnen gegessen. „Habt ihr etwas zu essen?“ Essen kann nur jemand, der lebendig ist. Das war der deutlichste Beweis, dass der Herr nicht ein Gespenst war, wie sie vielleicht meinten, sondern dass er wirklich und wahrhaftig auferstanden war. Und sie gaben ihm einen Fisch und einen Honigkuchen. Nun, meine lieben Freunde, das ist ja eine sehr merkwürdige Zusammenstellung, ein Fisch und ein Honigkuchen. Manche Ausleger haben wegen dieser eigenartigen Speisenfolge das ganze für eine Legende erklärt. Weit gefehlt, meine Freunde, weit gefehlt! Die Ärzte des Altertums berichten uns, dass der Honig ein Heilmittel für Schäden sein sollte, die vom Fischessen ausgehen können. Das war also eine gebräuchliche Mahlzeit. Die großen Ärzte, wie Galenus, berichten, der Honig hilft den Fisch gut zu verdauen. Und eben das hat sich an diesem Ostersonntag in Jerusalem abgespielt.

Durch diese dreifachen Beweise waren die Jünger endlich überzeugt. Jesus wusste, wie unglaublich das ganze Geschehen war, dass er auferstanden war, dass er durch geschlossene Türen hereinkam, dass er vor ihnen aß und mit ihnen sprach. Aber jetzt waren sie überzeugt, jetzt begann eine Freude in

ihnen aufzuquellen, die ihnen niemand mehr nehmen konnte. In dieser Freude und in dieser Überzeugung sind sie hinausgezogen und haben den Auferstandenen verkündet. Diese Freude konnte niemand mehr von ihnen nehmen. Jesus hatte den Glauben in ihnen geweckt. Und es ist ein Beweis für die Treue und für die Zuverlässigkeit der evangelischen Berichte, wenn sie immer wieder feststellen, wie langsam die Apostel zum Glauben kamen. Obwohl sie die unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen waren, drangen sie doch während seines Erdenlebens nicht in die eigentliche Tiefe der Sendung Jesu vor. Immer wieder heißt es von dieser Zeit im Evangelium. „Sie verstanden ihn nicht.“ Ihr Herz war verblendet. Als nun der Tod Jesu eintrat, da brach ihr Glaube ein Stück weit zusammen. Das hatten sie nicht erwartet; damit hatten sie nicht gerechnet, dass ihr Messias als Gehenkter am Kreuze sterben sollte. Aber was zusammenbrach, war lediglich der irdische Gehalt ihres Glaubens. Ihre falsche messianische Hoffnung, die wurde durch diesen Tod zerstört. Dadurch wurde Raum geschaffen für die wahre Erkenntnis Jesu als des gottgesandten Messias. Jetzt hatten sie die Gewissheit, dass er gekommen war als Salvator mundi, als Erlöser der Welt. Jetzt konnte der Osterglaube in ihnen Wurzel fassen. Jetzt konnten sie, weil sie gläubig geworden waren, hinausziehen und anderen diesen Glauben vermitteln.

Meine lieben Freunde, die Emmauserzählung ist keine schöne Novelle, wie man sie schon bezeichnet hat. Sie ist ein Bericht über eine wirkliche Erscheinung Jesu nach seiner Auferstehung, von Zeugen aufgezeichnet, die für dieses Zeugnis bis zum Tode eingestanden sind. Halten wir uns an ihr Bekenntnis! Bekennen auch wir uns zum auferstandenen Jesus, zum auferstandenen Christus. Es gibt keinen anderen. Entweder den apostolischen Christus oder gar keinen. Und der apostolische Christus, das ist der Übermann des Todes und der Sünde.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gottes Macht und Güte (5)  
(Über die Tugend der Hoffnung)

23.04.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten vor einigen Wochen vom Sakrament der Taufe gesprochen und die Wirkungen der Taufe uns vor Augen geführt. Eine der Wirkungen war die Mitteilung des Glaubens, der göttlichen Tugend des Glaubens. Die zweite wollen wir heute betrachten, nämlich die Mitteilung der Tugend der Hoffnung. Es ist so, dass in der heiligen Taufe uns der Habitus, also die Anlage, die Fähigkeit, zu hoffen mitgeteilt wird. Es gibt schon eine natürliche Hoffnung. Es hofft das Kind, es hofft der Jüngling, es hofft der Greis. Der Mensch ist immer unterwegs nach seinem Glück, und so hofft er, dass einmal das große Glück zu ihm kommen möchte. Aber diese natürliche Hoffnung wird weit überboten durch die göttliche Hoffnung. Sie richtet sich nicht auf irdische Gaben, jedenfalls nicht zuerst und zuvörderst, sondern sie richtet sich auf himmlische Schätze. Diese Hoffnung wird von Gott entzündet, wird von Gott in unser Herz gelegt und hat Gott zum Ziele.

Wir wollen an erster Stelle sehen, welches der Inhalt dieser Hoffnung ist, und da müssen wir sagen: Der Inhalt dieser Hoffnung ist Gott. Wir hoffen, Gott einmal zu besitzen und ihn zu schauen, wie er ist. Schon jetzt ist Gott uns nahe, aber noch verborgen. Schon jetzt besitzen wir Gott in seiner Gnade, aber wir können sie noch verlieren. Wir hoffen auf einen Zustand, wo wir Gott besitzen werden in einer unüberbietbaren Weise und ihn nie mehr verlieren können. Wir hoffen auf Gott.

Wir hoffen zweitens auf unsere Seligkeit, denn wer bei Gott ist, der ist im Paradiese, wie wir seit dem Tode des Herrn und seiner Ansprache an den rechten Schächer wissen. Wir hoffen also auf unsere Seligkeit bei Gott. Wir sind Kinder Gottes und werden Erben Gottes werden, Erben Gottes und Miterben Christi. Als Teilnehmer an seinem Leiden dürfen wir auch auf seine Herrlichkeit hoffen. In der Heiligen Schrift ist oft davon die Rede, dass wir diese Seligkeit erhoffen dürfen, so, wenn gesagt wird, dass Jesus uns vorausgegangen ist, um uns eine Stätte zu bereiten. Er ist gewissermaßen unser Quartiermacher. Unsere Heimat ist im Himmel, und ihr streben wir entgegen. Wir beten ja in jedem Glaubensbekenntnis: „Ich erwarte die Auferstehung der Toten und das Leben der zukünftigen Welt.“

Aber diese Seligkeit können wir nur erreichen, wenn wir frei von schwerer Sünde sind, und so müssen wir auch auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen, der uns die Sünden verzeiht. Wir beten ja, wenn wir die Hoffnung erwecken: „Ich erhoffe von dir die Verzeihung meiner Sünden.“ Wir dürfen auf die Barmherzigkeit Gottes bauen; er gibt jedem die hinreichende Gnade, um das Heil zu gewinnen. Wir haben Zutritt zu Gott durch den Heiligen Geist.

Wir erhoffen weiter das Reich Gottes und seine Vollendung, denn noch ist das Reich Gottes nicht in voller Herrlichkeit erschienen. Das wird erst sein, wenn Christus wiederkommt; und so beten wir im Glaubensbekenntnis, dass wir vertrauen auf die Wiederkunft Christi: „Er wird wiederkommen in Herrlichkeit, und seines Reiches wird kein Ende sein.“ Die alte Kirche hat gebetet: „Komm, Herr Jesus“ und damit ihrer Sehnsucht und ihrer Hoffnung nach der Wiederkunft des Herrn Ausdruck gegeben.

Wir können schließlich auch auf irdische Güter hoffen, soweit sie zu unserem Ziele dienlich oder für das Reich Gottes nützlich sind. Diese irdischen Güter hat uns der Herr selbst zu erbeten geboten: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Und damit ist alles gemeint, was uns zum Leben notwendig ist. Die zeitlichen Güter können und sollen uns Wegweiser zu Gott sein. Diese fünf Gegenstände sind also der Inhalt unserer Hoffnung.

Wir fragen an zweiter Stelle: Worauf gründet sich unsere Hoffnung? Hat unsere Hoffnung auch eine wahrhafte Verankerung? Wir wissen, wie oft auf Erden unser Vertrauen enttäuscht und unsere Hoffnung entmutigt wird. Worauf gründet sich unsere Hoffnung? Sie gründet sich erstens auf Gott, auf Gottes Allmacht, auf Gottes Güte und auf Gottes Treue. Gott kann, was wir erhoffen, uns geben, weil er allmächtig ist; er will uns die Hoffnungsgüter bereitstellen, weil er gütig ist; er wird sie uns auch geben, weil er treu ist. Unsere Hoffnung gründet auf Gott. Wer auf Gott vertraut, der hat auf einen Fels gebaut.

Unsere Hoffnung gründet sich zweitens auf Jesus Christus, genauer auf das, was er für uns getan hat. Er ist vom Himmel herabgestiegen, hat Fleisch angenommen, hat sich dem Leiden unterworfen, hat den Tod erlitten um unseretwillen. Wir beten ja immer „pro nobis“ – für uns hat er das alles getan, auf dass wir das Heil erlangen. In ihm haben wir den Anspruch auf die Hoffnungsgüter, die ich vorhin genannt hatte. Christus ist auch in seinem Wesen und in seinem Leben ein Garant der Hoffnung, denn in ihm sehen wir schon erfüllt, was wir noch erhoffen. Er ist schon mit seinem Leibe vom Tode auferstanden; er ist schon in den Himmel aufgefahren; er sitzt schon jetzt zur Rechten Gottes, und wir dürfen darauf bauen, dass er uns zu sich holen wird, dass er die Stätte, die er uns bereitet hat, mit uns besetzen wird, dass wir als seine Jünger dort sein werden, wo er, unser Haupt und unser Meister, ist.

An dritter Stelle fragen wir: Welche Äußerungen hat die Hoffnung? Wie äußert sich die Hoffnung? Nun, erstens, indem sie zum Himmel schaut. Wir werden jedes Mal in der Präfation erinnert, wenn wir den Ruf hören: „Sursum corda“ – Empor die Herzen, dass wir unsere Heimat im Himmel haben. Unsere Hoffnung erhebt sich über alles irdische Begehren und Sehnen, denn unser Ziel ist das höchste Gut, Gott selber. Rein gefühlsmäßig mögen uns andere Güter mehr angehen, aber der Wertschätzung nach ist Gott das höchste Gut, nach dem wir streben und auf das wir hoffen können.

Die Hoffnung vergisst aber auch zweitens nicht die Erde; denn wir wissen, dass sich unsere Hoffnung nur erfüllen kann, wenn wir unsere irdische Aufgabe erledigt haben. Wir müssen treu unsere Erdenaufgabe erfüllen. Oft und oft wird in der Heiligen Schrift darauf hingewiesen, dass wir das Himmelreich gleichsam erobern müssen. Es gibt ein Wort im Matthäusevangelium, das vielen von Ihnen vielleicht unvertraut ist, und das lautet: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ Wahrhaftig ein erschreckendes Wort. Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich – natürlich Gewalt gegen sich selbst, nicht gegen andere! Auch die vielen Gleichnisse des Herrn deuten darauf hin, dass wir unsere Erdenaufgabe erfüllen sollen, wenn wir unsere Hoffnung erfüllt sehen wollen. Wir müssen mit unseren Talenten arbeiten, wir müssen laufen, um den Kampfpreis zu erringen, wir müssen ringen um die Krone.

An dritter Stelle baut die Hoffnung nicht stolz auf eigene Kraft. Wir wissen, wie schwach wir sind. Es ist uns bekannt, dass wir unseren Schatz in zerbrechlichen Gefäßen tragen. Die Kirche hat gegen die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts mit ihrer vermessenen Heilsgewißheit gesagt: „Niemand kann ohne eine besondere Offenbarung eine absolute Heilsgewißheit haben.“ Niemand kann ohne eine besondere Offenbarung Gottes absolute Gewissheit über das Heil haben, solange er auf Erden weilt. Deswegen gilt das Wort: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern!“

Weil wir aber schwach sind, legen wir viertens alles vertrauensvoll in Gottes Hände. Er ist dem Demütigen nahe und schenkt ihm seine Gnade. Wir wissen, Gottes Hände sind starke Hände, und wir können auf sie vertrauen.

Wir fragen viertens, welches sind die Früchte der Hoffnung? Es sind drei: Erstens, wer hofft, wo Hoffnung ist, der hat Freude, da ist Freude. Wer hofft, ist nie ganz traurig. Es bleibt in seiner Seele das Wissen: Wir sind in Gottes Vaterhand. Mag kommen, was will, der Herr ist mit uns. Paulus sagt: „Wenn Gott für uns ist, wer kann dann wider uns sein?“ Als er in Fesseln lag, da schrieb er in seinem Philipperbrief: „Ich sage euch: Freuet euch, und noch einmal: Freuet euch!“ Und im Römerbrief heißt es: „Wir rühmen uns ob der Trübsal, denn die Trübsal wirkt Geduld, die Geduld wirkt Bewährung, die Bewährung aber Hoffnung, die Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden.“

An zweiter Stelle ist die Frucht der Hoffnung der Friede. Wer wirklich Hoffnung in sich trägt, der ist zufrieden und genügsam. Mögen andere reich sein und wir arm! Denken wir an das Wort des Jakobusbriefes: „Wir sind arm in diese Welt gekommen und können auch nichts mit hinausnehmen. Unser

Schatz ist im Himmel, wo weder Rost noch Motten ihn verzehren.“ Wenn andere gesund sind und wir krank, dann denken wir daran, dass wir im Leiden teilhaben am Leiden Christi, und dass wir, wenn wir am Leiden Christi teilgenommen haben, auch an seiner Herrlichkeit teilhaben werden. Wir wissen, wie sein Leben ausgegangen ist. Zwar ist er blutig am Kreuze gehangen, aber siegreich dem Grabe entstiegen. Kein Leid soll uns den Frieden rauben.

Und schließlich ist da drittens, wo Hoffnung ist, auch Mut. Die Hoffnung macht uns tapfer im Streiten und im Leiden, denn wir sehen den Siegespreis vor uns, den Siegespreis, der uns erwartet, wenn wir recht gekämpft haben. Wie viele Menschen haben um dieser Hoffnung willen Versuchungen des Fleisches und des Geistes überwunden! Wie viele Menschen haben tapfer ihren Glauben bewahrt und sind in den Tod gegangen, weil sie den Hoffnungspreis vor sich sahen. Und wie viele arbeitsbeladene und leidbeschwerte Menschen tragen still und tapfer das Kreuz des Alltags in christlicher Hoffnung!

Nun gibt es allerdings, meine Freunde, drei Fehlhaltungen, welche die Hoffnung betreffen. Die erste Fehlhaltung ist das Misstrauen. Als die Israeliten durch die Wüste wanderten und das Volk nach Wasser und nach Nahrung schrie, da zweifelte Moses, ob Gott diesem Volke, das so undankbar war und sich zu falschen Göttern gewendet hatte, Wasser gewähren würde. Er schlug dann an den Felsen, und aus dem Felsen strömte Wasser. Aber wegen seines Misstrauens gegen Gott durfte er das heilige Land nicht betreten. Er durfte vom Berge Nebo hineinschauen, aber er durfte nicht selbst in es eingehen. Misstrauen ist eine Haltung, die Gott nicht erträgt.

Die zweite Fehlhaltung ist die Verzweiflung. Verzweifelt ist, wer nicht mehr auf Gott hofft, wer alle Hoffnung aufgegeben hat, wer alle Hoffnung fallen gelassen hat. So hat es wohl Judas getan, als er sich wegen seiner Untat an einem Strick erhängte. Wo Menschen nicht mehr helfen können, meine Freunde, da kann Gott immer noch helfen. Wir müssen gegen alle menschliche Hoffnung auf göttliche Hoffnung vertrauen und dürfen nicht verzweifeln. Wir beten ja in einer Litanei: „Vor Kleinmut und Verzweiflung bewahre uns, o Herr.“

Die dritte Fehlhaltung ist die Vermessenheit. Der Vermessene hofft zuviel. Er hofft auf Gottes Erbarmen, obwohl er sich nicht bekehrt. Er hofft auf Gottes Beistand, obwohl er die Gefahr aufsucht. Der Vermessene meint, er werde den Himmel erlangen, auch ohne sich anzustrengen. Er wird erkennen, dass er sich wahrlich „vermessen“ hat, d.h. dass er falsch gemessen hat. Täuschet euch nicht. Gott lässt seiner nicht spotten. Was der Mensch sät, das wird er auch ernten. Viele von uns beten in dieser österlichen Zeit den Ambrosianischen Lobgesang, das Te deum. Und dieser herrliche Gesang auf Gottes Größe und Erbarmen schließt mit den Worten: „Auf dich, Herr, habe ich gehofft. Ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Macht und Güte (6)

(Über die Tugend der Liebe)

30.04.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten begonnen, die Wirkungen der heiligen Taufe uns vor Augen zu führen. Wir hatten gesagt, dass mit der Taufe die drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe in das Herz des Täuflings eingegossen werden, die Habitus, die Fähigkeiten, die Anlagen, die Bereitschaften, diese Tugenden zu üben und zu bewähren. Am vergangenen Sonntag sprachen wir von der Hoffnung, und so bleibt uns heute, die Liebe uns vorzustellen, die als Pfand Gottes in der Taufe in unsere Seele gesenkt wurde. Die Liebe ist schon als natürliche Kraft eine der stärksten im menschlichen Leben. Die natürliche Liebeskraft vermag wahrhaftig Großes zu erreichen, aber sie wird überboten durch die übernatürliche Liebe, die uns vom Heiligen Geist mitgeteilt wird. Diese übernatürliche Liebe verklärt und vollendet die natürliche Liebe. Die Liebe wird durch die Liebe geweckt. Wer geliebt werden will, muss lieben. Dieses ist ein Grundgesetz, das Gott uns gegeben hat. So hat auch er uns zuerst geliebt, damit wir ihn lieben können.

Wir unterscheiden die Schöpferliebe Gottes und die Erlöserliebe Gottes. Die Schöpferliebe Gottes zeigt sich in dem Werk, das er hervorgebracht hat. Wenn wir den Himmel anschauen, die zahllosen Sterne, wenn wir das Meer bewundern mit den wogenden Wellen, wenn wir die Pracht des Frühlings vor unseren Augen aufgehen sehen, dann wissen wir: Das alles stammt von Gott. Er hat es geschaffen. „O Gott, wie schön bist du“, schreibt einmal der heilige Augustinus, „wenn schon deine Werke so schön sind!“ Der, der diese Werke geschaffen hat, muss noch viel schöner sein als die Werke selbst. Gott hat diese Werke geschaffen, damit wir ihn lieben, damit wir ihn als den Schöpfer anbeten, verehren und lieben. Die Schöpferliebe Gottes will unsere Liebe wecken.

Übertroffen wird die Schöpferliebe von der Erlöserliebe Gottes. Der dreifaltige Gott hat uns an sich gezogen. Wir sind Kinder des Vaters im Himmel; wir sind Kinder Gottes. Er hat uns also zur Teilnahme an seinem göttlichen Leben berufen. „Seht, welche große Liebe uns der Vater erwiesen hat, dass wir Kinder Gottes heißen und sind.“ Der Sohn, den der Vater in die Welt gesandt hat, kam als die menschengewordene Liebe zu uns. An Weihnachten hören wir immer das schöne Loblied des Herrn aus dem Brief an Titus: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Heilandes.“ Ja, wahrhaftig, er war die menschengewordene Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes. Er ging Wohltaten spendend durch diese Zeit, und er hat den Jubelruf angestimmt: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Und damit nicht genug. Er wollte zu unserem Heil, aus Liebe zu uns das Kreuz besteigen und am Kreuzesholz verbluten. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.“

Und schließlich ist auch der Heilige Geist in diesen Liebesprozeß einbezogen. Er hütet die Gaben Gottes in der Kirche, etwa im Lehramt, in den Sakramenten, denen er seine Kraft mitteilt, und er vollendet die Geheimnisse Gottes, indem er die Gnadenströme in unser Herz lenkt. Wahrhaftig, der ganze dreifaltige Gott hat uns Reichtümer der Liebe geoffenbart und geschenkt. Er tut es, um unsere Liebe herauszufordern, um unsere Liebe aufzuwecken. So wie jetzt die Sonne die Knospen zum Platzen und zum Blühen bringt, so ähnlich ist es mit der Liebe Gottes. Sie will auch unser Herz zur Liebe bewegen. Es soll sich unsere Liebe an seiner Liebe entzünden.

Wie äußert sich die Liebe zu Gott? Es gibt eine Liebe des Herzens, eine Liebe des Wortes und eine Liebe der Tat. Wir sollen ihm die Liebe des Herzens erweisen. Das geschieht zunächst dadurch, dass

wir Freude an Gott haben, dass wir uns freuen über unseren Gott, wie wir es ja in jedem Gloria der heiligen Messe zum Ausdruck bringen. Wir danken Gott dafür, dass er so groß und so schön ist, wie er ist, dass wir also einen Gott haben, der nicht ein dunkles Schicksal versinnbildet, sondern dass wir einen Gott haben, den wir wahrhaft lieben können, weil er selbst die Liebe ist. „Gott ist die Liebe.“ So fängt die erste Enzyklika unseres Heiligen Vaters Benedikt an.

Die Liebe des Herzens soll sich aber auch kundtun in der Sehnsucht nach Gott. Sehnsucht nach Gott haben wir auch in der Hoffnung, aber die Sehnsucht der Hoffnung unterscheidet sich von der Sehnsucht der Liebe; denn in der Sehnsucht der Hoffnung erwarten wir etwas für uns. Wir wollen unser Glück in Gott finden, und wir dürfen es erhoffen. Aber in der Sehnsucht der Liebe erwarten wir nichts mehr für uns, sondern alles für Gott. Wir wollen uns ihm übergeben; wir wollen mit ihm vereinigt sein. Wir wollen nicht Gott zu uns herabziehen, sondern wir wollen zu ihm hinaufsteigen. Und schließlich findet die Liebe des Herzens ihre Erfüllung in der Hingabe an Gott. „Ich bin dein, bin für dich in dieser Welt, wie verfügst du über mich!“ So hat die große Theresia von Avila gebetet. Ich bin dein, bin für dich in dieser Welt. Wie verfügst du über mich! Oder Nikolaus von der Flüe: „Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu dir. Nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.“ Das ist die Liebe des Herzens.

Aber dazu tritt die Liebe des Wortes. Wessen das Herz voll ist, dessen fließt es über. Und so sollen wir und so dürfen wir von Gott reden und mit Gott reden. Wir sollen von dem, was uns erfüllt von unserem Gott den Menschen mitteilen. Es gibt so viele Gelegenheiten, meine lieben Freunde, dass wir einmal auch von Gott reden, nicht nur vom Wetter und nicht nur von den Festen, die in Budenheim ja am laufenden Bande gefeiert werden, sondern von Gott reden. Gestern besuchte mich ein Herr, der Taxifahrer ist. Er erzählte, wie er gar nicht selten mit seinen Kunden ins Gespräch auch über Gott kommt. Dadurch wird er zu einem wahren Apostel. Er spricht von Gott. Wir sollen aber nicht nur von Gott reden, wir sollen auch mit Gott reden, d.h. wir sollen unser Gebet an ihn richten. Das Gebet ist die höchste Tätigkeit, die der Mensch verrichten kann. Mit Gott sprechen, zu Gott sprechen, das unterscheidet ihn von jedem Tier. Mag der Evolutionismus noch so viele geschwätzige und dürftige Weisheiten von sich geben, keine Flunder hat je gebetet, und kein Hund hat je sein Herz zu Gott erhoben. Nein, der Mensch allein ist fähig, zu beten. Am Morgen schon: „O Gott, du hast in dieser Nacht so väterlich für mich gewacht.“ Und am Abend: Bevor ich mich zur Ruh begeb', zu dir, o Gott, mein Herz ich heb'.“ Und im Laufe des Tages immer wieder: „Mein Gott und mein alles.“ „Alles meinem Gott zu Ehren.“ Diese Stoßgebete, diese Flammengebete, die wie Blitze dem Himmel entgegenzucken sollen. Das ist die Liebe des Wortes, die wir Gott erweisen.

Und schließlich tritt dazu die Liebe der Tat. Wir sollen Gott nicht nur mit Worten, sondern wir sollen ihn in Tat und Wahrheit lieben. Der erste Prüfstein dieser Liebe ist das Halten der Gebote. Das hat der Heiland selber gesagt: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.“ Das ist wunderbar nüchtern und auch wunderbar tröstlich. Es müssen also keine erhabenen Gefühle sein, die wir Gott entgegenbringen. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt.“ Das ist eine frohe Kunde, das ist eine frohe Botschaft. Wir sollen Gott mit der Tat, mit der Erfüllung der Gebote lieben. Da können wir auch immer erproben, ob wir Gott wirklich lieben. Wie stehen wir zu seinen Geboten? Wie stehen wir zur Sünde? Daran erkennen wir, ob wir Gott in der Tat und in der Wahrheit lieben.

Der zweite Prüfstein unserer Liebe ist die Nächstenliebe, und die ist vielleicht schwerer als die Gottesliebe. Aber sie ist uns von Christus als das zweite Gebot, das dem ersten gleich ist, auferlegt worden. „Das zweite Gebot aber ist dem ersten gleich: Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst!“ Wer den Nächsten liebt, liebt ja Christus, weil sich Christus mit einem jeden Menschen gleichsetzt. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Das Kennzeichen wahrer Gottesliebe ist die Nächstenliebe. Wer in der Nächstenliebe wächst, der wächst auch in der Gottesliebe. Nächstenliebe besagt oft Überwindung, denn viele Menschen sind nicht lebenswürdig. Aber sie zu lieben, das ist uns auferlegt, und das verbindet uns mit Gott. „Wer sagt, er liebe Gott, aber seinen Bruder haßt, der ist ein Lügner und ein Mörder.“ So drastisch schildert uns der heilige Johannes dieses Vergehen. „Wenn jemand seinen Bruder, den er sieht, nicht liebt, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“



Schließlich gibt es noch einen dritten Prüfstein für unsere Gottesliebe, nämlich das Kreuz. Wer Christus liebt, wer Gott liebt, kommt um das Opfer nicht herum; die Liebe wird immer bewährt im Opfer. Was man an Liebeskraft in sich trägt, das zeigt sich darin, wie stark mein Opfergeist ist. „Wer Christus liebt, der liebt auch das Kreuz“, sagt einmal der heilige Franz von Sales. Das muss also unsere Bewährung in der Liebe sein, dass wir das Kreuz, das Gott uns auferlegt, in Liebe annehmen.

Jede Tugend findet bei Gott ihren Lohn. Auch die Liebe als die höchste Tugend erhält von Gott Lohn. Der Lohn der Liebe ist ein dreifacher. Zunächst einmal werden uns durch die Liebe die Sünden verziehen. Der Herr hat ja zu der Sünderin gesagt: „Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat.“ Und sein Apostel Petrus schreibt: „Die Liebe deckt viele Sünden zu.“ Wir können also vieles gutmachen in unserem Leben durch die Liebe, durch die Liebe, die wir Gott und die wir den Menschen erweisen. Die Liebe hat so viel sündentilgende Kraft, dass sie im Notfall, wenn es nicht möglich ist, das Bußsakrament zu empfangen, sogar die Todsünden tilgt. Die Gottesliebe hat so viel Kraft, dass sie im Notfall, wenn es unmöglich ist, das Bußsakrament zu empfangen, die Todsünden tilgt. Das ist die sogenannte Liebesreue. Es ist jene Reue, die aus der Liebe hervorgeht. Die Furchtreue distanziert sich auch von der Sünde, aber sie geht aus einem unzureichenden Motiv hervor, nämlich aus der Furcht vor der Strafe. Die Liebesreue aber geht aus der Liebe zu Gott hervor und besitzt sündentilgende Kraft. Das ist auch die Erklärung dafür, meine Freunde, warum Menschen, die das Bußsakrament nicht haben, warum Christen, die das Bußsakrament nicht kennen, auch von ihren Sünden, von ihren Todsünden befreit werden können, wenn sie die Liebesreue kennen und erwecken.

Der zweite Lohn der Liebe ist die Vermehrung der Gnade. Die Gnade Gottes ist unermesslich. Aber das Schöpfgefäß, mit dem wir sie schöpfen, das ist endlich, nämlich unser Herz. Die Liebe aber erweitert dieses Schöpfgefäß. Sie macht das Herz weit, und so kann mehr Gnade in das Herz strömen, wenn wir die Liebe bewahren und beweisen. Sie macht das Herz so weit, dass es wahrhaft Gott faßt und seine Gnade. Und mit der Gnade wächst auch das Verdienst und die Seligkeit. So wird tatsächlich die Liebe zur Quelle der Heiligkeit.

Der dritte Lohn der Liebe ist Gott selber. Gott schenkt sich dem, er hält bei dem Einkehr, der ihn wahrhaft liebt. Vom heiligen Thomas von Aquin wird berichtet, dass er eines Tages eine Vision hatte, eine Schau Gottes. Gott fragte ihn: „Thomas, du hast gut über mich geschrieben. Welchen Lohn begehrt du dafür?“ Da gab Thomas zur Antwort: „Keinen anderen, o Herr, als dich selber.“ Schöner kann man es wohl nicht ausdrücken. Keinen anderen Lohn begehrte Thomas als den Herrn selber. Ihn zu besitzen ist der höchste Lohn, ist das größte und erhabenste Gut. Mit Gott vereint zu sein, das ist der Himmel auf Erden. Solche Gottverbundenheit trägt uns in die andere, in die ewige Welt.

So bleibt uns zum Schluß nur noch der Aufruf des Apostels: „Trachtet nach der Liebe“, wie Paulus im ersten Korintherbrief schreibt: „Das größte aber (nämlich gegenüber Glaube und Hoffnung) ist die Liebe. Trachtet nach der Liebe!“ Die Liebe ist die Königin der Tugenden, sie ist das Band der Vollkommenheit, sie ist der gerade Weg zur Heiligkeit. Trachtet nach der Liebe!

Dazu müssen wir erst die Hemmnisse der Liebe beseitigen. Ein Hemmnis, ja eigentlich das einzige Hemmnis der Liebe ist die Sünde. Die Sünde ist ein Hemmnis der Liebe. Die Todsünde löscht die Gottesliebe aus, die lässliche Sünde mindert sie. Es kommt also darauf an, die Sünde zu meiden. Eine besondere Gefahr, zumal in unserer Zeit, ist die Sünde der Lauheit. Der Laue ist mehr oder weniger gleichgültig gegen Gott. Er nimmt seine Wohltaten an, aber achtet ihrer nicht. Der Laue hört die Weckrufe Gottes, aber er beantwortet sie nicht. Sein Herz öffnet sich der Sonne Gottes nicht. Deswegen gilt vom Lauen das schreckliche Wort aus der Apokalypse: „Wenn du warm oder kalt wärest! O wärest du doch warm oder kalt! Doch weil du lau bist, will ich dich ausspucken aus meinem Munde.“ So spricht der Geist zu der Gemeinde. Wärest du doch warm oder kalt! Aber weil du lau bist, will ich dich ausspucken aus meinem Munde.

Schlimmer, noch schlimmer als die Lauheit ist der Widerstand gegen Gott, der Widerwille gegen Gott, die Ablehnung Gottes. Und sie ist nicht selten. Viele Menschen wollen nichts hören von Gott; sie wollen nichts lesen von Gott. Sie bauen eine Wand zwischen sich und Gott. Sie sind so beschäftigt mit ihrer Arbeit, mit ihren Vergnügungen, dass sie von Gott nichts hören und nichts wissen wollen. Statt ihm zu danken und sich seinem Willen zu ergeben, fliehen sie vor ihm und murren gegen ihn, wenn es ihnen schlecht geht. Dieses Widerstreben gegen Gott kann sich auswachsen zum Gotteshaß.

Der Gottessaß ist die Sünde Satans; aber auch Menschen können zum Gottessaß kommen. Im letzten Kriege wurde ein schwerverwundeter Soldat in ein katholisches Krankenhaus gebracht und von Schwestern, von Ordensschwestern betreut. Als er in sein Zimmer gebracht wurde, da sah er, dass an der Wand ein Kreuz hing, der gekreuzigte Heiland. Da fing er an zu schreien und zu toben: „Hängt den Kerl ab! Hängt den Kerl ab!“ Das ist Gottessaß.

Wir sollen die Hemmnisse der Liebe beseitigen, aber auch in der Liebe wachsen. Wie wächst man in der Liebe? Erstens durch Nachdenken über die Wohltaten Gottes. Wir müssen sie uns vor Augen führen, seine Wohltaten in der Natur, in der Schöpfung, seine Wohltaten in der Übernatur, in der Erlösung. „Allüberall in der Natur siehst du des großen Gottes Spur. Doch willst du ihn noch größer sehen, so bleib an einem Kreuze stehen!“ Wahrhaftig, so ist es. Aus der Betrachtung der Offenbarung in der Natur und der Offenbarung im Erlösungswerk finden wir die Gottesliebe. Was Gott für uns getan, das muss unsere Liebe aufwecken. Die zweite Möglichkeit, unsere Liebe zu vermehren, besteht im Gebet. Der Herr hat uns ja eingeladen: „Bittet, und ihr werdet empfangen!“ Gott ist es ja, der die Liebe geben muss, also müssen wir auch an ihn uns wenden und ihn bitten, dass er unsere Liebe vermehre. Die dritte Weise, wie man die Liebe vermehrt, ist die Liebe selber. Lesen lernt man durch Lesen, Gehen lernt man durch Gehen, Lieben lernt man durch Lieben. Jeder Liebesakt, den wir setzen, jede oft aus Überwindung hervorgehende Liebestat weckt die Liebe, vermehrt die Liebe Gottes. Und das sollten wir nicht versäumen. Wir sollten uns durch immer neue Akte der Liebe zu vermehrter Liebe drängen und bewegen lassen.

„Nun bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung und Liebe. Das Größte aber ist die Liebe“, sagt der Apostel Paulus. Ach, meine lieben Freunde, wenn wir doch aus vollem Herzen mit unserem schlesischen Dichter Angelus Silesius sprechen könnten:

*„Ich will dich lieben, meine Stärke, ich will dich lieben, meine Zier.  
Ich will dich lieben mit dem Werke und immerwährender Begier.  
Ich will dich lieben, schönstes Licht, bis mir das Herz im Tode bricht.  
Ach, dass ich dich so spät erkannte, du hochgelobte Schönheit du,  
dass ich nicht eber mein dich nannte, du höchstes Gut, du wahre Ruh!  
Es ist mir leid, bin tief betrübt, dass ich dich, ach, so spät geliebt.  
Ich will dich lieben, meine Krone, ich will dich lieben, meinen Gott.  
Ich will dich lieben ohne Lohne auch in der allergrößten Not.  
Ich will dich lieben, schönstes Licht, bis mir das Herz im Tode bricht.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Macht und Größe (7)

(Über die Pflicht, zu beten)

07.05.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Verhalten vor Gott darf nicht nur in ehrfürchtigem Schweigen bestehen. Es kann auch nicht bloß ein jauchzendes Entzücken sein. Nein. Wenn Gott eine Person ist, dann dürfen wir mit ihm reden. Wir dürfen zu Gott sprechen; wir dürfen ihm sagen, was unser Herz bewegt, denn er ist ein persönlicher Gott. Wir dürfen beten, und das Beten ist ein heiliges Müssen und ein frohes Dürfen. Wir wollen drei Punkte über das Gebet uns heute überlegen, nämlich erstens unsere Gebetspflicht, zweitens den Gebetssegens und drittens die Art und Weise des Gebetes.

Wir haben eine Pflicht, zu beten, und zwar schon von Natur aus. Beten heißt mit Gott reden, ihm danken, ihn loben, vor ihm sühnen und ihn bitten. Nicht jeder Gedanke an Gott ist ein Gebet. Wir können stundenlang an Gott denken, ohne zu beten. Beten heißt eben mit dem gegenwärtigen Gott reden – Reden mit dem gegenwärtigen Gott, und dabei immer bedenken: Jedes Gebet ist Anbetung. Das heißt, bei jedem Gebet wissen wir, dass wir vor dem allmächtigen und gewaltigen Gott stehen. Es ist ein Anerkennen seiner Macht und seiner Größe und seiner Herrlichkeit.

Die Gebetspflicht ergibt sich aus mehreren Gründen. Die Natur preist Gottes Herrlichkeit und Größe. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, so hat Ludwig van Beethoven den 18. Psalm vertont. Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre. Und dann zählt er eben auch, wie es im Psalm ja steht, dass die Sterne und die Sonne und der Mond Gott preisen. Da darf der Mensch nicht stumm bleiben. Auch der Mensch gehört zur Natur, und ihm hat Gott das Wissen um die Pflicht gegeben, Gottes Größe und Macht anzubeten. Wir haben als Geschöpfe eine Gebetspflicht. Wir haben sie natürlich auch und noch mehr als Erlöste. Wir müssen dankbar sein, was Gott in seinem Christus für uns getan hat. Und so jubelt die Kirche in fast jeder heiligen Messe ihr Gloria Gott entgegen: Ehre sei Gott in der Höhe. Und so spricht sie in jedem Psalm das „Ehre sei dem Vater“. Wir Priester beten fast an jedem Tage das Te deum, das „Großer Gott, wir loben dich“ und das Magnificat. Wir müssen also Gott loben und ihm danken.

Wir dürfen ihn auch bitten. Meine lieben Freunde, über das Bittgebet sind manche falsche Vorstellungen im Schwange. Gott braucht unser Bittgebet nicht, aber wir brauchen es. Die Gebete, die wir zu Gott emporsenden, sollen uns der Gaben Gottes würdig machen. Wir sollen uns im Gebet tauglich machen, das zu empfangen, was wir erbitten. Wir sollen anerkennen, dass wir alles von ihm haben und dass wir alles von ihm erwarten. Gott will, dass wir die Hände ausstrecken, um seine Gaben entgegenzunehmen. Wir beten auch nicht, um Gott unsere Nöte bekannt zu machen. Die kennt er lange. Er ist allwissend. Wir sagen ihm nichts Neues, wenn wir unsere Bittgebete sprechen. Wir beten auch nicht, um seine Ratschlüsse zu ändern. Seine Ratschlüsse sind unabänderlich; aber Gott hat in diese Ratschlüsse unser Gebet eingebaut. Er hat von Ewigkeit her gesehen, was wir in Gebeten vor ihn tragen. Und diese Gebete hat er in seine Ratschlüsse einbezogen. Er will, dass wir seine Pläne erfüllen, indem wir beten. Er hat gewollt, dass wir betend vor sein Angesicht treten. Unsere Menschennatur und unser Erlöstsein ruft uns zum Gebet.

Aber damit nicht genug. Wir haben auch das Mahnwort und das Beispiel unseres Heilandes Jesus Christus. Wie oft hat er zum Gebete aufgerufen! „Wachtet und betet allezeit!“ „Betet für die, die euch verfolgen!“ „Betet, dass ihr nicht in Versuchung fallet!“ „Bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende!“ „Bittet, und ihr werdet empfangen!“ Und er hat uns ein eigenes Gebetsformular

geschenkt, das „Unser Vater“. Durch sein Wort ruft uns der Herr zum Gebet, aber auch durch sein Beispiel. Sein ganzes Leben ist vom Gebet durchzogen. Als er auf die Erde kam, da sangen die Engel das Loblied Gottes, und als er nach Jerusalem zog mit seinen Eltern, da umspielten ihn die Wallfahrtslieder der Pilger. Er hat nichts Wichtiges unternommen, ohne vorher zu beten. Als er seine Apostel berief, da verweilte er, wie uns Lukas berichtet, die ganze Nacht im Gebet. Bevor er die fünftausend Menschen in der Wüste speiste, hat er den Blick zum Himmel erhoben und gebetet. Am Grabe des Lazarus hat er zum Vater gebetet: „Vater, ich danke dir.“ Und als der Herr zum Letzten Abendmahl in den Saal ging, da hat er betend zum Himmel aufgeschaut und dem Vater Dank gesagt. Nachher sprach er den Lobgesang, und sie zogen zum Ölberg, betend. Am Ölberge hat er betend sein Leiden begonnen, und mit einem Gebet hat er sein Leiden am Kreuz abgeschlossen. Der Heiland hat viel und innig gebetet, allein und im Beisein anderer, im Tempel und in Gottes freier Natur, und mahnt uns deswegen durch sein Beispiel, zu beten.

Zum Beten ruft uns aber auch die Kirche. Wozu hängen denn die Glocken auf unseren Türmen? Um uns zum Gebet zu rufen, um uns zum Gottesdienst einzuladen. Sie mahnen uns, das Gebet nicht zu vergessen, zumal wenn es zum „Engel des Herrn“ läutet, dreimal am Tage, um 6, um 12 und abends um 18 Uhr. Da sollen wir uns dankbar unseres Erlösers erinnern. Die Kirche gibt uns Priester das Breviergebet in die Hand. Über eine Stunde jeden Tag kostet uns das Breviergebet. Und sie gibt uns den Rosenkranz und die vielen anderen Gebete. „Betet“, so lautet der Ruf der Kirche. Und ihre Heiligen haben uns ihrerseits zum Gebet gemahnt. Die heilige Theresia von Avila hat einmal geschrieben: „Wenn es einen Berg gäbe, der die ganze Erde überschaut, dann würde ich auf diesen Berg steigen; und wenn ich eine Stimme hätte, die alle hören könnten, dann würde ich mit dieser Stimme sagen: Betet, Menschenkinder, betet!“ Der heilige Alphons von Liguori sagt: „Alle Heiligen des Himmels sind in den Himmel gekommen, weil sie gebetet haben, und alle Verdammten sind verloren gegangen, weil sie nicht gebetet haben.“ Es ist also unsere Pflicht, zu beten.

Aber das Gebet trägt auch seinen Segen in sich. Meine lieben Freunde, das Gebet ist eine Gnadenquelle, ähnlich den Sakramenten. Der erste Segen des Gebetes ist die Gottvereinigung. Ja, tatsächlich, das Gebet ist eine Art Kommunion, nämlich Vereinigung mit Gott. Bei diesem Kontakt, bei dieser Berührung mit Gott strömt Gottes Gnade in uns über, macht uns Gott ähnlicher und verbindet uns inniger mit ihm. Wir steigen beim Gebet gewissermaßen auf den Berg Tabor hinauf und werden vor dem Herrn und mit dem Herrn verklärt. Das Gebet bringt uns aber auch zweitens Licht und Kraft von oben. Unsere Gesinnung, unsere Seelenhaltung wird im Gebet immer mehr Gott ähnlich. Im Gebet strömt göttliches Licht in unseren Verstand, so dass wir das Rechte erkennen und himmlisch gesinnt werden. Im Gebet wird uns auch Kraft zuteil für unseren Willen, dass wir das Böse meiden und das Gute tun können. Wie viele Menschen erfahren in der Stunde der Versuchung die Kraft des Gebetes! Wahrhaftig, meine lieben Freunde, wenn wir immer in der Versuchung beten würden, dann würden wir ihr niemals erliegen. Sie macht uns stark, die Gebethaltung, sie macht uns stark im Ertragen und Entsagen. Das Gebet bringt uns aber auch Hilfe und Trost. Als Petrus im Gefängnis war, da betete die Kirche ohne Unterlaß. Und siehe da, ein Engel des Herrn brach die Ketten entzwei und führte Petrus in die Freiheit. Wievielmals hat die Kirche, wievielmals hat der Einzelne den Segen des Gebetes erfahren!

Wenn ich an Wallfahrtsorte komme, halte ich mich gern vor den Motivtafeln auf. Da haben die Menschen ihre Dankbarkeit niedergelegt. „Maria hat geholfen“ „Maria hat geholfen“ „Maria hat geholfen“. Es ist ganz ergreifend, das zu lesen. Und doch hängt nur ein Bruchteil der Tafeln an den Wänden, denn viele Menschen haben keine solche Tafel aufgestellt, obwohl auch sie erhört wurden. Und wenn sie nicht unmittelbar in ihren Bitten erhört wurden, dann sind sie doch gestärkt von danken gegangen. Es gibt auch eine Erhörung auf andere Weise, als wir es uns vorstellen. Gottes Weisheit geht über unser Empfinden hinaus, und wenn etwas für uns nicht heilsam ist, dann muss es uns Gott versagen. Aber auch die – ich sage es noch einmal – die äußerlich ohne Erhörung blieben, gehen gesegnet und gestärkt nach Hause.

Das Gebet bringt viertens auch inneren Reichtum für uns und für andere. Das Gebet entfaltet unsere Tugenden, es stärkt den Glauben, es festigt die Hoffnung, es entzündet die Liebe. Durch das Gebet wird unser Tugendleben gestärkt. Wir erwerben uns übernatürliche Verdienste und himmlischen

Lohn. Das Gebet hat auch sühnende Kraft, weil es unsere sinnliche Natur ein Opfer kostet, mit Gott zu sprechen, und wir werden zeitliche Sündenstrafen los. Ich erinnere mich, als ich im Studium in München war, als einmal unser Dogmatikprofessor darüber sprach, wie könne man denn Gebetsbußen aufgeben, also Bußen im Bußsakrament, die aus Gebeten bestehen, wo doch Buße soviel wie Strafe bedeutet. Das Gebet ist doch eine Freude. Und er beantwortete diese Frage dahin: Ja, weil unsere sinnliche Natur lieber vor dem Fernseher hockt oder in der Zeitung liest, deswegen ist das Gebet für uns eine Buße. Es ist zu anstrengend für unsere sinnliche Natur. Tatsächlich, das ist die Lösung des Rätsels. Das Gebet besitzt sühnende Kraft, weil es unsere sinnliche Natur ein Opfer kostet. Im Gebet werden wir auch Apostel der Kirche. Wir können mit unserem Gebet unsere Missionare beschenken. Bis in die entferntesten Missionsländer dringt unser Gebet und bis in die Tiefe des Fegefeuers. Vor allem aber erlangen wir im Gebet die Gnade der Beharrlichkeit im Guten bis zum Ende. Das ist der Segen des Gebetes, meine lieben Freunde.

Aber wir müssen auch in der rechten Art und Weise beten. Das heißt erstens mit Andacht. „Wer mit Gott sich will befassen, muss die Welt heraußen lassen.“ Wir müssen also gesammelt sein und unsere Gedanken auf Gott richten. Es darf uns nichts anderes beschäftigen; wir müssen Geist und Herz bei Gott haben. Das geschieht gewöhnlich leichter, wenn wir um uns herum Stille haben. Die Stille im Äußeren fördert unsere Sammlung im Inneren. Die äußere Sammlung soll die innere begleiten. Deswegen ist es so gut, im schweigenden Gotteshaus zu beten oder im stillen Kämmerchen. Freiwillige Zerstreuungen sind sicher nicht nach Gottes Willen, sie können sogar sündhaft sein. Aber unfreiwillige Zerstreuungen sind keine Sünde, und sie kommen über jeden. Ich habe, meine lieben Freunde, ein nie versagendes Mittel, um trotz der Zerstreuungen andächtig zu beten, und dieses Mittel besteht darin, dass die Gedanken, die uns nicht loslassen, die uns beschäftigen, die uns beunruhigen, die uns besorgt machen, dass wir diese Gedanken in das Gebet hineinnehmen, dass wir gerade für das beten, was uns nicht loslassen will. Dann wird also das, was von Natur oder durch den bösen Feind uns an Zerstreuungen suggeriert wird, sogar noch zu einer Segensquelle.

Zweitens müssen wir beten mit Demut. Wir müssen alles von Gott erwarten und gleichzeitig wissen, wie unwürdig wir seiner Erhörung sind. Ein rechtes Gebet muss demütig sein. Denken Sie an das ergreifende Gleichnis von dem stolzen Pharisäer und dem armen Zöllner. Der Pharisäer stellte sich erhobenen Hauptes hin und pries seine Tugenden. Der demütige Zöllner stand hinten, nicht vorne, klopfte an die Brust als Zeichen seiner Zerknirschung und sprach: „Gott, sei mir armen Sünder gnädig.“ Das war ein Gebet, wie Gott es haben will. Er ging gerechtfertigt nach Hause, der Pharisäer nicht.

Das Gebet muss drittens vom Vertrauen begleitet sein. Denken wir etwa an das Gebet unseres Herrn am Ölberg. „Mein Vater“ – da liegt das ganze Vertrauen des Sohnes in den Vater drin. „Mein Vater“ – so muss auch unser Gebet vertrauensvoll sein, denn das Maß des Vertrauens ist das Maß der Gnade. Je mehr wir vertrauen, desto mehr erhalten wir. Und die Wunder des Heilandes zeigen uns ja immer wieder, wie vertrauende Menschen zu ihm gekommen sind. Die Wunder, die er gewirkt hat, belehren uns über das vertrauensvolle Beten. Der Synagogenvorsteher Jairus kam, um für seine Tochter zu bitten, und der Herr hat sich in das Haus begeben und sie gesund gemacht. Die blutflüssige Frau dachte bei sich: Wenn ich nur den Saum seines Gewandes berühre, werde ich gesund. Und sie wurde gesund. Der Hauptmann von Kapharnaum spricht zum Herrn: „Sprich nur ein Wort.“ Da liegt sein ganzes Vertrauen drin. Und der Herr spricht dieses Wort, und sein Knecht ward gesund. Der Herr hat uns zum vertrauensvollen Gebet gemahnt: „Glaubet nur, dass ihr erhaltet, was ihr erbittet, und es wird euch zuteil werden.“

Wir müssen aber viertens auch mit Ergebung gegen Gottes Willen beten. „Mein Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine. Kann dieser Kelch nicht an mir vorübergehen, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille.“ So muss also auch unser Gebet ergeben sein. Nicht mit einem geheimen Aufruhr im Herzen: Wenn er jetzt das nicht gewährt, unser Gott, dann will ich nichts mehr von ihm wissen. Nein, in Ergebung müssen wir unsere Gebete vor ihn bringen. „Ich weiß, wie eitel und wie blind der Menschen Wünsche oftmals sind. Du weißt, was uns nützlich ist und gibst es, weil du gütig bist.“ Mit Ergebung müssen wir beten, und schließlich mit Beharrlichkeit. Vom Herrn wird berichtet, dass er am Ölberg dreimal nacheinander zum Vater flehte. Und er hat uns auch das Wort

hinterlassen: „Man muss allezeit beten und darf nicht nachlassen.“ Der Herr schildert das in einem Gleichnis. Da kommt einer in der Nacht zu seinem Freunde und will drei Brote haben. Ja, sagt der, ich kann sie dir nicht geben. Meine Kinder sind bei mir; ich mache ja alles mobil, wenn ich jetzt aufstehe. Aber der andere lässt nicht nach in seinem Bitten und Klopfen. Dann steht er auf wegen der Zudringlichkeit des Mannes und gibt ihm die drei Brote. So sollen wir also auch beharrlich beten. „Klopfet an, und es wird euch aufgetan werden.“ Meine lieben Freunde, eines der schönsten Gebete der heiligen Messe ist immer dann, wenn der Priester sich umwendet und zu dem Volke spricht: „Betet, Brüder, dass mein und euer Opfer wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater.“ Das wollen wir wiederholen, und das wollen wir uns zu Herzen gehen lassen: Betet, Brüder, damit unser Opfer wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Macht und Größe (8)

(Über die Formen des Betens)

14.05.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Für den Menschen ist es eine heilige Pflicht und eine erhabene Freude, beten zu dürfen. Es ist ein Glück, zum Vater im Himmel das Herz erheben zu dürfen und ihn anzurufen, in herzlicher Freundschaft mit ihm verbunden zu sein. Wir haben am vergangenen Sonntag von der Gebetspflicht und der Gebetsweise gesprochen. Wir wollen heute erstens von den Gebetsformen und zweiten von den Gebetszeiten sprechen.

Erstens, die Gebetsformen. Es gibt vielfältige Weisen, wie man sein Herz zu Gott erheben kann. Der Mensch ist ja aus Innerem und Äußerem zusammengesetzt, und er kann innerlich, und er kann äußerlich beten. Natürlich ist gewünscht und verlangt, dass das Innere und das Äußere zusammenkommt. Aber das innerliche Beten ist die Seele des äußeren. Wer nur äußerlich betet, der hat wenig getan, aber wer nur innerlich betet, der hat viel getan. Das innerliche Beten, das stille innerliche Beten, also ohne dass wir die Lippen dabei bewegen, hat seine Wurzel darin, dass Gott in uns ist, dass wir uns in Gott bewegen, dass wir in ihm leben und dass wir in ihm sind. Wir tragen Gott in uns und sind sein heiliger Tempel. Deswegen können wir auch unser Herz zu Gott erheben, ohne dass wir die Lippen bewegen.

Die erste Weise, wie das stille innere Gebet vor sich geht, ist die Betrachtung. Wir Priester haben in den Jahren unserer Ausbildung oft und oft die Kunst der Betrachtung vorgestellt bekommen, um sie das ganze Leben zu üben, denn die Betrachtung ist für das Priesterleben unerlässlich notwendig. Ein Priester, der nicht betrachtet, ist schon halb verloren. Die heilige Theresia von Avila hat einmal das schöne Wort gesprochen: „Versprich mir, dass du jeden Tag eine Viertelstunde Betrachtung hältst, und ich verspreche dir den Himmel.“ So wichtig hat sie die Betrachtung genommen. Was ist die Betrachtung? Nun, die Betrachtung ist, wie der Name sagt, das Denken an bestimmte Geheimnisse des Lebens Christi, zum Beispiel an seine Menschwerdung. An dieser Betrachtung sind alle Kräfte der Seele beteiligt. Zunächst einmal die Phantasie. Man stellt sich den Stall von Bethlehem, die Hirten, die Engel, das heilige Paar vor. Dann bedenkt der Verstand, was das bedeutet: Der Herr des Himmels und der Erde ist herabgestiegen; er ist ein Mensch geworden, hat Fleisch angenommen, um unter uns zu wohnen. Dann muss die Seele anfangen zu glühen ob solcher Wohltat Gottes. Die Freude muss sich erheben, dass Gott für uns ein Mensch geworden ist, für uns, für uns und nur für uns! Und schließlich muss aus diesem Jubel über Gottes Großtat der Wille sich erheben, diesem Gott gerecht zu werden in einem Leben, das seinem Willen entspricht. Das nennt man Betrachtung. Diese Betrachtung ist deswegen so wertvoll, weil darin die Seele selber arbeitet, weil sie selber sich betätigt. Bei anderen Gebeten übernehmen wir nur das, was uns andere vorformuliert haben; hier beten wir aus originaler Kraft, aus ursprünglich seelischer Kraft.

Eine Stufe höher noch ist das beschauliche Gebet. Das beschauliche Gebet besteht darin, dass man einfach auf Gott hinschaut und nichts anderes tut, als seine Berührung zu empfangen. Das beschauliche Gebet hat beispielsweise der heilige Konrad von Parzham geübt. Er hat stundenlang das Kreuz in der Hand gehalten und nur auf den Herrn geschaut, und da sind ihm von selbst die Gedanken gekommen, die Gott wollte, dass sie dabei aufstehen. Das beschauliche Gebet ist eben ein Anschauen der Großtaten Gottes. Dabei wird man ergriffen und überwältigt von dem, was Gott für uns getan

hat. „Beschauung ist der freie Blick des Geistes auf die göttliche Weisheit“, hat einmal der heilige Antonius von Padua gesagt.

Nicht jedem sind diese hohen Formen des Gebetes zugänglich. Aber eines können alle, nämlich sie können die geistliche Lesung üben. Geistliche Lesung besagt, dass man sich einen Text aus der Heiligen Schrift oder aus den Kirchenvätern oder aus einem frommen Buche vornimmt und ihn langsam durchkostend sich anzueignen versucht. Geistliche Lesung ist auch uns Priestern empfohlen und aufgetragen worden, das langsame, sinnende Lesen eines geistlichen Textes, beispielsweise des Buches von der Nachfolge Christi. Wer darin langsam und sinnend liest, dem geht der Geist auf, der erkennt, was die Texte sagen wollen und eignet sie sich an.

Noch einfacher ist es, tagsüber kleine Stoßgebete zu Gott zu richten. Die Heiligen haben es uns vorgemacht. Der heilige Franz von Assisi beispielsweise sprach immer nur: „Mein Gott und mein alles.“ Der heilige Franz Xaver hatte als Stoßgebet: „O selige Dreifaltigkeit.“ Diese Stoßgebete sind wie Flammen, die zum Himmel schlagen aus unserem Herzen, und das braucht ja gar keine lange Zeit, das braucht niemand zu bemerken. Das stört uns auch gar nicht bei unserer Arbeit. Wenn wir immer wieder solche Flammengebete zu Gott emporsenden: „Mein Jesus, Barmherzigkeit!“ oder: „Herz Jesu, ich vertraue auf dich“ und viele, viele andere Gebete, die wir uns aneignen können und die unser geistliches Leben befruchten. Wer oft und oft diese Stoßgebete verrichtet, dessen Herz wird nach und nach umgestaltet zur Nähe zu Gott.

Das ist das innerliche Beten. Daneben steht das mündliche Gebet, also jenes Gebet, das wir auch mit den Lippen verrichten. Natürlich muss jedes Gebet innerlich sein; jedes Gebet muss aus dem Herzen kommen. Aber wir brauchen auch das mündliche Gebet, wir brauchen auch mündliche Gebetsformen, vor allem, wenn wir gemeinsam beten. Und wir sind ja auch nicht immer schöpferisch und original, dass wir aus eigenem Herzen das Rechte finden. Und so halten wir uns an die Gebete, die andere formuliert haben, die uns von der Kirche übergeben sind. Dazu gehört an erster Stelle das liturgische Gebet. Meine lieben Freunde, uns Kindern wurde in frühem Alter das Messbuch, Schott genannt, in die Hände gegeben, und dieses Gebetbuch hat uns das ganze Leben begleitet. Denn in dem Schott-Gebetbuch sind alle Meßtexte des ganzen Jahres enthalten. Sie sind von einer Fülle und einem Reichtum, den wir bis zum Ende unseres Lebens nicht ausgeschöpft haben werden. Auch Sie sollten dieses Schott-Meßbuch sich aneignen, darin lesen, es immer mitbringen und es wie einen heiligen Schatz bewahren. Die Gebete, die die Kirche seit Jahrhunderten formuliert hat, die von einer Tiefe und von einem Reichtum sind, wie wir es uns kaum denken können. Das Messbuch ist ein wahrer Gebetsschatz.

Daneben gibt es das private Beten mit anderen Gebeten, die größere Menschen, als wir es sind, erfunden und formuliert haben. Ich denke zum Beispiel an den Rosenkranz. Der Rosenkranz, meine lieben Freunde, ist eines der schönsten und ergreifendsten Gebete. In ihm betrachten wir das Leben Jesu von seiner Ankunft auf dieser Erde bis zu seinem Scheiden am Kreuze, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt. Und diese Betrachtung nehmen wir vor an der Hand Mariens. In 50 Ave Maria gehen wir das Leben Jesu durch und versuchen, uns in es zu versetzen, rufen auch immer flehentlich um Mariens Hilfe „jetzt und in der Stunde unseres Todes“. Die den Rosenkranz ablehnen, das sind gewöhnlich solche, die ihn nicht beten. Wer ihn jeden Tag betet, wie wir Priester es aufgetragen bekommen haben, der gewinnt dieses Gebet lieb. Kardinal Faulhaber hat es einmal genannt „das Gebet der Müden“. Ja, wahrhaftig. Wenn man andere, anstrengender Gebete nicht mehr verrichten kann, den Rosenkranz kann man auch noch beten, wenn man müde geschafft ist. Und er ist eine große Segensquelle. Wenn Sie einmal nach Rom kommen und die Sixtinische Kapelle betreten, da schauen Sie auf das große Bild, das Michelangelo gemalt hat, nämlich das Jüngste Gericht. Da sieht man zwei Auferstehende, die an der Kette des Rosenkranzes in den Himmel emporgezogen werden. Wahrhaftig, ein ergreifendes Bild für den Segen des Rosenkranzes. Die Kirche hat ein eigenes Rosenkranzfest eingeführt und einen eigenen Rosenkranzmonat, den Oktober. So gewichtig ist ihr dieses Gebet.

Ein zweiter ergreifendes mündliches Gebet ist der Kreuzweg. Die Christen, die nicht ins Heilige Land pilgern konnten, sollten einen Ersatz haben für den Besuch der Stätten des Leidens Jesu. Und so hat die Kirche eben Stationen gebildet, 14 Stationen, die den Leidensweg des Herrn abbilden. Wir haben ja in diesem Gotteshaus hinten diese meines Erachtens ergreifenden Bilder des Kreuzweges.



Wir gehen von Station zu Station, stellen uns vor, und die Bilder machen es ja eindringlich, was der Herr gelitten hat, für uns gelitten hat, und beten: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und beneiden dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.“ Und immer wieder, bei jeder Station, wiederholen wir das und flehen auch: „Ach laß dein Blut und deine Pein an uns doch nicht verloren sein.“ Und schließlich gehen wir unseren Weg auch an der Hand Mariens und sagen: „Heilige Mutter, drück die Wunden, die dein Sohn für uns empfunden, tief in unsere Seelen ein.“ Ich empfehle Ihnen, meine lieben Freunde, oft den Kreuzweg zu beten. Dazu braucht man nicht in die Kirche zu gehen, das kann man auch zu Hause anhand eines Gebetbuches tun. Der Kreuzweg, die Kreuzwegandacht, das Kreuzweggebet ist von einem ganz großen Segen begleitet.

Es gibt noch andere Gebete, die wir gern beten sollten, zum Beispiel die Litaneien. Litaneien sind Wechselgebete. Sie bestehen aus einer Anrufung und einer Bitte. „Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser!“ „Muttergottes, bitte für uns!“ Die Litaneien sind deswegen so schön, weil sie bei jeder Anrufung uns eine andere Seite, sei es des Heilandes, sei es des Heiligen oder der Muttergottes, zeigen. Und „bitte für uns“ – das kommt uns doch aus dem Herzen, denn wir haben zahllose Anliegen, die wir Gott und seinen Heiligen vortragen wollen. Ein weiteres schönes Gebet, das wir nicht auslassen sollten, ist der Engel des Herrn. Immer wenn die Glocke uns daran erinnert, dass Christus, der Sohn Gottes, Mensch geworden ist, dann sollten wir den Engel des Herrn beten. „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, und sie empfing vom Heiligen Geiste.“ In der Osterzeit ist das Gebet etwas anders, da erinnern wir uns an den Jubel, den Maria empfunden hat, als ihr Sohn aus dem Grabe erstand: „Freu dich, du Himmelskönigin, freu dich, Maria. Freu dich, das Leid ist alles hin. Bitt Gott für uns, Maria.“ Das sind ein paar Beispiele von Gebeten. Aber es gibt noch viele, viele andere. Manche unter Ihnen haben den „Gebetsschatz“ von dem Pfarrer Weigl, der ja sehr zu empfehlen ist, und beten daraus. Und noch vielen anderen Gebetbüchern kann man Gebete entnehmen, um sie Gott darzubieten.

Das sind die Gebetsformen. Jetzt zweitens kommen die Gebetszeiten. Das ganze christliche Leben soll ja vom Gebet umrahmt sein. Es soll in die Gegenwart des großen Gottes hineingestellt werden, und deswegen soll sich schon am Morgen unser Herz zu Gott erheben. Wenn der neue Tag erwacht, soll sich die Seele zu Gott emporschwingen, um ihn anzubeten: „Zu dir erwach ich, liebster Gott.“ Wir zeichnen das Kreuz der Erlösung über uns, wenn wir aufstehen. Wir sprechen unser Morgengebet: „O Gott, du hast in dieser Nacht so väterlich für mich gewacht. Ich lob und preise dich dafür und dank für alles Gute dir.“ Und so geht es weiter. Dann machen wir die gute Meinung: „O Gott, laß mich diesen Tag bei dir verbringen für deine größere Ehre, zum Heil meiner Seele und zum Segen für alle Menschen.“ Niemals vergessen, meine lieben Freunde, am Morgen die gute Meinung zu erwecken. „Laß mich diesen Tag bei dir verbringen zu deiner größeren Ehre, zum Heile meiner Seele und zum Segen für die übrigen Menschen.“ Dann erneuern wir unseren Vorsatz, den wir bei der Beichte gefasst haben und wenn es möglich ist, besprengen wir uns mit Weihwasser, erinnern uns daran, dass wir Getaufte sind, die Gott in seine Herrlichkeit aufgenommen hat.

Tagsüber sollen wir mit Gott wandeln. Wir sollen in Treue mit Gott zusammenwirken. „Alles, was ihr tut, in Wort oder Werk, tut alles im Namen Jesu Christi“, sagt der Apostel. Alles, was ihr tut in Wort oder Werk, tut alles im Namen Jesu Christi. Wie macht man das, dass man mit Gott und in seiner Gegenwart wandelt? Nun, indem man immer wieder an Gott denkt, indem man sich immer wieder erinnert: Gott ist bei uns, ist mit uns, ist in uns, und dass wir dann einen kurzen Gruß ihm zuschicken: „O mein Gott und du mein alles, ich weihe dir mein Leben, ich weihe dir diese Stunde, ich weihe dir meine Arbeit, ich weihe dir meine Tränen.“ Und dass wir Stoßgebete emporschicken und mit Gott reden. Es kommt nicht so sehr auf die Zahl als vielmehr auf die Innigkeit und die Innerlichkeit an, und dass wir die unvermeidlichen Schwierigkeiten, Unpässlichkeiten, Opfer des Tages Gott anbieten als Gruß der Liebe, dass wir uns, wenn es schwer wird, daran erinnern: Ich wollte doch alles für Gott wirken. „Mein Gott, mein Jesus, dir zuliebe.“ Wenn es uns schwer wird, dann immer an Gott denken, und dann können wir unser Leben fruchtbar gestalten.

Es ist eine uralte christliche Sitte, das Tischgebet zu verrichten. Auch hier werden wir ja vom Apostel gemahnt: „Ihr möget essen oder trinken, tut alles zur Ehre Gottes!“ Ihr möget essen oder trinken, tut alles zur Ehre Gottes. Der Herr hat das Letzte Abendmahl im Kreise seiner Jünger mit Gebet umgeben. Er lehrt uns, täglich um unser Brot bitten. Und deswegen ist es christliche Sitte, auch beim

Essen zu beten. Die sichtbaren Gaben, die wir auf dem Tische haben, deuten auf den unsichtbaren Geber der Gaben, und deswegen sollen wir dankbar sein und vor und nach Tisch beten. In der Hitlerjugend, meine lieben Freunde, hat man offenbar die Notwendigkeit empfunden, auch einen Spruch vor das Essen zu setzen, natürlich kein Gebet, denn Gebet war verboten. Aber ein Spruch. Ich erinnere mich an einen Spruch: „Es isst der Mensch, es frisst das Pferd, doch heute sei es umgekehrt. Alle Mann ran!“ Ein so erbärmliches Sprüchlein wurde vor dem Essen in der Hitlerjugend „gebetet“. „Es isst der Mensch, es frisst das Pferd. Doch heute sei es umgekehrt.“ Wie erbärmlich! Nein, wir haben so schöne Tischgebete: „Aller Augen warten auf dich, o Herr, und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit.“ Oder: „O Gott, von dem wir alles haben, wir preisen dich für deine Gaben. Du speisest uns, weil du uns liebst. O segne auch, was du uns gibst!“ Das dauert zehn Sekunden, und diese zehn Sekunden sollten wir wirklich übrig haben.

Und dann naht sich allmählich der Abend und damit unser Abendgebet. Wir wollen noch einmal vor das Angesicht Gottes treten, eine kurze Gewissenserforschung halten: Was war gut, was war schlecht am heutigen Tage? Danken für Gottes Gaben, bereuen, was uns misslungen ist, prüfen, ob wir unseren Tagesvorsatz gehalten haben und dann uns empfehlen in den väterlichen Schutz Gottes, in die Fürbitte Mariens und der Heiligen. Es gibt Christen, und das ist richtig, die jeden Abends Liebesreue erwecken, die Reue also, die im Augenblick die Sünden tilgt, wenn sie mit dem Wunsch und dem Entschluß verbunden ist, sobald wie möglich die Sünden zu beichten. Ich traf einmal in München einen alten Pfarrer, der sagte mir: „Jedesmal, wenn ich in der Nacht aufwache, bete ich die Liebesreue.“ Wie schön, meine lieben Freunde, dies zu tun, um eben gewappnet zu sein, wenn der Herr uns heimruft.

So zieht sich das Gebet durch das ganze Tagewerk, und so erfüllen wir die Weisung des Herrn: „Betet allezeit!“ Durch das Gebet heiligen wir den Alltag. Durch die heilige Messe heiligen wir die Woche. Durch die Feste und Sonntage des Kirchenjahres heiligen wir das ganze Jahr. Wir beten zu Gott, weil wir nicht stumm bleiben dürfen vor unserem Schöpfer. Wir beten zu ihm, weil im Gebet sich unsere Seele zu ihm erhebt. Wir beten, weil wir dadurch mit Gott in Gemeinschaft treten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gottes Macht und Größe (9)  
(Über die Pflicht der Gottesverehrung)

21.05.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An der Weise, wie jemand den Namen Gottes gebraucht, kann man seine Einstellung zu Gott, kann man seine Frömmigkeit ablesen. Gott selber verlangt im 2. Gebot, dass wir seinen Namen ehren. Mit dem Namen ist immer der Träger des Namens gemeint. Es geht also nicht nur um das Wort, es geht um die Person. Und wer den Namen in Ehren hält, der ehrt den Träger des Namens. Wer den Namen schmäht, der schmäht den Träger. Eben haben wir wieder ein kleiner Beispiel davon erlebt. Ein ungenannter Abgeordneter hat, und zwar im pejorativen, also im gering machenden Sinne, den Bundespräsidenten als Sparkassendirektor bezeichnet. Uns geht es hier nicht um die Menschen, uns geht es hier um Gott und um seinen Namen. Der Name Gott spricht das Höchste aus, was der Mensch überhaupt aussprechen kann, das Höchste, was es im Himmel und auf Erden gibt. „Gott“ bezeichnet den Herrn, dem die Engel dienen, vor dem die Hölle erzittert und vor dem die ganze Erde in die Knie gehen muss. Der Name Gottes muss geheiligt werden.

Er wird geheiligt im Gebet. Fast jedes Gebet beginnt im Namen Gottes, meistens im Namen des dreifaltigen Gottes. Im Gebet wenden wir uns immer unmittelbar oder mittelbar an Gott. Auch wenn wir die Heiligen anrufen, zielt das Gebet auf Gott, denn die Heiligen sind ohnmächtig, wenn Gott sie nicht mächtig macht. Sie können für uns Fürbitte einlegen, aber Gott ist es, der diese Fürbitte erhört. Also im Gebet ehren wir Gott, wenn wir seinen heiligen Namen nennen. Wir wissen, dass heilige Ehrfurcht unsere Gebete begleiten muss.

Es gibt aber auch andere Formen der Ehrung Gottes. Eine ganz bestimmte Weise, Gott zu verehren, ist der Eid. Im Eid wird Gott als Zeuge dafür angerufen, dass eine Aussage wahr ist oder ein Versprechen ernst gemeint ist. Wir rufen Gott den Allwissenden zum Zeugen an, wenn wir schwören, dass wir die Wahrheit sagen oder dass wir ein Versprechen halten wollen. Nun gibt es Religionsgemeinschaften, die das Schwören verbieten, die den Eid radikal ablehnen und meinen, damit in der Gesinnung unseres Herrn und Heilandes zu handeln, z.B. die Mennoniten. Es gibt ein Wort im Evangelium, das lautet: „Ihr sollt überhaupt nicht schwören, weder beim Himmel noch bei der Erde noch beim Tempel. Eure Rede sei ja für ein Ja und nein für ein Nein. Was darüber ist, ist vom Bösen. Ihr sollt überhaupt nicht schwören.“ Selbstverständlich. Das Schwören sollte überhaupt nicht notwendig sein; es sollte überflüssig sein. Aber weil eben die Menschen unzuverlässig sind, weil sie sich gegenseitig betrügen, deswegen ist der Eid notwendig, und die Kirche hat diese Stelle des Evangeliums immer so verstanden, dass man nicht leichtfertig schwören soll und dass man vor allem nicht falsch schwören soll. Aber das Schwören absolut zu verbieten hat sie niemals aus diesem Text herausgelesen. Und sie ist ja vom Heiligen Geist geleitet. Sie weiß richtiger als die Mennoniten, was dieses Wort des Herrn bedeutet.

Wer den Eid leistet, verehrt Gott, denn er nimmt ihn ernst in seiner Existenz und in seiner Allwissenheit. Wer schwört im Namen Gottes, der bezeugt damit, dass er an Gott glaubt und dass er ihn als den Allwissenden anerkennt. Deswegen, meine lieben Freunde, achten gläubige Christen sehr darauf, wie Minister ihr Amt antreten, ob mit oder ohne Anrufung Gottes. Man hat seit einiger Zeit den sogenannten bürgerlichen Eid eingeführt, d.h. einen Eid ohne Anrufung Gottes. Das ist an sich gar kein Eid, denn der Eid sagt wesensgemäß die Anrufung Gottes für die Wahrheit oder die Zuverlässigkeit einer Aussage. Aber immerhin, es gibt also diesen bürgerlichen Eid, der vom Gesetz ermöglicht wird,

und wir wissen, dass von den Ministern, die in der gegenwärtigen Bundesregierung sind, nur eine, nämlich die Frau Zypries, den bürgerlichen Eid geleistet hat, während alle anderen den Eid unter Anrufung Gottes geleistet haben, was uns freuen kann.

Eine andere Weise, Gottes Namen zu ehren, ist das Gelübde. Das Gelübde ist ein Versprechen, das man Gott gemacht hat, um etwas Besonderes zu seiner Ehre zu tun. Es ist also ein Versprechen, nicht ein Vorsatz. Manche Leute sind unsicher: Habe ich jetzt ein Gelübde gemacht oder habe ich bloß einen Vorsatz gefasst? Der Vorsatz bindet nur mich selbst, das Gelübde bindet mich gegenüber Gott. Das Gelübde ist nämlich ein Gott gemachtes Versprechen, und er hat ein Recht, seine Erfüllung einzufordern. Also wir müssen Gelübde und Vorsatz auseinanderhalten. Das Gelübde gilt gegenüber einem anderen, der Vorsatz gilt gegenüber mir selbst. Und zwar wird das Gelübde eben Gott gemacht, nicht einem Heiligen, auch keinem Menschen, sondern nur Gott. Wenn ich den Menschen etwas verspreche, bin ich auch gehalten, es zu erfüllen, aber die Bindung gegenüber Gott ist natürlich viel tiefergehend und viel strenger. Deswegen ist ein Gelübde immer mit Sünde bei Gelübdebruch verbunden. Das unterscheidet das Gelübde von allen anderen Versprechungen, dass man sich unter Sünde verpflichtet. Nur wo eine wirkliche Verpflichtung unter Sünde eingegangen wird, da liegt ein Gelübde vor.

Die heilige Theresia von Avila machte das Gelübde, immer das Vollkommenere zu tun, also nicht was bequemer ist, wohin wir ja neigen, nicht das, was leichter ist, was wir uns aussuchen, sondern immer das, was vollkommener ist, was vor Gott mehr zählt: ein gewaltiges, ein strenges, ein furchtbares Gelübde. Der heilige Alphons von Liguori hatte das Gelübde gemacht, keine Minute der kostbaren Zeit zu vergeuden. Auch das ein strenges, ein forderndes Versprechen. Keine Minute der kostbaren Zeit zu vergeuden. Und wieviel Zeit vergeuden wir! Deswegen, so sagt auch die Heilige Schrift, ist es besser, nicht zu geloben, als das, was man gelobt hat, nicht zu erfüllen. Das sind einige Weisen, wie der Name Gottes geehrt wird: im Gebet, in der Anrufung, im Eid und im Gelübde.

Aber die Kehrseite ist die Verunehrung des Namens Gottes. „Du sollst den Namen deines Gottes nicht missbrauchen“, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht. Der Missbrauch fängt an beim leichtfertigen und leichtsinnigen Umgang mit dem Namen Gottes. Wir sind ja alle in der Gefahr, Gottes Namen zu oft und zu unbeschwert zu gebrauchen. Wenn jemand etwas Wichtiges erzählt: „O Gott, das weiß ich schon.“ Was hat Gott damit zu tun? Oder wenn jemand etwas runterfällt: „Ach Jesses, jetzt ist es kaputt.“ Jesses, das ist eine Abkürzung von Jesus. Und so gibt es viele andere Dinge, wo wir leichtsinnig den Namen Gottes gebrauchen, wo er eigentlich nicht hingehört. Es ist ja meistens unbedacht. Aber gerade weil es unbedacht ist, sollten wir uns bedenken und vom leichtsinnigen Gebrauch des Namens Gottes abkommen.

Schwerwiegender ist der böartige Gebrauch des Namens Gottes, das Fluchen. Was versteht man unter Fluchen? Zwei verschiedene Dinge. Einmal bedeutet Fluchen das zornige Ausstoßen des heiligen Namens Gottes, das zornige Ausstoßen des heiligen Namens Gottes. Wenn man in Wut gerät, sollte man sich ein Kraftwort angewöhnen, meinetwegen „Manometer“ oder irgendetwas, aber man sollte nicht den Namen Gottes dazu gebrauchen. Vor einiger Zeit ging ich einmal in Mainz über die Brücke, die über die Bahngleise führt, und ich ging – der Weg ist ja ziemlich breit – links. Da kam mir ein Herr entgegen und sagte: „Herrgott, rechts gehen!“ Der Herrgott hat sicher damit nichts zu tun, dass man den Gehweg auf der linken Seite benutzt. Das ist zorniges Ausstoßen des heiligen Namens Gottes. Das eigentliche Fluchen aber besagt noch mehr; da kommt nämlich die Verwünschung dazu, dass man jemandem Böses wünscht oder sich selbst Böses wünscht. „Hol mich der Teufel“, nicht wahr? Oder „Gott verdamme mich!“ Das sind solche Fluchworte, die nicht über den Mund des Christen kommen dürfen. Fluchen ist die Sprache der Hölle, und nur wer in die Hölle will, der sollte sich diese Sprache angewöhnen.

Neben dem Fluchen gibt es die Gotteslästerung, an erster Stelle die Beschimpfung Gottes, die Beschimpfung Gottes oder des Gottmenschen oder des heiligsten Sakramentes. Und diese Beschimpfung Gottes ist ja leider Gottes nicht selten. Wir hören eben wieder, wie ein Buch, das mit 60 Millionen Exemplaren verkauft worden ist, den Namen Gottes, den Namen Jesu verunehrt, wie daraus ein Film gemacht worden ist, wo unser Heiland verspottet wird. Es wird ihm ein Geschlechtsverhältnis zu Maria Magdalena angedichtet. Das ist Beschimpfung des heiligen Namens Gottes, des heiligen Na-

mens unseres Herrn Jesus Christus. Wie scharf reagieren die Mohammedaner, wenn man ihren Propheten verspottet, und wie wenig rühren sich die Christen, wenn ihr Herr und Heiland Jesus Christus verunehrt wird. Die ewige Liebe wird verhöhnt, und die Christen schweigen. Auch der Herr vom Bischofsplatz, der sonst immer spricht und bei allen Gelegenheiten spricht, schweigt zu dieser Gotteslästerung! Und doch wäre es notwendig, zu reden. Da sagt man: Ja, damit macht man nur Propaganda. Das ist keine Propaganda, das ist die Wehr und die Abwehr der Lästerung, die gegen Gott geschieht, und diese Abwehr sind wir schuldig.

Es gibt auch eine Gotteslästerung durch die Tat, das ist der so genannte Gottesraub. Gottesraub begeht, wer gottgeweihte Personen oder Sachen oder Orte verunehrt. Alles, was geweiht ist, ist durch diese Weihe in besonderer Weise Gott übereignet. Die Priester, die Ordenspersonen, die Kelche, die Messgewänder, die heiligen Geräte, das Gotteshaus und nicht zuletzt die Sakramente. Wer sich an gottgeweihten Personen vergreift oder wer gottgeweihte Dinge zum profanen Dienst missbraucht, wer ein Sakrament unwürdig empfängt, der begeht einen Gottesraub. Im Jahre 1951, meine lieben Freunde, kam ich als Kaplan am Morgen aus dem Pfarrhaus zur Kirche und sah, wie die Kirche erbrochen war und die Meßgewänder und die heiligen Geräte auf dem Platze davor verstreut waren. Irgendwelche böse Buben waren eingebrochen und hatten diesen Vandalismus angerichtet. Nicht selten sagen mir Pfarrer: „Wir müssen die Kirche verschließen, denn es wird Unfug angerichtet.“ Es gibt Leute, die verrichten im Beichtstuhl ihre Notdurft! Also die Gotteslästerung durch die Tat ist keineswegs selten. Kreuze werden geschändet, der Haß gegen Gott und seine Kirche sucht sich immer neue Objekte. Und doch wird keines dieser Vergehen ungestraft bleiben. Im Alten Testament wird berichtet, wie der König Belsazar die heiligen Gefäße aus dem Tempel benutzte bei einem Trinkgelage. Da erschien eine Schrift an der Wand, und die sagte: „Gezählt – gewogen – geteilt.“ Da wurde die Strafe Gottes für den Frevel angedeutet. Auch die Heiden wussten, dass man das Heilige nicht verunehren darf. Vergil zeigt in seiner „Aeneis“, wie die Götter (nach ihrem Glauben) Untaten rächen. Da war der König Phlegias von Thessalien, der den Tempel des Apollo angezündet hatte. Er litt in der Unterwelt schreckliche Qualen, und in der Nacht, in der er schmachtete, da rief er: „Laßt euch warnen! Lernet das Rechte zu tun und die Götter nicht zu verachten!“ Das haben schon die Heiden gewusst.

Eine weitere Form der Verunehrung Gottes ist der Meineid. Der Meineid ist der falsche Eid und der Eidbruch, der falsche Aussageeid und der Versprechenseid, den man nicht gehalten hat. Falscheid und Eidbruch sind größte Verunehrungen Gottes. Es wird Gott zum Zeugen für die Unwahrheit angerufen; darin liegt die Verunehrung. Rudolf von Schwaben, der Gegenkönig Heinrichs IV., unterlag in der Schlacht von Merseburg. Ihm wurde die rechte Hand abgeschlagen, und als er sie betrachtete, da sagt er: „Das ist die Hand, mit der ich einst meinem König die Treue geschworen hatte.“ Er hat also diese Verwundung als Strafe für seinen Eidbruch angesehen.

Die Eidestreue, das sei auch noch gesagt, hat eine Grenze. Wenn derjenige, dem man den Eid, den Treueid, geleistet hat, den Eid missbraucht, also die Eidgenossen zum Unrecht auffordert und ihnen Böses ansinnt, dann verpflichtet der Eid nicht mehr, dann ist man zum Gehorsam nicht mehr verpflichtet. Diese Ansicht haben mit Recht die christlichen Männer gehabt, welche am 20. Juli den Verderber Deutschlands und der ganzen Erde umbringen wollten. Der Eid auf diesen Mann hat nicht mehr gegolten, denn er hat ihn tausendfach gebrochen.

Auch das Gelübde kann man brechen. Es ist manchmal zu schwer. Mir erzählte einmal eine Dame, sie sei mit dem Auto gefahren und verunglückt und konnte sich nicht mehr aus dem Auto befreien. In dieser Not hat sie ein Gelübde gemacht: „Ich werde täglich die heilige Messe besuchen, wenn ich hier noch einmal heraus komme.“ Sie kam heraus, aber sie war berufstätig, und im Laufe der Zeit stellte sich heraus, dass halt die tägliche Messe zu anspruchsvoll für sie war. Was hat sie getan? Sie hat sich – was möglich ist – das Gelübde von einem Priester umwandeln lassen. Sie hat das Gelübde nicht gebrochen, sondern weil es zu schwer war, hat sie dem Priester, der die Gewalt dazu besitzt, die Umwandlung angesonnen, die auch dann geschehen ist.

Es liegt, meine lieben Freunde, ein heiliger Ernst auf dem 2. Gebote Gottes: „Du sollst den Namen Gottes nicht verunehren.“ Wir, seine Diener, wir, seine Verehrer, wir, seine Verteidiger müssen für die Ehre Gottes besorgt sein. Das geschieht einmal dadurch, dass wir selbst den Namen Gottes heilig halten. Es geschieht aber auch dadurch, dass wir anderen nach Kräften die Verunehrung des Namens

Gottes wehren. Lassen wir, meine lieben Freunde, immer wieder das Kirchengebet in unserem Herzen aufklingen: „O Gott, laß mich deinen heiligen Namen zugleich fürchten und lieben, denn du entziehst niemals deine Führung denen, die sich dir ergeben haben.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Bedeutung der Himmelfahrt für uns (1)

25.05.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn und Heilandes Versammelt!

„Aufgefahren in den Himmel, sitzt er zur Rechten Gottes.“ So bekennen wir im Glaubensbekenntnis unserer Kirche. Und dieses Ereignis begehen wir am heutigen Tage: die Himmelfahrt des Herrn. Wir fragen: Was hat dieses Geschehnis für uns zu bedeuten? Ist es nur ein Feiertag wie andere, der halt die Arbeitswoche unterbricht, oder ist dieses Ereignis von großer Bedeutung für uns? Wir haben den Bericht des Evangeliums und der Apostelgeschichte gehört, wie Jesus in den Himmel aufgenommen wurde. Die Auffahrt Jesu nach oben, also in die Welt der Wolken und der Vögel ist ein Gleichnis, ein Gleichnis für etwas Unräumliches und Unsichtbares, nämlich die Aufnahme des Herrn in die Herrlichkeit des Vaters.

Wenn Jesus nach oben aufgefahren ist, dann ist das eine Anpassung an das Weltbild der damaligen Zeit. Oben war eben das Helle, das Lichte, das Freundliche, das Gütige, und unten war das Dunkle, das Untermenschliche, die Unterwelt. Wäre Jesus nach unten von den Aposteln verschwunden, dann müsste man annehmen, er wäre zu den Verdammten gegangen. Aber weil er nach oben fuhr, wird uns durch dieses Gleichnis, und es ist nur ein Gleichnis, bezeugt, dass er in die helle, lichte Welt des Vaters gegangen ist. In jeder Stunde ward Jesus, der Gottessohn und Menschensohn, der gehorsame und demütige Knecht Gottes, der gekreuzigt und gestorben war im Dienste Gottes, in jener Stunde ward er aufgenommen in die volle und ungetrübte Herrlichkeit des Vaters. Da wurde die letzte Folgerung aus seinem Wesen, aus seinem Wirken und aus seinem Leiden gezogen. Da ward er an den Platz gestellt, der ihm zukam nach allem, was er gewesen war und gewirkt hatte, nämlich an den Platz zur Rechten Gottes.

Auch das ist ein Bild, denn es gibt bei Gott keine rechte und keine linke Seite. Aber wir wissen, was dieses Bild sagen will: Jesus, der Heiland, der Gekreuzigte ist nun in eine Ehre und Herrschaft bei Gott eingesetzt worden, die man in Wahrheit als ein Teilhaben an Gottes Macht und Herrlichkeit bezeichnen kann. Da ist in Erfüllung gegangen, was der Prophet Isaias Jahrhunderte zuvor vorausgesagt hatte, nämlich: „Der Wille Gottes wird in seine Hand gelegt und wird in seiner Hand gelingen.“ Von diesem Tage an ist ihm wahrhaft alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben.

Dieses Ereignis ist aber auch für uns von größter religiöser Bedeutung. Denn alles, was an Jesus geschieht, das ist auch unser Anteil, das ist unsere Erwartung und unsere Erfüllung. Indem Jesus in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen ist, tritt er in unsere Mitte, in die Mitte des Christentums und der Christenheit. So können wir jetzt erkennen, was die Mitte, was das Wesen des Christentums ist, worauf es in dieser Religion ankommt und was es heißt, ein Christ zu sein. Der Inhalt dieses Geschehnisses wird vom Apostel Paulus in eine ganz einfache Formel zusammengefasst, nämlich: *Christos Kyrios* – Christus ist der Herr. Das ist der kürzeste Ausdruck für die Bedeutsamkeit der Himmelfahrt Jesu. Christus ist der Herr. Ja, wie denn? Wie ist Christus unser Herr? Gibt es einen Herrn über uns? Wir heutigen Menschen sind ja gleichberechtigt und erkennen keine Herren mehr über uns an. Wir kennen Arbeitgeber, aber sie sind nicht unsere Herren. Wir kennen Regierungsleute, aber sie sind nicht unsere Herren. Wir kennen Führer, aber als unsere Herren erkennen wir sie nicht an. Sollen wir nun Christus als unseren Herren anerkennen? Ja, wir müssen ihn als Herrn anerkennen, denn er ist der menschengewordene Sohn Gottes, Gott und Mensch zugleich, der vom Vater kam und unter uns wohnte als Mensch, der aus Liebe zu uns dem Vater diente und uns den Zugang zum allheiligen Gottes eröffnet hat, so dass wir jetzt an seiner Hand und mit ihm hintreten dürfen in die volle und letzte Gottesge-

meinschaft, so dass sich das Gebet Christi an uns erfüllt: „Vater, ich will, dass die, die an meinen Namen glauben, auch da seien, wo ich bin und die Herrlichkeit gesehen, die du mir gegeben hast.“

Wenn Christus unser Herr in dem heiligsten und höchsten Sinne ist, den man überhaupt in dieses Wort hineinlegen kann, dann ergeben sich daraus zwei Folgerungen: 1. Wir stehen zur Christus in einem Eigentumsverhältnis, und 2. Wir stehen zu ihm in einem Befehlsverhältnis.

Erstens: Wir stehen zu Christus in einem Eigentumsverhältnis. Ja, ist das denn möglich? Kann ein Mensch das Eigentum eines anderen werden? In alter Zeit gab es die Sklaverei. Da war tatsächlich ein Mensch des anderen Eigentum, mit dem er tun durfte, was er wollte. Aber das war eine Verkehrung, das war ein Greuel, das war ein Missbrauch. Der Mensch kann niemals ein Nutzding für andere werden. Auch unter Liebenden geht die Rede: Ich bin dein Eigentum, ich gehöre dir, ich bin dir übergeben. Aber das ist meistens nur ein Überschwang der Worte. Wenn es wirklich so wäre, wenn diese Rede aus dem Überschwang der Liebe käme, dann wäre sie Wahrheit. Die Liebe kann in der Tat einen Menschen einem anderen zum Eigentum geben, so dass aus Zweien eine Eins wird, etwas Zusammengehöriges. Nun hat aber niemand eine größere Liebe, als wer sein Leben hingibt für den anderen. Und eben das hat unser Herr und Heiland getan. Als er im Begriff war, sein Leben hinzugeben, da sagte er: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für den anderen.“ Da ist also diese Liebe, die aus Zweien eins macht, und die Menschen, für die er sich hingab, können sich ihm ebenso schenken, und so wird auch von dieser Seite die Einheit mit ihm gebildet. In seinem Leben und Sterben hat uns ja der Herr an der Hand genommen und ist zum Vater in den Himmel eingegangen: „Vater, ich will, dass sie auch da seien, wo ich bin.“ Also vor Gott, dem Ewigen, und in aller Wirklichkeit gehören wir zu ihm, sind wir sein Eigentum. Wir heißen Christiani, das heißt Christusangehörige. Das ist der eigentliche Name, den wir tragen. Wir sind Christus-Zugehörige, wir sind sein Volk, wir sind seine Jünger, wir sind sein Reich. Jawohl, seine Kraft und seine Gnade, seine göttliche Nähe und sein Leben aus dem Vater ist auch in uns, weil er es uns mitgeteilt hat. Seine Kindschaft ist in uns, so dass wir mit dem gleichen Wort wie er zum ewigen Gott sprechen können: „Abba, lieber Vater.“ So ist auch das Schicksal, das er gehabt hat, das unsere. Es ist das gleiche Ziel, nämlich die Herrlichkeit beim Vater. Und es ist der gleiche Weg, der über einen Golgothabergraben und über ein Grabesdunkel führt, hindurch auf den Himmelfahrtsberg und von dort hin zur Rechten des Vaters, auf dass wir seien, wo er ist. Denn wo der Herr ist, da muss auch sein Eigentum sein, das ihm gehört, das er sich verdient hat, das sich selbst ihm geschenkt hat, das ihm in gemeinsamer Liebe und gemeinsamer Not verbunden ist. Wir stehen zu Christus in einem Eigentumsverhältnis.

Wir stehen aber auch zu ihm zweitens in einem Befehlsverhältnis. Da er uns zum Vater vorausgeht, da er uns bei der Hand nimmt und dem Vater vorstellt, ist er unser Führer und hat also zu bestimmen, welcher Art wir sein müssen, wenn er es auf sich nehmen soll, uns dem Vater vorzustellen. So steht es also bei ihm, unser Wesen, unseren Charakter, unser Leben und unsere Lebensform festzusetzen. Es steht bei ihm, zu erklären, wie er uns haben will. Es steht bei ihm, zu sagen: Wer mir nachfolgen will, der muss dieses tun und jenes lassen, der muss hier verzichten und dort auch etwas auf sich nehmen. Es steht bei ihm, zu sagen: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Er ist der Gesetzgeber. Er darf verkünden: „Den Alten ward gesagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde. Tuet Gutes denen, die euch hassen und betet für die, die euch verfolgen.“ Es steht bei ihm, zu sagen: „Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Und daran sollen alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid.“ Er darf uns auch drohen: „Wer mich vor den Menschen verleugnet, den werde ich auch vor meinem Vater im Himmel verleugnen.“ Und er darf uns die Verheißung geben: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Und: „Wer mein Wort hält, der ist es, der mich liebt.“

Das ist also das Befehlsverhältnis, meine lieben Christen, in dem wir zu ihm stehen. Wenn wir in sein Leben eingehen wollen, müssen wir seine Gebote halten. Wenn wir vollkommen sein wollen, müssen wir ihm nachfolgen und alles andere verlassen. Ihm nachfolgen, das heißt seinen Geist, seine Denkart, seine Seele in uns ausprägen. Ihm nachfolgen, das heißt so über Gott, über die Vorsehung, über das Leben, über die Sünde, über die Ewigkeit denken, wie er über diese Dinge denkt. Ihm nachfolgen, das heißt so beten und so lieben, so leiden und so tragen, wie er es uns vorgemacht hat, heißt



sanftmütig und demütig werden, rein und pflichttreu sein wie er. Ihm nachfolgen heißt einander die Lasten tragen, wie er unsere Last getragen hat.

Damit ist die christliche Sittlichkeit begründet, nach Inhalt und nach Form. Ihrem Inhalt nach: Seitdem Christus da war, kann es eine andere Sittlichkeit, eine andere Moral, eine andere Lebensform, eine andere Vollkommenheit des Menschentums nicht mehr geben. Es kommt kein anderer Maßstab mehr in Frage als der seine. Es kann nur noch gelten die Bergpredigt: Selig die Selbstlosen, selig die Kreuzträger, selig die Nächstenliebe, selig die Erbarmung, selig der Gehorsam, selig die Reinheit und selig der Idealismus, der keinen Gewinn aus dieser Welt ziehen will. Es kann also keine Menschenentwicklung und keine Moralentwicklung mehr geben, die über Jesus hinausführt. Es kann keine Zeit mehr kommen, wo an die Stelle der Demut die Gewalt seliggesprochen wird, anstelle der Liebe der Haß, anstelle des Erbarmens die Selbstsucht, anstelle der Reinheit die Genußgier, anstelle des Kreuztragens die Herrschsucht, anstelle des Schenkens das Fordern und das Begehren.

Auch formell ist die Sittlichkeit jetzt auf eine endgültige Grundlage gestellt. Nun wissen wir für alle Zeiten, warum wir gut sein sollen, warum wir liebevoll, erbarmungsvoll und reich sein sollen. An sich ist eine mehrfache Begründung der Sittlichkeit möglich. Man kann gut sein wollen aus wohlverstandener Nützlichkeit. Denn auf die Dauer ist es doch die Güte, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit allein, die sich bewährt und zum vollen und wahren Leben führt. Man kann gut sein wollen um des Fortschritts willen, weil man ein vollkommener und rechter Mensch sein will. Die Befehle und Forderungen Gottes decken sich eben mit den Geboten eines reinen und reichen Menschentums. Man kann gut sein wollen um des Guten willen, und das ist vielleicht die höchste Form der Sittlichkeit, weil das Gute gut ist. Gut sein wollen um Gottes willen, das ist ein entscheidender Grund. Aber Gott ist Herr und unsichtbar, und nicht jeder findet leicht das persönliche Du zu diesem unsichtbaren Gott, das die Seele aufstehen lässt und sich zu Gott wenden lässt. Wenn aber Gott als Mensch zu uns kommt, und wenn dieser Mensch uns an der Hand nimmt und sagt: „Folge mir nach!“, dann kann um dieses brüderlichen und zugleich göttlichen Menschen willen in uns die große Woge aufstehen, die uns mitreißt und hinreißt zu letzten Entscheidungen. Und diese Woge heißt: „Für dich und mit dir.“ Das ist die vollkommenste Sittlichkeit, vollkommener als jeder Imperativ, und sei er noch so kategorisch. Ich gehe hin, wo du hingehst. Ich will sein, wie du bist. Ich will tragen und leiden, was du trägst. Ich will es nicht anders haben, als du es hast. Das ist die vollkommene Sittlichkeit, die uns Jesus lehrt. Das könnten wir zu jedem guten und lieben Menschen auch sprechen, aber zu keinem so wie zu Jesus. Denn er ist der Herr. Wir stehen ihm nahe wie sonst keinem Menschen. Wir sind sein Eigentum und bilden eine Einheit mit ihm. Und deswegen können wir ihm sagen: Weil du der Herr bist, darum geschehe mir nach deinem Worte. Weil du mein Freund bist, darum laß mich bei dir bleiben. Weil du mein Erlöser bist, darum laß mich mit dir leiden. Weil du mein Gott und Alles bist, darum laß mich dir anhängen.

In dieser persönlichen Nachfolge und Hingabe ist die weltbewegende Frage der Sittlichkeit gelöst, die Frage nämlich, was gut ist und warum es gut ist und warum wir es tun sollen. Die Antwort lautet: Weil du, mein Heiland, es willst. Weil du du bist. Befiehl mir, und was du befiehlst, das soll meine Güte sein. Rede Tod oder Leben zu mir, Leben und Tod sollen mir lieb sein, weil sie von dir sind. Fordere von mir, was du willst, und deine Forderungen sollen mir eine Gnade sein. Ich darf tun, was du willst. Da hört das Sollen auf, und das Dürfen beginnt. Da ist das Gesetz aufgehoben in der Liebe und in der Hingabe. Mein Heiland, laß mich dir gehören, laß mich dir folgen, laß mich deinen Weg gehen bis zum Vater im Himmel.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Bedeutung der Himmelfahrt für uns (2)

28.05.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Donnerstag, dem Fest Christi Himmelfahrt, haben wir darüber nachgedacht, was es bedeutet, dass wir die Himmelfahrt Christi begehen. Wir haben erkannt: Es ist die Aufnahme, die endgültige und unwiderrufliche Aufnahme Christi in die Herrlichkeit des Vaters. Von da an ist er wahrhaftig und wirklich der Herr: Christos Kyrios, denn das ist die Formel, in die der Apostel Paulus das Herrentum, die Macht Jesu zusammenfasst. Christus ist der Herr. Weil er sich erniedrigt hatte, wurde ihm ein Name gegeben, der über alle Namen ist, auf dass sich im Namen Jesu ein jedes Knie beuge, auf der Erde, unter der Erde und überall. Wir haben dann erkannt, was das Herrentum Christi für uns bedeutet. Es besagt erstens ein Eigentumsverhältnis. Wir sind wahrhaftig Christus zu eigen gegeben. Wir tragen ja seinen Namen: Christiani, Christen. Und zweitens besagt es ein Befehlsverhältnis. Er kann bestimmen, wie wir sein sollen. Er nimmt uns bei der Hand, um uns zum Vater zu führen, und wir müssen so geartet sein, dass er uns wirklich dem Vater vorstellen kann. Deswegen dieses Befehlsverhältnis.

Aber damit ist die Bedeutung der Himmelfahrt Christi noch nicht erschöpft. Es ist noch ein Drittes zu sagen, nämlich: Wir stehen zu Christus auch in einem Dienstverhältnis. Der Herr nennt uns seine Freunde und seine Brüder, und dadurch wird die schönste Art des Herrentums verwirklicht, die es vielleicht gibt, nämlich das Dienstverhältnis. In dem Dienstverhältnis sind zwei Elemente beschlossen: Hörigkeit und Freiheit. Es bedeutet schon dem Wortlaut nach, dass die Untergebenen, die Gefährten und die Befehligen auch ihrem Führer etwas bieten, dass sie ihm einen Dienst leisten können. Das ist in der Tat die dritte Form des Verhältnisses, in dem wir Christusgläubigen und Christushörigen zu unserem Herrn stehen. Wir sind ihm dienstbar. Das heißt, wir können ihm etwas leisten, was für ihn wertvoll ist wie ein Dienst, wie eine Hilfe. Wir sind seine Streiter, die sein Reich über die Erde ausbreiten. Wir sind seine Evangelisten, die seine Frohbotschaft verkünden. Wir sind seine Werkzeuge, die seine Heilmittel in Händen tragen. Christus ist auch in der Tat auf seine Jünger, auf seine Christen, auf seine Apostel, auf seine Priester, auf seine Jünger und Jüngerinnen, auf alle, die seinen Namen tragen, die ihn liebgewonnen haben, die von seiner Gnade und von seinem Geist ergriffen sind, angewiesen. Er ist angewiesen auf ihr Werk, auf ihr Beispiel, auf ihr persönliches und amtliches Wirken, auf ihren Heldenmut und ihren Opfermut, auf ihre Entsagungen und ihre Liebeswerke, auf ihren Glauben und ihre Erkenntnisse. Das Christentum, meine lieben Freunde, kommt nur so weit, wie die einzelnen Christen und die ganze Christenheit es tragen. Gott hat keine anderen Hände als die unseren, und er hat keine anderen Füße als die unseren. Er hat auch keinen anderen Mund als den unseren. Das ist das große und wunderbare Geheimnis, der große und wunderbare Sinn der Christophorus-Legende. Sie wissen, wie der Legende nach Christophorus das Christkind über den Strom getragen hat. Das besagt: Das Gotteskind kommt auf dieser Welt nur so weit, wie menschliche Träger es bringen. Nur durch unsere Schultern, nur auf unseren Schultern kommt er über die tiefen und weiten Wasser der Zeit und des Weltlaufs.

Sind wir uns bewusst, was dieses Dienstverhältnis für uns bedeutet? Einen Dienst leisten dürfen dem einzigen großen, ja göttlichen Menschen, den es je gab? Einen Dienst leisten dürfen für das, was das einzig wichtige und wesentliche Werk, das je auf Erden vollbracht wurde, nämlich die Erlösung der Menschen? Brauchbar und notwendig sein für den einzigen Dienst, der dem Schöpfer und Erlöser wirklich und wahrhaftig am Herzen liegt, brauchbar sein für alle Ewigkeit und bis in die Ewigkeit hin-

ein für den Sieg des Lichtes und der Wahrheit, für die Beseligung und für die Erfüllung der Menschen, für die Vollendung der göttlichen Gedanken? Meine lieben Freunde, einen größeren Lebensinhalt gibt es nicht. Das ist doch immer die tiefste Sehnsucht eines jeden Menschen, dass er nicht unnützlich sein möge, nicht überflüssig, sondern für irgendeinen geliebten Menschen, für ein geliebtes Wesen, für einen großen Zweck, für ein wertvolles Werk gebraucht zu werden und brauchbar zu sein.

Wir Menschen, besonders wir modernen Menschen, erschrecken, wenn wir die Worte „Herr“ und „Herrentum“ hören. Und mit Recht. Es sind große, ja gefährliche Worte. Es ist ein gefährliches Ding, einem anderen Menschen als sein Eigentum überantwortet zu sein, seinem Befehl unterstellt zu sein, seinem Dienst verpflichtet zu sein. Es ist, als ob man das eigene Leben, die eigene Freiheit, die eigene Persönlichkeit damit aufgeben müsste. Ja, so gefährlich und gewaltig ist es, dass es in der Tat nur einmal verwirklicht werden kann, dass es nur einen Herren geben kann, den Herren schlechthin: Christos Kyrios. Nur darum kann er dieses Herrentum allein verwirklichen, weil er nicht nur unser Mitmensch, sondern auch unser Gott ist, weil in ihm nicht nur die Schranken und die Mauern des Menschlichen und des Geschöpflichen sind, an denen man zerschellen kann, sondern weil alles hineingestellt ist in die Weite Gottes. Man kann in diese Weiten hineinstürzen, ohne je auf eine Felswand zu treffen. Man kann in das Herrentum Gottes unbedenklich eingehen, weil es der Ausgang ist in die Unendlichkeit Gottes. Der Herr sagt ja selber: „Ich bin der Eingang und der Ausgang.“

So ist also dieses Eigentumsverhältnis, dieses Unterworfenheit, dieses Dienstbarheit das einzige, das nicht nur keine Gefahr mit sich bringt, sondern sogar Erfüllung, Erfüllung und Brauchbarkeit mit Tat und Wirken, mit Lebendigkeit und Ewigkeit. Es ist buchstäblich wahr, dass dieses Dienen zu einem Herrschen und dieses Gehören zu einem Besitz wird. Dieses Folgen wird zu einem Finden. Indem Christus aufstieg zum Himmel und sich zur Rechten Gottes setzte, haben auch wir den Stufenweg betreten, der hinaufführt zu Gott, sind die Hände unseres Befreiers allmächtig geworden, die alle Fesseln von uns nehmen können. Indem er aufstieg zum ewigen Licht, sind auch wir auf die Lichtbahn gesetzt. Indem wir uns diesem Menschensohn weihen und schenken als unserem Herrn, werden auch wir dem Gottessohn zu Freunden und zu Helfern. Indem wir zum gehorsamen Gottesknecht sprechen: „Mein Herr bist du, mir geschehe nach deinem Willen“, finden wir an ihm den allmächtigen Herrn, der zu uns spricht: „Mein Kind bist du. Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Geist – Zeugnis der Wahrheit

04.06.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Festfeier der Geistsendung Versammelt!

Kurz vor Pfingsten veranstaltete ein Meinungsforschungsinstitut eine Umfrage. Gefragt war, ob die Menschen wüssten, was an Pfingsten gefeiert wird. Jeder zweite Deutsche wusste es nicht. Nur 47 Prozent gaben eine bejahende Antwort, dass an Pfingsten die Geistsendung gefeiert wird. Die Menschen, viele Menschen, allzu viele Menschen sind mit den materiellen Dingen und den Genüssen dieses Lebens beschäftigt. Es geht ihnen wie jenen, die guten Samen empfangen, aber ihn unter den Dornen der Wollust und des Behagens ersticken.

Die metaphysische Anlage des Menschen, seine Antenne für Gott, ist aber unausrottbar. In jedem Menschen lebt eine Sehnsucht nach etwas anderem als bloß nach Essen und Trinken, nach Geschlechtsgenuß und Urlaub. Jeder Mensch hat eine Verwiesenheit auf Gott, die unausrottbar ist. Das ist die große, unaufhebbare Chance der Kirche. Der Mensch ist auf Gott verwiesen. Ein Zeichen für diese Verwiesenheit sind die vielen religiösen Gruppierungen und Sekten, die sich in unserem Vaterlande und nicht nur in Deutschland mit rasender Geschwindigkeit ausbreiten. Überall entstehen neue Moscheen. Jedes Jahr fallen tausend christliche Deutsche zum Islam ab. Die Baha'i haben ihr Zentrum in Langenhain bei Hofheim errichtet, und der Dalai Lama plant einen religiösen Mittelpunkt des Lamaismus in Kärnten in Österreich. Diese Gruppierungen, diese religiösen Verbände, diese Sekten treten an die Menschen mit Verheißungen heran. Sie versprechen ihnen Gemeinschaft, Gemeinschaftserlebnis, Selbsterlösung, und so fangen sie viele Menschen ein, viele von den Menschen, die die wahre Religion abgeworfen haben oder die auf der Suche nach Gott sind. Und doch ist das die entscheidende Frage: Wer sagt uns die Wahrheit? Wer zeigt uns Gott, wie er wirklich ist? Es genügt nicht, zu sagen: Wir glauben ja alle an den einen Gott. Es kommt darauf an, was man sich unter diesem Gott vorstellt. Man muss die richtige Vorstellung von Gott haben, nicht irgendeine.

Es erhebt sich die Frage: Wer ist Gott wirklich? Wer kann diese Frage beantworten? Die einzige gültige, die einzige mögliche, die einzige notwendige Antwort auf diese Frage kann nur der geben, der von Gott kommt und der Gott kennt. Dieser eine und einzige ist der Sohn Gottes, Jesus Christus. Er allein gibt eine richtige, eine wahre, eine eindeutige Antwort auf die Frage: Wer ist Gott? Denn in ihm sind die Sehnsüchte und die Erwartungen der Menschen erfüllt. Er ist es, der die Prophezeiungen des Alten Bundes zur Erfüllung gebracht hat, er, das fleischgewordene Wort. In ihm ist das Reich Gottes sogar schon zu uns gekommen, anfanghaft, aber wirklich.

Ich habe hier vor mir, meine lieben Freunde, eine Anzeige, die dieser Tage in der Zeitung erschien. Diese Anzeige wurde aufgegeben von Josef Willenborg, 53 Jahre, Brandenburg. In dieser Anzeige heißt es: „Ich bin aufgewachsen in der DDR, ohne Christus zu kennen. Die Arbeit als Techniker beim Film war schön, doch es blieb leer in mir. Sinn, Richtung und Freude bekam mein Leben erst, als Christus eintrat. Am 17. Juni 2006 werde ich nun zum Priester geweiht. Happy End mit 53 Jahren; besser als beim Film.“ Dieser Mann, Josef Willenborg, hat Jesus gefunden, und er hat begriffen, dass Jesus das letzte und absolute Wort Gottes ist und dass man an diesem Wort in Treue festhalten muss, denn Jesus ist unvergleichlich. Es ist völlig unmöglich, ihn neben Buddha oder Mohammed oder irgendeinen anderen Religionsstifter zu stellen. Es ist unmöglich! Er allein ist der Sohn des ewigen Vaters; er ist das vollkommene Wort der Wahrheit und der Liebe. Ihn haben die Apostel und die Jünger kennengelernt als den Lebendigen, als den Getöteten und als den Auferweckten. Mit ihm sind sie gewandert, mit ihm haben sie gesprochen, von ihm haben sie gehört. Der tödlich Verwundete und doch

Lebende, er ist es, der den Jüngern etwas zusprechen kann, das kein anderer vermag, nämlich den Frieden, wie wir ja eben im Evangelium gehört haben. Er gibt ihnen den Frieden, den die Welt nicht geben kann, den sie aber auch nicht nehmen kann. Er gibt ihnen den vollkommenen Frieden, den Frieden, wie sonst niemand ihn zu geben vermag.

Und damit dieser Frieden bei ihnen bleibt, machte er ihnen ein Geschenk, und dieses Geschenk ist eine Person. Es ist die Person des Heiligen Geistes. Es ist nicht so, meine lieben Freunde, wie von nichtkatholischer Seite behauptet wird, dass Gott den Menschen ein Buch in die Hand drückt und sagt: Nun seht, wie ihr damit zurecht kommt! Nein, das tut er nicht! Er gibt mit dem Buche auch den Autor. Er gibt den Verfasser des Buches, nämlich den Heiligen Geist. Er erinnert die Gläubigen an alles, was Jesus gesagt und getan hat; er schließt ihnen den Inhalt dieses Buches auf. Wenn der Heilige Geist die Wahrheit nicht vermittelt, wenn der Heilige Geist die Wahrheit nicht festhält, dann ist es um die Wahrheit geschehen, denn der Mensch ist immer in Gefahr, Gott nach seinem Bilde zu gestalten.

Der Heilige Geist bleibt der Autor der Heiligen Schrift und vermittelt uns ihren Sinn. Er schließt uns auf, was Gott in diesem Buche uns mitteilen wollte. Nicht eine beliebige Auslegung kann uns zufriedenstellen, sondern nur die eine wahre. Bedenken Sie, meine lieben Freunde, dass es für die Abendmahls Worte Christi achtzig – achtzig! – verschiedene Auslegungen gibt. Aber nur eine kann richtig sein, nämlich die, die der Herr intendiert hat. Und diese eine richtige Auslegung vermittelt uns der Heilige Geist. Er sorgt dafür, dass das Evangelium nicht verfälscht wird, dass nicht eine mehrdeutige Auslegung uns in die Irre führt, sondern dass der Heilige Geist uns die eine richtige, bleibende Auslegung vermittelt. Dazu bedient er sich der Menschen, zugegeben, aber der Menschen, die er eben führt und leitet. Dieses Leiten des Herrn vollzieht sich im kirchlichen Lehramt, das vom Geiste Gottes durchdrungen und getragen ist. Es ist nicht wahr, dass dieses Lehramt starr und unbarmherzig sei. Nein, dieses Lehramt ist so fest, wie der Heilige Geist fest ist. Dieses Lehramt vermittelt die Wahrheit, und die Wahrheit ist bleibend, und die Wahrheit ändert sich nicht. Dieses Lehramt vermittelt uns die Treue zum Worte Gottes. Wir dürfen sicher sein, dass wir in der Lehre der Kirche die Person Jesu und das Lebenswerk des Herrn in Wahrheit ausgelegt bekommen, dass die Sehnsucht unseres Herzens hier wirklich und wahrhaftig gestillt wird, dass die Wahrheit Gottes unter uns bleibt und nicht verlorengeht.

Das macht mich, meine lieben Freunde, immer wieder glücklich, wenn ich von Ärgernissen, Skandalen, Mängeln, Fehlern von Männern und Frauen der Kirche lese. Ja, die gibt es, Gott sei es geklagt, viel zu viele. Jeder einzelne Fall ist einer zuviel. Aber es bleibt diese Kirche der Hort, die Säule und die Grundfeste der Wahrheit. Sie bleibt es, weil der Heilige Geist in ihr verharrt.

Dieser Geist Gottes lehrt uns auch die Unterscheidung der Geister. Es gibt ja viele, die sich anbieten und auf dem Markt mit ihrer angeblichen Wahrheit prunken. Aber der Geist lässt uns unterscheiden, was die Wahrheit ist. Im ersten Brief des Apostels Johannes heißt es: „Daran erkennt man den Geist Gottes: Jeder Geist, der bekennt, dass Jesus Christus im Fleische gekommen ist, der ist aus Gott. Jeder Geist, der Jesus nicht bekennt, ist nicht aus Gott. Dies ist der Geist des Antichrists, von dem ihr gehört habt, dass er kommt, und er ist bereits in der Welt.“

Wahrhaftig, meine lieben Freunde, das Pfingstfest soll uns froh machen, froh machen, weil uns Gott seine wertvollste Gabe gegeben hat, den Heiligen Geist. Er ist in uns, und er bleibt in uns, im einzelnen und in der Kirche. Die Kirche ist das Geschöpf des Geistes. Deswegen feiern wir ja an Pfingsten den Geburtstag der Kirche. Da wurde die Kirche tatsächlich vom Geiste zusammengeführt, als dieses Brausen entstand und die Feuerflammen sich über den einzelnen Aposteln niederließen. Dieser Geist gibt uns die Gewissheit, dass wir mit unseren Sehnsüchten und Hoffnungen nicht ins Leere laufen. Wir kommen in der Kraft dieses Geistes zur Erfüllung; wir werden Freunde des menschengewordenen Gottessohnes. Durch diese Gewissheit gibt er uns die wahre Freude und den bleibenden Frieden. Durch den Heiligen Geist werden wir geistliche Menschen. Wir sprechen gern von den Klerikern als den Geistlichen, und das ist nicht falsch, denn sie haben den Geist empfangen in einer besonderen Weise durch die Weihe zum Priester. Aber auch alle anderen Getauften und Gefirmten sind Geistliche, sind geistliche Menschen. Der Geist ist über sie herabgekommen, und er wohnt in ihnen wie in einem Tempel. Das muss uns mit Freude erfüllen und uns befähigen, in der Kraft dieses Geistes zu leben.

„Wenn ihr vom Geiste erfüllt seid, dann müsst ihr auch nach dem Geiste wandeln.“ So fordert der Apostel Paulus im Römerbrief. Wahrhaftig, das muss unser heutiges Geloben sein und unser Flehen: Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen der Deinen, erleuchte sie mit deinem Lichte und führe sie auf den Wegen des Heiles.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Geist – Früchte des Geistes

05.06.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Pfingstfest erinnert uns an die erste, gewaltige Geistausgießung an die junge Christenheit. Damals wurden unter Zeichen und Wundern die Jünger Christi mit dem Heiligen Geiste beschenkt. Aber das Pfingstfest weist auch auf die immer erneuten Geistausgießungen in unserer Zeit hin. Die Geistausgießung des ersten Pfingstfestes ist keine einmalige Angelegenheit geblieben, sondern Gott hat dafür gesorgt, dass der Geist bei seiner Kirche und bei den Gläubigen bleibt und dass er ihnen immer von neuem geschenkt wird. Die Geistausgießung, die heute geschieht, ist innerlich und unsichtbar. Sie erfolgt den inneren Gnadengaben nach. Und diese Gnadengaben werden uns in den Sakramenten, also vor allem in der Taufe und in der Firmung mitgeteilt. Die Sakramente wirken das, was sie andeuten, also die Taufe Reinigung von Erbschuld und von persönlicher Sünde, Mitteilung der heiligmachenden Gnade und Anrecht auf die helfenden Gnaden; die Firmung vermittelt uns die Stärkung zum Kampf für das Evangelium und zur Verteidigung der heiligen Religion.

Die Sendungen des Heiligen Geistes haben aber auch noch eine andere Komponente, und das ist die entscheidende, nämlich der Heilige Geist wird der Seele wirklich und wahrhaftig mitgeteilt. Er gibt nicht nur Gaben, er gibt sich selbst. Der heilige Paulus schreibt in seinem ersten Brief an die Korinther: „Wißt ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und dass der Geist Gottes in euch wohnt?“  
Wißt ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und dass der Geist Gottes in euch wohnt? Das ist die Erfüllung des Wortes, das der Herr gesprochen hatte: „Wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen“, nämlich bei dem, der sich gläubig dem Wirken des Heiligen Geistes öffnet. Größeres, Erhabeneres kann nicht gesagt werden, als dass wir Tempel Gottes sind und dass der Heilige Geist in uns wohnt.

Wo aber der Heilige Geist einzieht, da bleibt er nicht untätig. Er ist ja der Lebendige und der Lebendigmacher, wie wir ihn im Glaubensbekenntnis bekennen. Der Heilige Geist wirkt also in der Seele. Er teilt ihr Gaben mit, Anlagen, Geneigtheiten, die der Seele eine besondere Leichtigkeit geben gegenüber den Anregungen des Heiligen Geistes. Wenn Sie zum Altar schauen, da sehen Sie, dass die Damen, die ihn geschmückt haben, etwas von den Gaben des Heiligen Geistes verstanden haben, denn sie haben je sieben Blüten rechts und links vom Kreuz aufgestellt. Sieben sind nämlich die Gaben des Heiligen Geistes: Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Sieben Gaben des Heiligen Geistes angedeutet durch die sieben Blüten, die auf den Altar gestellt sind.

Die Gaben Gottes sind aber immer Aufgaben. Wenn Gott etwas gibt, dann will er, dass wir etwas damit tun. Und so sollen wir die Gaben des Heiligen Geistes benutzen. Es sind Kräfte, mit denen wir wirken können und sollen. Was sollen wir wirken? Wir sollen Frucht bringen. „Ich habe euch bestellt, dass ihr hingehet und Frucht bringt“, sagt der Herr im Johannesevangelium. Wir sollen die Früchte des Heiligen Geistes hervorbringen. Diese Früchte werden vom Apostel Paulus im Brief an die Galater aufgezählt: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit. Das sind die Früchte des Heiligen Geistes: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit. Die Früchte des Heiligen Geistes sind Handlungen, Tätigkeiten, Akte, die wir setzen, und zwar eben in der Kraft des Geistes. Der Geist ist der Erstwirkende, aber er ist nicht der Alleinwirkende, wir sind Mitwirkende. Das ist ein Gesetz in der gesamten Heilsordnung. Das Wirken Gottes mag noch so überlegen sein, ohne die Mitwirkung des Menschen kommt es nicht zustande. Zwingend ist

Gottes Wirken nie. Es gibt die hinreichende Gnade im Gegensatz zu den Jansenisten, die das bestritten haben. Es gibt die hinreichende Gnade, und die hinreichende Gnade kann der Mensch ablehnen. Und so gilt auch von den Früchten des Heiligen Geistes: Sie werden nur in dem erwachsen, der mit dem Heiligen Geiste mitwirkt. Es gilt das Wort des heiligen Augustinus: „Der dich geschaffen hat ohne dich, will dich nicht rechtfertigen ohne dich.“ Der dich geschaffen hat ohne dich, will dich nicht rechtfertigen ohne dich.

Die Früchte des Heiligen Geistes sind also Vollkommenheiten, die unsere Seele schmücken, die unser Leben bereichern, dir sich wohltätig auf die Umgebung auswirken. Hier, meine lieben Freunde, haben wir eine Stelle, wo einmal Gottes Wirken sichtbar wird. Das ist ja unsere Not, das ist ja unsere Klage, dass wir den verborgenen Gott anbeten müssen, dass Gott aus seiner Verborgenheit nicht heraustritt. Wir leiden darunter, dass Gott in unzugänglichem Lichte wohnt. Seine Gnade ist nicht messbar und nicht wägbare. So sehnen wir uns danach, Gott und sein Wirken einmal zu sehen, einmal in der Erfahrung festzustellen, zu spüren. Hier in den Früchten ist eine Stelle, wo Gottes Wirken sichtbar wird. Wer diese Früchte des Heiligen Geistes aufweist, von dem kann der Heilige Geist nicht fern sein. Wer die Früchte des Heiligen Geistes wirksam werden lässt, der ist im Besitze des Heiligen Geistes. Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit. Wer all das aufweist oder auch nur vieles davon, der ist im Besitze des Heiligen Geistes, in dem wirkt der Heilige Geist diese herrlichen Gaben.

Aber natürlich muss man auch mit Erschrecken feststellen: Wo diese Gaben fehlen, wo diese Früchte fehlen, da kann der Geist nicht sein. Wer das Gegenteil von diesen Früchten aufweist, der muss fern vom Geiste sein, also Haß, Trübsinn, Streit, Ungeduld, Erbarmungslosigkeit, Eigennutz, Treulosigkeit, Zorn, Genusssucht. Das ist nicht Zeichen der Anwesenheit des Geistes, sondern seines Gegengeistes. So haben wir also ein Mittel der Unterscheidung und ein Mittel zur Erkenntnis, ob der Geist Gottes in uns wohnt. Bringt der Geist in uns seine Früchte hervor? Was stellen wir fest, wenn wir uns beobachten, wenn wir ehrlich gegen uns sind? Leben wir im Geiste? Handeln wir aus dem Geiste? Bringen wir die Früchte des Geistes hervor, oder ist der Geist in uns unwirksam?

Es muss, meine lieben Freunde, unser Bestreben sein, dem Wirken des Geistes in uns Raum zu geben. Wir dürfen die Gnadengaben Gottes nicht umsonst empfangen; wir müssen mit ihnen wirken. Wir sollen Zeugnis ablegen von der Existenz und von der Macht des Heiligen Geistes. Wir müssen seine Früchte vorweisen: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Enthaltbarkeit. Ach, dass doch das Pfingstfest nicht vorübergehen möchte, ohne dass wir dem Wirken des Heiligen Geistes Raum geben! Wenn wir im Geiste leben, so lasst uns auch im Geiste wandeln! Und das heißt: Müde sein und doch andere aufmuntern, sich verlassen fühlen und doch andere zum Lächeln bringen, selber voller Fragen stecken und doch Ratsuchenden sich nicht verweigern, gehetzt sein und doch andere nicht mit Ausreden abwimmeln, Schmerzen haben und doch anderen gegenüber Geduld aufbringen, belastet sein und doch anderen tragen helfen, nach einem Ausweg tasten und doch die Hand des anderen nicht loslassen, vieles entbehren und doch niemandem etwas missgönnen, enttäuscht sein und doch anderen einen Streifen Hoffnung geben, sich ausgebrannt vorkommen und doch anderen helfen, Sinn zu finden, betend selbst ohne Antwort bleiben und doch anderen den Glauben erlebbar machen, mit Ärger angefüllt sein und doch den Gruß eines anderen erwidern, enttäuscht sein und doch die Fehler anderer nicht an die große Glocke hängen, keinen Dank bekommen und doch unentwegt für andere da sein. Wenn wir im Geiste leben, meine lieben Freunde, dann lasst uns auch im Geiste wandeln!

Amen.



Prof. Dr. Georg May

Gottes Macht und Größe (10)  
(Über die Pflicht der Sonntagsheiligung)

11.06.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Gebet ist das Atmen der Seele. Eine Seele, die nicht mehr betet, kommt außer Atem, ja sie erstickt in gewisser Hinsicht. Aber mit dem Gebete allein ist es nicht getan. Das tägliche Gottesgedenken im Gebet genügt nicht. Das Leben muss religiös durchdrungen sein. Deswegen gibt es einen ganzen Tag in der Woche, den wir Gott weihen, einen Gottestag, einen frohen Tag der Kinder Gottes. Wir nennen ihn den Sonntag. Lateinisch heißt er Herrentag – dies dominica, und das ist eine bessere Bezeichnung, Herrentag, weil er nämlich dem Herrn, unserem Heiland, geweiht ist. Schon ab Vorabend läuten vielerorts die Glocken den Sonntag ein, wollen die Menschen aufmerksam machen und Feiertagsstimmung verbreiten. Die Menschen sollen die Arbeit ruhen lassen und Sonntagskleider anziehen. Wir Menschen, nicht Gott, wir Menschen brauchen diesen Festtag. Der Mensch verkommt, wenn er keine Feierkleider mehr anzieht.

Der Herrentag, der Sonntag, ist schon in der Natur angelegt. Es gibt kluge Anthropologen, die sagen, der Rhythmus: 6 Tage arbeiten und am 7. Tage ruhen, ist schon in der menschlichen Natur, also in seinem Geist und in seinem Körper, angelegt, und man verletzt nicht ungestraft die Natur. Im Jahre 1793 besetzten die revolutionären Franzosen Mainz. Was brachten sie unter anderem mit? Sie brachten den Dekadentag mit, das heißt nur an jedem zehnten Tage sollten die Menschen feiern und ruhen. Da wurden bürgerliche Zeremonien vorgenommen, z.B. in der heutigen Peterskirche, und die Menschen sollten sich der Freude überlassen. Aber es hat nicht lange gedauert, dann hat sich die Natur durchgesetzt, und der Dekadentag wurde wieder abgeschafft. Man kehrte zur Wocheneinteilung zurück. Sie ist ja auch niedergelegt im Alten Testamente: „Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten Tage aber sollst du ruhen“, so heißt es. Am siebenten Tage soll die Weihe an den Herrn vorgenommen werden. „Du und dein Knecht und dein Vieh, alle sollen ruhen am siebenten Tage.“

Nun feiern wir ja nicht mehr den Sabbat. Eine Schulkollegin von mir, die zu den Adventisten gehört, hat mir einmal Vorwürfe gemacht, dass wir Christen den Sonntag feiern und nicht den Sabbat. Das stehe doch im Alten Testament. Jawohl, da steht es drin, aber das Alte Testament ist überholt durch das Neue Testament. Der Alte Bund ist dem Neuen Bund gewichen, und am Sonntag sind die Heilsereignisse des Neuen Bundes geschehen, die Auferstehung des Herrn und die Ausgießung des Geistes. Das ist der Grund, weswegen wir den Sonntag, den Herrentag, feiern, weil an einem Sonntag der Herr auferstanden ist und an einem Sonntag er uns den Heiligen Geist gesandt hat. Die Kirche hat also völlig recht, wenn sie an die Stelle des Sabbats den Sonntag gesetzt hat.

Damit nicht genug. Sie hat auch Feiertage in den Jahreslauf eingebaut. Die wesentlichen Ereignisse des Herrn, also die Geburt des Herrn zu Weihnachten, seine Beschneidung und seine Erscheinung, seine Himmelfahrt, das sind Fest des Herrn, die im Laufe des Jahres gefeiert werden und mit Recht gefeiert werden. Dazu kommen Feste der Muttergottes wie die Himmelfahrt Mariens und ihre Unbefleckte Empfängnis. Dazu kommen auch Feste der Heiligen wie Stephanus am 26. Dezember, das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus am 29. Juni und das Fest Allerheiligen am 1. November. Im Mittelalter, im katholischen Mittelalter, waren durch die Sonntage und die Feiertage so viele Tage von Arbeit frei, dass man damals von einer Fünftageswoche sprechen konnte. Aber diese vielen Feiertage hatten auch ihren Nachteil. Als Luther kam und die meisten Feiertage abschaffte, da nahmen die protestantischen Gebiete einen erheblichen materiellen Aufschwung und ließen die katholischen Gebiete wegen der vielen Feiertage zurück. Und so haben dann, ganz zu Recht, die Bischöfe – auch von Mainz – im 18. Jahrhundert eine ganze Menge von Feiertagen abgeschafft; die Katholiken gerieten zu

sehr in den Rückstand. Immerhin haben wir auch heute noch eine Reihe von Feiertagen bewahrt, und der Staat schützt die meisten unserer Feiertage durch Arbeitsruhe, wofür wir dankbar sein müssen.

Die Feiertage werden begangen durch öffentlichen Gottesdienst, durch die Feier des heiligen Opfers. Alle Gläubigen vom vollendeten 7. Lebensjahr sind verpflichtet, den Sonntag und die Feiertage zu heiligen durch Teilnahme an der heiligen Messe, und zwar an der ganzen heiligen Messe. Wir haben als Kinder mit Recht gelernt, dass man wenigstens bei Opferung, Wandlung und Kommunion an der heiligen Messe teilnehmen muss, und das ist nicht falsch. Es gibt ja berufsmäßige Zuspätkommer, und denen sei dies ins Gedächtnis gerufen. Wir müssen also an der heiligen Messe teilnehmen, und nur schwerwiegende Gründe – schwerwiegende Gründe! – können uns davon entschuldigen. Was sind schwerwiegende Gründe? Nun, etwa eine ernste Krankheit, die Pflege kranker Angehöriger, die unabweisliche Tätigkeit im Haus und im Stall. Die Tiere müssen auch am Sonntag gefüttert werden. Auch Arbeiten, die zum allgemeinen Wohl dienen wie etwa bei der Post oder bei der Bahn oder in den Gaststätten, das alles sind anerkannte Gründe, um von der Sonntagsmesse, wenn es nicht möglich ist, sie zu besuchen, abzusehen. Aber, meine lieben Freunde, wer sich leichthin von der Sonntagsmesse entschuldigt hält, der ist in Gefahr, dass die Entschuldigungsgründe immer schwächer werden. Wo der Meßbesuch aufgegeben wird, schwindet der Glaube dahin. Ich habe immer mit Schmerzen erlebt, wie, wenn Jugendliche anfangen, lau zu werden im Besuch der Sonntagsmesse, es allmählich zum ganzen Abfall kam. Und umgekehrt: Wer die Sonntagsmesse regelmäßig besucht, der geht auch dann nicht verloren, wenn er zeitweise in schwerer Sünde lebt; auch diese Erfahrung habe ich gemacht. Deswegen Treue zur Sonntagsmesse. Kein Sonntag ohne Messe, das sollte unser Grundsatz sein.

In der Verfolgung des Kaisers Diokletian wurden in Karthago 49 Christen vor Gericht geschleppt, und der Prokonsul fragte den Priester Saturninus, wie er dazu komme, des Kaisers Gebot zu übertreten und die Christen zum Gottesdienst zu versammeln. Da gab Saturninus die Antwort: „Ja, wir haben unseren Gottesdienst gehalten.“ „Warum?“ fragte der Prokonsul. „Weil der Gottesdienst nicht unterbleiben darf. Wir haben ein Gesetz, und nach diesem Gesetz müssen wir handeln.“ Und so sind diese Märtyrer für ihre Treue zum Sonntagsgottesdienst in den Tod gegangen.

Den Sonntagsgottesdienst muss man durch körperliche Teilnahme mitfeiern. Es genügt nicht, am Radio oder am Fernsehen den Gottesdienst zu begleiten; man muss körperlich anwesend sein. Das ist eine ganz entscheidende Wirklichkeit im Leben eines Katholiken. Des Katholiken Kennzeichen muss sein, dass er den Sonntag mit Meßfeier begeht. Das Primäre ist, dass der Katholik seiner Sonntagspflicht genügt und diese Stunde dem Transzendenten, dem Ewigen, dem Göttlichen gibt. Das Primäre ist, dass er nicht dem Staub der Woche erliegt, dass die Seele am siebenten Tage wenigstens einmal ihr Gefieder schüttelt und den Blick nach den Wolken schickt, dass wenigstens einmal der blaue Himmel das Gewölk der Woche zerreißt. Der blaue Himmel aber steht über jedem Tabernakel.

Zur Meßfeier gehört auch die Predigt. Mir sagte einmal eine gute Frau aus dem Sudetenland: „Für mich ist die Predigt so wie der Belag auf dem Brote.“ Ein ganz schönes Bild, nicht wahr? Also zur Meßfeier gehört auch die Predigt, denn der Glaube kommt vom Hören und das Hören von der Predigt des Wortes Christi. Es ist ein Zeichen des nahen Todes, wenn ein Mensch keine Speise mehr zu sich nehmen kann oder wenn er die aufgenommene Speise nicht mehr behalten kann. Und das ist auch ein fast hoffnungsloser Seelenzustand, wenn einer die Predigt flieht. Ich habe es in den Jahren, in denen ich in Bayern gelebt habe, erfahren, dass es tatsächlich in manchen Pfarreien Männer gab, die bei der Predigt herausgingen aus der Kirche und sich vor der Kirche aufhielten oder erst nach der Predigt hereinkamen. Das habe ich erlebt. Das ist natürlich ein arger Missbrauch und eine Verhöhnung der Sonntagspflicht. Wir sollen also den Sonntag heiligen durch Meßbesuch, durch Anhörung der Predigt, womöglich auch durch weitere Gebete, die wir anfügen, durch geistliche Lesung, durch Besuch eines Nachmittagsgottesdienstes. So wird der Sonntag wirklich zum Herrentag. Die private Frömmigkeit ist keineswegs unwichtig. Wir sollen nicht nur in der Kirche beten, sondern auch zu Hause, auf dem Wege, bei der Arbeit oder vor und nach der Arbeit, und der Sonntag stößt uns die Tore zum Transzendenten auf.

In den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte der Arbeiterdichter Philipp Lersch. Vielleicht kennen ihn die Älteren von Ihnen noch. Ich habe ihn jedenfalls gelesen. Dieser Philipp Lersch war ein gläubiger katholischer Christ. In einem seiner Gedichte heißt es: „Wie hätten wir dieses Leben ertra-

gen, wenn nicht der Sonntag die Türen weit aufgeschlagen? An der Kommunionbank, da waren wir alle gleich.“ So hat dieser fromme Arbeiterdichter im vorigen Jahrhundert geschrieben.

Der Sonntag ist also ein Gottestag. Er ist aber auch zweitens ein Ruhetag für den Menschen. Die Sonntagsfeier wird ja erst ermöglicht, wenn die Arbeit unterbrochen wird. Deswegen hat auch die staatliche Gesetzgebung den Sonntag als arbeitsfrei erklärt. „Am siebenten Tage sollst du ruhen von deiner Arbeit, du und dein Knecht und deine Magd und dein Vieh.“ So heißt es im Buche Exodus. Was ist denn nun am Sonntag verboten? Verboten ist jede Arbeit, die die Einkehr zu Gott und die Erholung des Menschen in schwerwiegender Weise hindert. Ich wiederhole noch einmal: Verboten ist jede Arbeit, die die Einkehr zu Gott und die Erhebung (der Seele also) und die Erholung des Leibes in schwerwiegender Weise verhindert. Denn die schwere körperliche Arbeit, vor allem die langandauernde schwere körperliche Arbeit nimmt eben den Menschen so in Anspruch, dass die Erhebung des Geistes kaum möglich ist.

Gewissenhafte Gläubige sind hier manchmal sehr ängstlich. Es gibt viele Arbeiten, die am Sonntag erlaubt sind. Ich sagte schon: Was in Haus und Stall getan werden muss, das darf man tun. Und auch die vielen Betriebe, die notwendig sind, um den Menschen auch am Sonntag Leben und Erholung zu ermöglichen, wie zum Beispiel die Verkehrsunternehmen, müssen am Sonntag ihren Dienst verrichten. Man sagt mir, dass auch in der Industrie manche Betriebe ihre Arbeit nicht unterbrechen dürfen, z.B. das Glaswerk in Mombach. Die Öfen müssen ständig auf einer bestimmten hohen Temperatur gehalten werden, die man nicht zurückfahren kann. Alles zugegeben, alles toleriert. Dringende Erntearbeiten können auch von der Sonntagsruhe befreien, aber nur dringende Arbeiten. Im Jahre 1945 war ich als Soldat bei einem Bauern in Thüringen einquartiert. Dieser Bauer sagte mir: „Wir arbeiten immer am Sonntagvormittag.“ Das ist nicht erlaubt; das ist Missbrauch. „Wir arbeiten immer am Sonntagvormittag.“ Nein. „Ich kenne zwei gute Mittel, um an den Bettelstab zu kommen“, sagt der heilige Pfarrer von Ars, „nämlich Sonntagsarbeit und Diebstahl.“ Und der Volksmund hat diesen Zusammenhang längst erkannt: „Was der Sonntag erwirbt, schon der Montag verdirbt.“ „Sonntagsgewinn ist bald dahin.“ Aber noch einmal: Wir brauchen bei unseren täglichen Verrichtungen nicht ängstlich zu sein. Unsere Pflänzchen in unseren Gärten dürfen nicht dürsten, wir müssen sie bewässern.

Nicht nur die Arbeit kann gegen den Sinn des Sonntagsgebotes sein, auch Lärm und Ausgelassenheit. Übermäßiger Sport ist mit Sonntagsheiligung nicht zu vereinbaren. Gewiß, Ausgleichssport, in mäßigem Maße betrieben, ist ohne weiteres zulässig, aber wenn die Seele durch übermäßigen Sport keine Ruhe findet und der Körper übermüdet wird, dann ist das mit dem Sonntagsgebot nicht zu vereinbaren. Ebenso laute, ausgelassene Feiern, wie wir sie aus den Diskotheken kennen. Unternehmungen, die sogar sündhaft sind, müssen von jedem Sonntag ferngehalten werden. Das ist dann kein Tag des Herrn, das ist ein Tag des Teufels. Nein, meine lieben Freunde, es darf nicht das Sprichwort wahr werden: „Des Herrgotts Sonntag ist des Teufels bester Werktag.“ Das trifft leider Gottes in nicht wenigen Fällen zu. Auch die nächtlichen Vergnügungen am Samstagabend sind der Sonntagsruhe abträglich. Wir haben manchmal als Seelsorger ein ungutes Gefühl gehabt bei Hochzeiten, die am Samstag stattfanden, denn häufig waren sie eben nicht bei Sonnenuntergang beendet, sondern wurden weitergeführt bis in den Sonntag hinein. Wie werden solche Leute vielleicht ihren ersten Sonntag im Ehestand begehen? Also diese Samstagheiraten sind nicht ohne Gefahr.

Der Sonntag soll vorbereitet werden, er soll ein Tag der Erholung und der Freude sein. Dass Gott uns einen Sonntag schenkt, das ist wahrhaftig eine große Wohltat. Die Männer von uns, die in russischer Gefangenschaft waren, haben dort die traurige Erfahrung gemacht, dass in vielen Gefangenenlagern kein Unterschied gemacht wurde zwischen den Werktagen und den Sonntagen. Sie mussten am Sonntag genauso antreten wie an Werktagen. Sonntage sollen der Erhebung des Geistes und der Erholung des Körpers dienen. Es gibt auch ein schönes Sprichwort, das sagt: „Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag.“ Wir können also in gewisser Hinsicht unser Sterben auch durch die Sonntagsheiligung vorbereiten. „Der Sonntag ist der Tag des Herrn. Am Sonntag ruh' und bete gern!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Macht und Größe (11)

(Über gottgefällige Opfer)

18.06.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zwei Tatsachen sind der Menschheit von Anfang an eingebannt, nämlich ihre allseitige Abhängigkeit von Gott und ihr Pflicht, für die Sünden Sühne zu tun. Diese allseitige Abhängigkeit von Gott und die Pflicht, Sühne zu leisten, haben in der Menschheit von Anfang an Opfer hervorgerufen. Die Menschen haben Opfer dargebracht, um ihre Abhängigkeit von Gott anzuerkennen und um für ihre Schuld Sühne zu leisten.

Ein Opfer ist eine Gabe, die Gott als dem höchsten Herrn dargebracht wird, um ihn als König und Herrscher zu ehren und um Sühne zu leisten für die Schuld und für die Sünden. Von Anfang an haben die Menschen die Notwendigkeit verspürt, sich Gott in dieser Weise zu nahen. Schon die ältesten Sammler und Jäger haben Opfer dargebracht, haben einen Teil der Jagdbeute Gott überlassen, um ihn anzuerkennen und zu ehren – und zu sühnen. Die Nomaden, die umherzogen, haben das gleiche getan, haben von ihren Tieren Gott geopfert. Wir lesen im Alten Testament, wie Kain und Abel Gott Opfer darbrachten. Kain, der Nomaden-Viehzüchter, opferte von seinen Tieren, und Abel, der das Land bebaute, opferte von seinen Früchten. Sie haben einen Altar errichtet aus Steinen und darauf ihre Opfergabe gelegt, und das, was sie darauf legten, das Tier oder die Früchte des Feldes, war ein Sinnbild, ein Sinnbild dafür, dass sie sich selbst Gott opfern wollten. So wie dieses Tier auf dem Altare liegt, so wie diese Garben auf dem Altare liegen, so liege ich vor dir, Herr, und erkenne dich an, deine Herrlichkeit, deine Macht und deine Größe – und meine Schuld. Die Opfergaben wurden dann verbrannt; sie sollten keinem irdischen Wesen mehr zugute kommen. Sie wurden verbrannt, und der Rauch stieg wie lieblicher Wohlgeruch zu Gott empor. Freilich kam es entscheidend auf die innere Opfergesinnung an. Das Opfer Abels nahm Gott an, das Opfer Kains verwarf er, weil seine innere Opfergesinnung nicht mit der äußeren Gabe übereinstimmte.

So haben die Heiden Gott Opfer dargebracht. Die alten Völker, ob Sumerer oder Chaldäer, ob Griechen oder Römer, ob Germanen oder Slawen, sie alle kennen Priester, die Opfer darbringen. Der Kaiser Caligula, der im 1. Jahrhundert n. Chr. regierte, ließ, als er seine Regierung antrat, 160.000 Opfer darbringen, um auf diese Weise die Huld der Götter zu erleben. Es waren Lob- und Dankopfer, um Gott zu preisen und ihm zu danken; es waren Opfer der Sühne, die für die eigene Schuld dargebracht wurden; es waren Opfer der Anerkennung und des Lobpreises Gottes. Und weil die Menschen das Empfinden hatten, dass alle diese Opfer nicht ausreichten, dass sie nicht genügten, dass die Gott nicht zufriedenstellen konnten, haben sie zum äußersten Mittel gegriffen: sie haben Menschenopfer dargebracht. Bei vielen Völkern wurden Menschen geopfert, um die Gottheit zu erfreuen, um sie milde zu stimmen, um ihr zu danken, auch natürlich um zu sühnen. Man hat die Hände auf die Opfertiere oder auf die Menschen, die man opferte, gelegt und dadurch versucht, die eigene Schuld auf sie zu übertragen und dann diese Opfergaben Gott anzubieten. Bei den Ägyptern war es eine nationale Sitte, Menschen zu opfern, um Regen zu erleben in diesem heißen Lande. Auch bei Siegesfesten wurden Kriegsgefangene geopfert. Im Alten Bund ist die Rede von dem König Mesar, der auf der Stadtmauer seinen eigenen Sohn schlachtete in höchster Kriegsnot. Besonders grauenhaft, aber natürlich auch beispielhaft waren die Opfer der Mexikaner. Als ein großer Tempel in Mexiko eingeweiht wurde, hat man 80.000 Menschen geopfert. Das waren teils Volksgenossen, teils Kriesgefangene, teils Sklaven.

Bei den Germanen, die man uns ja im Dritten Reiche immer als vorbildlich hingestellt hat, waren bis ins 12. Jahrhundert Menschenopfer üblich.

Die ganze Religionsgeschichte zeigt: Der Mensch weiß, wir sind abhängig von Gott, wir müssen diese Abhängigkeit anerkennen. Wir sind Gottes Schuldner durch unsere Sünde, und wir müssen Sühne leisten. Und so haben eben die Menschen immer Opfer dargebracht. Wo Religion ist, da ist auch das Opfer. Opfer und Religion gehören wesentlich zusammen.

Auch im Alten Bunde gab es einen reichen Opferkult. Der Sinn dieser Opfer war der gleiche wie bei allen Völkern, nämlich Gott zu ehren, Gott anzuerkennen, Gott zu danken, Gott zu bitten, Sühne zu leisten. Eine große Mannigfaltigkeit von Opfern war im Alten Bunde ausgebildet. Es wurden unblutige Opfer dargebracht, also Mehl, Weizen, Wein; es wurden auch blutige Opfer dargebracht, Tiere, Rinder, Schafe. Die Menschenopfer waren im Alten Bunde nicht üblich, denn Gott hatte sie verboten.

Die Opfer des Alten Bundes waren auch teilweise mit einem Opfermahl verbunden. Das heißt, nachdem das Opfer Gott dargebracht war, durfte das, was übrig blieb, von den Menschen verzehrt werden. Das hatte einen guten Sinn. Man wollte durch die Gabe, die man Gott dargebracht hatte, mit der Gottheit, also mit Jahwe, dem Gott des Alten Bundes, in Verbindung treten. Das Opfermahl sollte die Verbundenheit zwischen den Opfernden und Gott herstellen. Eine besondere Bedeutung hatte das Sinai-Opfer. Am Berge Sinai, wo der Bund zwischen dem Volke und Gott geschlossen wurde, opferte Moses blutige Opfer und besprengte das Blut über das Volk: „Das ist der Bund, den Gott mit euch geschlossen hat.“ Wir wissen, dass der Herr an dieses Opfer angeknüpft hatte, als er sagte im Abendmahlssaal: „Das ist das Blut des Neuen Bundes, mein Blut, das für euch und für viele vergossen wird.“ Auch das Osterlamm war ein Opfer als Dank für die Befreiung aus dem Sklavenhause Ägypten.

Alle diese Opfer hatten einen Sinn. Sie waren in der Absicht dargebracht, Gott anzuerkennen, zu ehren, ihm zu danken, ihn zu bitten und Sühne zu leisten. Aber sie waren alle unvollkommen. Sie waren alle ungenügend. Sie konnten das nicht leisten, was man ihnen zutraute, nämlich Gott wirklich versöhnen. Und deswegen gibt es im Neuen Bunde ein alle anderen Opfer überragendes Opfer, ein Lob- und Anbetungsopfer, das der Majestät Gottes würdig ist, ein Dankopfer, um Gott eine würdige Gegengabe anzubieten für alle Geschenke der Natur und der Gnade, ein Sühnopfer, das in Wahrheit die Sünden der Welt hinwegnimmt, ein einziges vollkommenes Opfer anstelle der vielen unvollkommenen Opfer der Vorzeit, ein reines Opfer anstelle der vielen unreinen Opfer, ein erhabenes Opfer, das alle anderen Opfer überragt, wie die Religion des Gottmenschen alle anderen Religionen, die ja von Menschen gemacht sind, übertrifft. Dieses Opfer ist das Kreuzesopfer.

In Jerusalem erhebt sich ein Hügel, der Hügel Kalvaria. Dort hinauf steigt Jesus am ersten Karfreitag. Auf seinen Schultern trägt er das Kreuz, und dieses Kreuz ist sein Opferaltar. Droben angekommen, tritt der Opferpriester Jesus im Namen der Menschheit an den Altar. Er ist ein Priester, rein und makellos, ohne Sünde und Schuld, das Wohlgefallen des Vaters, göttlich groß und erhaben, des ewigen Gottes würdig. Und er kommt, um zu opfern. „Brand- und Schlachtopfer hast du nicht gewollt, aber einen Leib hast du mir bereitet. Siehe, ich komme, ihn zu opfern.“ Und so erklärt denn später der Hebräerbrief ausführlich, dass Jesus der Hohepriester des Neuen Bundes ist. „Er erschien als Hoherpriester der zukünftigen Güter und ging durch das höhere und vollkommene Zelt, nämlich durch sein eigenes Blut, nicht durch das Blut von Böcken und Stieren, und nur durch sein eigenes Blut ein für allemal ein in das Allerheiligste, nachdem er eine ewige Erlösung bewirkt hatte. Ein solcher Hoherpriester“, schreibt der Hebräerbrief, „tat uns not. Heilig und schuldlos, nicht aus der Zahl der Sünder, über die Himmel erhaben.“ Er hat nicht nötig, wie die Hohenpriester der alten Zeit, Tag für Tag Opfer darzubringen für seine eigenen Sünden und für die Sünden des Volkes. Das hat er ein für allemal getan, da er sich selbst zum Opfer darbrachte.

Christus ist der ewige Hohepriester. Er hat ein Opfer dargebracht, und zwar sein eigenes Leben. Bei Gerhard Hauptmann steht in einem seiner Dramen der schöne Satz: „Und gäbst du alles außer'm Leben, so wisse: du hast nichts gegeben.“ Und gäbst du alles außer'm Leben, so wisse, du hast nicht gegeben. Und dieses Leben bietet der Opferpriester Jesus dem Vater im Himmel an als Opfergabe für die Welt, gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Es ist ein sichtbares Opfer. Damit alle Welt es sehe, breitet er seine Arme aus. Er lässt seine Hände und Füße annageln, und er verblutet in

dreistündigem Opferleiden als das Lamm Gottes, „geopfert, weil er selbst es wollte“, wie der Prophet Isaias vorausgesagt hatte.

Die großen Lehrer der folgenden christlichen Zeit haben dann mit Begriffen, die ihnen zur Verfügung standen, dieses Opferleiden ausgedeutet und uns übermittelt. Papst Leo der Große, der wie kein anderer in die Geheimnisse des Opferleidens Christi eingedrungen ist, schreibt einmal: „Um die Menschen wieder mit Gott zu versöhnen, musste ein Opfer dargebracht werden, und zwar ein Opfer, das mit uns das gleiche Geschlecht teilte, aber von unserer Befleckung rein war.“ Das war der Grund, warum der Gottmensch Jesus Christus geopfert wurde. Geopfert werden konnte nur ein Mensch, aber eine vollkommene Sühne leisten konnte kein Mensch, das konnte nur Gott. Deswegen musste der Gottmensch am Kreuze verbluten. Augustinus hat diesen Gedanken in ähnlicher Weise formuliert: „Von deinen beiden Übeln besteht eines in der Schuld und das andere in der Strafe. Schuld ist es, dass du sündig bist. Strafe ist es, dass du sterblich bist. Um dir nun ganz nahe zu kommen, übernahm der Herr die Strafe ohne die Schuld. Er wurde nicht sündig wie du, aber sterblich wie du. Und indem er sich schuldlos der Strafe unterzog, tilgte er Schuld und Strafe.“

Meine lieben Freunde, man hat in vielen Jahrhunderten andere Gedanken geäußert. Aber übertroffen hat sie niemand, wie diese Sätze des heiligen Augustinus es uns übermittelt haben. Zum ersten Male hat die Welt ein Opfer gesehen, das in Wahrheit ein vollkommenes Opfer ist. Es ist das größte Anbetungs- und Dankopfer aller Zeiten. Denn Christus ist das Haupt der Menschheit, und er ist der Gottmensch. Er ist Opferpriester und Opfergabe. Es ist auch das größte Sühnopfer, denn der Heiligste, vor dem selbst die Himmel nicht rein sind, ist Priester und Opfer, das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Es ist auch das erhabenste Bitt- und Dankopfer. Gottes Sohn breitet die Arme aus und betet: „Vater, verzeih ihnen.“ „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Es ist das größte Friedopfer, denn es bringt Versöhnung und Gemeinschaft mit Gott. Seitdem dieses Opfer dargebracht wurde, hören alle anderen Opfer auf. Alle Schattenbilder weichen vor der Wirklichkeit. Der Vorhang des Tempels ist zerrissen, als Jesus starb, d.h. der Weg zum Allerheiligsten ist frei, der Himmel steht offen. Gott ist versöhnt, es fließen die Ströme der Gnade vom Fuße des Kreuzes hin über die ganze Erde. Alle Heiligkeit und Gnade kommt uns aus diesem Opfer Jesu Christi zu. Er ward geopfert, weil er selbst es wollte. Er wollte aber nur, dass alle Menschheit an diesen Opferaltar tritt und von diesem Opferaltar seine Erlösung schöpft. Aus deinen Wunden, Herr, schöpfen wir das Heil. Und wir werden am kommenden Sonntag sehen, dass wir noch immer fähig sind, aus den Wunden des Heilandes unser Heil zu schöpfen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gottes Macht und Größe (12)

(Über das fortdauernde Kreuzesopfer)

25.06.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.“ Wir wissen, dass das Christentum eine Erlösungsreligion ist – im Unterschied zum Islam, und wir wissen, dass das Erlösungsoffer von unserem Herrn und Heiland selbst am Kreuze dargebracht wurde. Er ist Priester, Opferpriester auf Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech. Er ist Priester, und er bleibt Priester. Das heißt: Das eine Opfer des Kreuzes sollte fortauern, weil der Opferpriester am Leben bleibt. Christus wollte sich einmal und ein für allemal auf dem Altar des Kreuzes durch das Erleiden des Todes Gott dem Vater darbringen. Durch den Tod wurde aber sein Priestertum nicht ausgelöscht, und deswegen wollte er auch seiner geliebten Braut, der Kirche, wie es der Natur des Menschen entspricht, ein sichtbares Opfer hinterlassen. Durch dieses von der Kirche darzubringende Opfer wird das einmalige blutige Opfer am Kreuze vergegenwärtigt, das Andenken bis an die Grenzen der Zeiten fortgesetzt und die heilsame Kraft des Kreuzesopfers zugewendet. Das sind die entscheidenden Aussagen des Konzils von Trient über das Meßopfer: Das Kreuzesopfer wird vergegenwärtigt, sein Andenken dauert an und seine Früchte werden zugewendet.

Christus hat beim Letzten Abendmahl seinen Leib und sein Blut dem Vater im Himmel in Vorausnahme des Kreuzesopfers dargebracht. Dann reichte er beides den Aposteln und machte sie damit zu Priestern des Neuen Bundes. Er gab ihnen den Auftrag, dass sie das, was er getan hatte, fortsetzten, indem sie ihn aufopferten, denn er sagte: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Mit diesen Worten hat das Konzil von Trient den Zusammenhang zwischen Kreuzesopfer und Messopfer dargestellt. Wir haben nun im einzelnen folgende Punkte zu beachten.

1. Die heilige Messe ist ein wahres Opfer. Der Herr hat, was er am Kreuze erleiden sollte, unblutig im Abendmahlssaal vorweggenommen und seinen Aposteln den Auftrag gegeben, dieses Opfer des Neuen Bundes zu begehen. Er sprach nämlich damals nicht nur: „Nehmet hin und esset!“ und auch nicht bloß: „Nehmet hin und trinket!“, sondern er sagte: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Das ist mein Blut, das für euch vergossen wird.“ Das heißt, der Leib des Herrn und das Blut des Herrn werden gegenwärtig als Opferblut. Hingeben und vergießen, das ist Opfersprache. Die stellvertretende Hingabe des Leibes für andere ist eine Sühne, ist der Natur nach ein wahres Opfer. Aus diesen Worten, aus diesen entscheidenden Worten: „...der für euch hingegeben wird“, „...das für euch vergossen wird“ erkennen wir, dass der Herr seinen Leib als Opferleib und sein Blut als Opferblut gegenwärtig werden lässt. So wie der Alte Bund mit Blut (am Sinai) besiegelt wurde, so der Neue Bund mit dem Blute des unbefleckten Lammes, unseres Herrn Jesus Christus. Im Messopfer weist die Doppelgestalt, Leib und Blut, Brot und Wein, auf den Opfercharakter hin; denn die Trennung der Gestalten zeigt uns, dass es hier um ein Opfer geht. Die Kirche hat das Messopfer von Anfang an als solches verstanden. Sie hat die Eucharistie immer als Opfer gefeiert. Der Apostel Paulus stellt den Opferaltar der Christen dem Opferaltar der Heiden gegenüber und den Opferaltar des Neuen Bundes dem Opferaltar des Alten Bundes. Beides ist ein Opfer, wenn auch von unterschiedlichem Werte, von anderer Gestalt, aber das Opfer ist auch dem Neuen Bunde eigen. Wir können eine lückenlose Beweiskette führen, dass die Kirche von Anfang an die heilige Messe als Opfer betrachtet hat. Deswegen hat das Konzil von Trient erklärt: „Wenn jemand sagt, in der heiligen Messe werde nicht ein wahres und eigentliches Opfer dargebracht, der sei ausgeschlossen! Und wenn jemand sagt, dass Christus damals

nicht seine Jünger als Apostel und Priester eingesetzt hat und angeordnet hat, dass andere Priester das fortsetzen, der sei ausgeschlossen!“ Da kann dieser Herr aus Wittenberg noch so lange kommen und das Gegenteil behaupten; 1500 Jahre haben es nach ihm falsch gemacht, aber er wusste alles besser. Nein, die Heilige Messe ist wirklich ein Opfer, das Christus seiner Kirche übergeben hat.

2. Das Messopfer ist dasselbe wie das Kreuzesopfer, denn derselbe Priester ist hier vorhanden, dieselbe Opfergabe und dieselbe Opfergesinnung. Die heilige Messe ist kein anderes Opfer als das Opfer Christi am Kreuze. Es gibt nur ein einziges Erlösungsopfer, und das ist das Kreuzesopfer. Aber dieses dauert in der Messe fort. Es wird dort immerfort vergegenwärtigt und erneuert. In der heiligen Wandlung wird Christus gegenwärtig als der Opferpriester mit demselben Opferleib und mit demselben Opferblut und mit derselben Opfergesinnung wie damals auf Golgotha. Es gibt nur einen Christus, und dieser eine Christus, der am Kreuze dem Vater sein Lebensopfer dargebracht hat, ist auch im Messopfer Priester und Opfer; derselbe Priester, dieselbe Opfergabe, dieselbe Opfergesinnung. Und zwar ist im Messopfer nicht nur das Andenken, die die Protestanten behaupten, an das Kreuzesopfer aufbewahrt, nein, das Kreuzesopfer erscheint in der Gegenwart. Mein Lehrer Michael Schmaus in München hat das glückliche Wort gewählt: „Das Meßopfer ist die sakramentale Epiphanie von Golgotha.“ Schöner kann man es eigentlich nicht sagen. Das Meßopfer ist die sakramentale Epiphanie von Golgotha, also vom Kreuzesopfer. Christus ist gegenwärtig unter uns. Warum? Natürlich auch darum, dass wir an ihn denken, dass wir in Dankbarkeit an ihn denken, dass wir im Gedächtnis behalten, was er für uns getan hat. Das ist auch richtig. Aber darüber hinaus wollte er, dass wir heutigen Menschen ein Opfer haben. Auch wir, die wir in der Kirche leben, sind Gott ein Opfer schuldig, und deswegen hat er uns sein Kreuzesopfer in sakramentaler Gestalt zum Opfern hinterlassen. Hier sind wir alle Priester, hier bringen wir Gott das große Opfer dar. Das Messopfer ist das Kreuzesopfer, das von der Kirche dem Vater im Himmel dargeboten wird.

3. Aber in einer anderen Darstellungsweise. Das darf man natürlich nicht übersehen. Das Kreuzesopfer leuchtet im Messopfer, aber das Messopfer hat eine andere Darstellungsweise. Das eine und einzige Opfer Christi wurde blutig dargebracht. Das Messopfer ist die unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers. Christus leidet und stirbt nicht mehr, er ist ein für allemal gestorben. Er leidet und stirbt nicht mehr, denn er ist verklärt. Aber die getrennten Gestalten erinnern uns an seinen Tod. Er nimmt sein Opferleiden von neuem und bietet es dem Vater im Himmel dar. Unblutig ist die Darbringung im Messopfer. Und noch zu einer anderen Unterscheidung müssen wir uns genötigt sehen, nämlich es wird das Messopfer durch die Hände des Priesters dargebracht. Am Kreuze hat er selbst in leiblicher Gestalt sich dem Vater im Himmel aufgeopfert, jetzt, da er das Opfer seiner Kirche übergeben hat, tut der Priester an seiner Stelle das, was er am Kreuze getan hat: Er bringt das Opfer Christi dem Vater im Himmel dar. Die Kirche hat immer darauf verwiesen, dass der Priester in der Messe in der Gestalt und mit den Worten Jesu spricht. Er sagt nicht: „Jesus sagt: Das ist mein Leib“, sondern er selber, der Priester in der Gestalt Jesu, in mystisch-realer Identität mit Jesus, sagt: „Das ist mein Leib. Das ist mein Blut.“ Natürlich nicht des Priesters, sondern Christi, den der Priester vertritt, den er als Stellvertreter bei der heiligen Messe vertritt. So wird also durch die Priester das Messopfer, in dem das Kreuzesopfer gegenwärtig ist, dargebracht.

4. An diesem Opfer müssen wir teilnehmen. Wir müssen in dieses Opfer, wie man sagt, eingehen, d.h. wir müssen in der Opfergesinnung dieses Opfer mitfeiern. Wir haben als Kinder drei Hauptteile der Messe unterschieden: Opferung, Wandlung, Kommunion. Ich finde nicht, dass das falsch ist. Gewiß, die eigentliche, entscheidende Opferung geschieht dann, wenn Christus auf dem Altare ist, dann opfern wir ihn dem Vater im Himmel auf. Aber das, was wir Opferung nennen, hat eine unerläßliche Beziehung zu dem Opfer. Ohne die Opferelemente kommt ja Christus gar nicht auf den Altar. Und deswegen müssen die Opferelemente auch dem Vater im Himmel dargebracht, aufgeopfert werden. Wir bringen Wein und Brot, wir geben unsere Opfer in die Sammelbüchsen, weil wir eben hier an dem Opfer Christi teilzunehmen begehren, weil wir unser Selbstopfer mit dem Opfer Christi verbinden wollen. Das ist der Sinn der so genannten Opferung. Wir stellen die Opferelemente bereit und weihen sie, und wir bieten unser Selbstopfer an, um in die Opfergesinnung Christi einzugehen. Lesen Sie die schönen, die ergreifenden Gebete, die der Priester bei der so genannten Opferung betet. Da begreifen Sie den ganzen Sinn dieses Geschehens. Die Opferung war den Neutönern ein Dorn im



Auge. Sie haben sie nach Möglichkeit zu eliminieren versucht. Aber nein, sie ist unbedingt notwendig. Hier findet eine Vorweihe statt, und ohne diese Vorweihe kann das Opfer überhaupt nicht stattfinden.

In der Wandlung kommt dann Christus auf den Altar, um mit uns Priester und Opfer zu sein. Das eigentliche Wesen der Messe ist die Wandlung, und zwar die Doppelwandlung. Bei dieser Wandlung spricht der Priester im Namen Christi: „Das ist mein Leib. Das ist mein Blut.“ Nur mit zitternden Lippen und mit bebendem Herzen, meine lieben Freunde, kann ein Priester diese Worte sprechen. Denn in der Wandlung wird Christus als unser Erlösungsopfer gegenwärtig. Die Wandlung ist deswegen der feierlichste und entscheidende Augenblick der heiligen Messe.

In der Kommunion dürfen wir dann die Opferfrucht genießen, das Opfer will uns nämlich mit Gott vereinigen. Deswegen dürfen wir den geopferten Christus in sakramentaler Gestalt in uns aufnehmen. Hier geschieht tatsächlich innerlich und gnadenhaft eine Gottvereinigung; diese Vereinigung kann man mit Recht ein Mahl nennen. Aber es ist eben ein Mahl, das aus dem Opfer hervorsticht. Es ist ein Opfermahl. Die Kommunion, ebenso wie die Teilnahme am Messopfer, verpflichtet uns. Denn wie wir am Messopfer teilgenommen haben, so sollen wir auch den ganzen Tag über ein Opfer für Gott sein. Wir haben uns am Altare zum Opfer geweiht, aber diese Weihe muss auch dann im Opferdienst des Lebens sich auszeugen. Wir müssen also dauernd unser Opfer bringen, unsere Sinnlichkeit beherrschen, unsere Bequemlichkeit besiegen, unsere Pflichten vor Gott und den Menschen gewissenhaft erfüllen. Das ist unser täglicher Opferdienst, wenn wir aus der heiligen Messe kommen. Wir sind eine Opfergabe für Gott geworden. Wir gehören uns nicht mehr selbst, denn wir sind Geopferte. Wir liegen gleichsam neben dem Opferlamm auf dem Altare.

5. So haben wir also im Messopfer ein wahres, sichtbares Opfer, das uns Christus hinterlassen hat. Dieses Opfer ist einmal ein Lob- und Dankopfer. „Es ist würdig und recht, billig und heilsam, immer und überall zu danken.“ Wenn ich das bete, meine lieben Freunde, da fange ich an zu zittern. Immer und überall zu danken, also für alles, auch für die Schmerzen und die Leiden und die Bitterkeiten und die Nöte des Lebens. Aber wir vereinigen unsere Leiden mit dem Herrn, um ihm zu danken auch für die Leiden. „Gott sei Dank für alles“, sagte der heilige Johannes Chrysostomus, als er in der Gefangenschaft, in die er geführt worden war, starb. „Gott sei Dank für alles.“ Also die Messe ist ein Lob-, ein Dank-, ein Anbetungsopfer. Sie ist aber auch ein Sühnopfer, d.h. sie schafft Genugtuung. Sie schafft Genugtuung für die Sünder. Sie ist von großer Kraft, um die Sünden der Welt hinwegzunehmen. Der heilige Leonhard von Porto Maurizio hat einmal das schöne Wort gesagt: „Ich für meinen Teil glaube, wenn die heilige Messe nicht wäre, so wäre die Welt bereits zugrunde gegangen, weil sie das Gewicht so vieler Sünden nicht mehr hätte tragen können.“ Ich wiederhole diesen ergreifenden Satz: „Ich für meinen Teil glaube, wenn die heilige Messe nicht wäre, so wäre die Welt bereits zugrunde gegangen, weil sie das Gewicht so vieler Sünden nicht mehr hätte tragen können.“ Aber die Messe ist ein Sühnopfer, und das ist stärker als alle Sünden. Christus hat es eingesetzt zur Vergebung der Sünden. Die Kirche hat es immer in diesem Sinne gefeiert.

Das ist das Tröstliche, meine lieben Freunde, dass wir mit diesem Opfer auch denen, die für sich selbst nichts mehr tun können, die nur noch leiden müssen, dass wir auch den Armen Seelen im Fegefeuer mit unserem Sühnopfer zu Hilfe kommen können. „Lieber Heiland, sei so gut, lasse doch dein teures Blut in das Fegefeuer fließen, wo die Armen Seelen büßen. Ach, sie leiden bittre Pein, wollest ihnen gnädig sein.“ So wollen wir also auch beim Messopfer niemals das Memento mortuorum, das Gedächtnis der Verstorbenen, vergessen, um das Blut Jesu in das Fegefeuer fließen zu lassen.

Die Messe ist aber natürlich auch ein Bittopfer, ja das größte Bittopfer, das wir überhaupt uns denken können. Auch die Heiligen bitten für uns, und wir sind dankbar dafür. Aber hier bittet Jesus selbst für uns. Er ist es, der im Messopfer mit uns betet, er, der Gottessohn. Und das ist es, was uns so zuversichtlich macht für die Erhöhung unserer Bitten. Wir legen alle unsere Anliegen und Bitten in dieses Opfer hinein, denn die Darbringung des Messopfers hat auf dieser Erde den größten Wert von allen Bittgebeten.

So ist also, meine lieben Freunde, das Messopfer die Erneuerung und Vergegenwärtigung und Zuwendung des Kreuzesopfers. Es ist, wie Michael Schmaus so schön sagte, eine sakramentale Epiphanie von Golgotha. Wie groß ist dieses Opfer! Es umspannt die ganze Welt und reicht hinab in die Tiefen des Reinigungszustandes. Dankbar wollen wir uns deswegen um den Altar scharen. Hier stehen

wir unter dem Kreuz, hier nimmt Gott unser Opfer an. Wir trinken aus den Quellen der Gnade, wir schöpfen das Heil aus den Wunden Christi. Hier sind wir Priester und Opfer im Verein mit Christus. Welch heiliges Geheimnis! Im Kirchenlied singen wir die ergreifenden Verse: „Sieh, Vater, von dem höchsten Throne, sieht gnädig her auf den Altar. Wir bringen dir in deinem Sohne ein wohlgefällig Opfer dar. Wir fleh'n durch ihn, wir, deine Kinder und stellen dir sein Leiden vor. Er starb aus Liebe für uns Sünder. Noch hebt er's Kreuz für uns empor.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die heilige Eucharistie (1)

(Über die Vormesse)

02.07.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Mittelpunkt der katholischen Frömmigkeit steht das Messopfer. Das Konzil von Trient hat in drei Verben ausgedrückt, was in diesem Opfer geschieht, nämlich es wird das Kreuzesopfer repräsentiert, also gegenwärtig gemacht, es wird das Andenken an das Leiden des Herrn erneuert, und es wird der Segen des Kreuzesopfers den Menschen zugewendet. Die schlichte Abendmahlsfeier, die der Herr am Tage, bevor der litt, gefeiert hat, ist von der Kirche ausgestaltet worden. So wie aus dem Abendmahlssaale in Jerusalem die herrlichen Dome und Kirchen geworden sind, so ist auch die Meßfeier von der Kirche durch zweckentsprechende Einfügungen und durch einen sinnreichen Ausbau zu dem Wunderwerk geworden, das wir täglich, wenigstens sonntäglich begehen. Die Kirche hat dieses Vermächtnis des Herrn wie einen kostbaren Schatz gehütet. Sie hat das Beste und das Heiligste, was es gibt, dafür verwendet, und wir erbauen uns immer an den herrlichen Kirchen, welche (gewöhnlich) die Vergangenheit errichtet hat, ob es nun die Baustile der Romanik, der Gotik oder des Barock sein mögen, sie alle haben auf ihre Weise zur Verherrlichung des eucharistischen Geschehens beigetragen. Denn die Kirchen sind gebaut worden wegen der Messe. Und deswegen ist es so tragisch, wenn wir in die großen Dome wie in Magdeburg oder Quedlinburg kommen und sehen, dass dort nicht mehr das Messopfer gefeiert wird, das Jahrhunderte lang der Inhalt dieser herrlichen Gotteshäuser war.

Viele unserer alten Kirchen weisen eine Vorhalle auf, eine Nartex. Die Menschen sollten sich eben sammeln und konzentrieren auf das, was jetzt geschah; deswegen eine Vorhalle. Und so ist es auch beim Messopfer. Das Messopfer hat auch eine solche Vorhalle; es ist die so genannte Vormesse. Die Vormesse ist aufgebaut aus zwei Teilen, einem Gebetsgottesdienst und einem Lehrgottesdienst. Der Gebetsgottesdienst beginnt mit dem Stufengebet, das der Priester an den Stufen des Altares verrichtet. Es schließt sich an der Sehnsuchtsruf im „Kyrie“, das Lob im Gloria und die Bitte im Kirchengebet. In diesem Teil der heiligen Messe sprechen wir zu Gott, im nächsten Teil, dem Lehrgottesdienst, spricht Gott zu uns. Er redet zu uns zunächst in der Epistel. Epistel heißt Brief, weil nämlich die meisten dieser Lesungen aus den Apostelbriefen entnommen sind, häufig aber auch aus den Büchern der Propheten. An die Epistel schließt sich das Evangelium. Hier redet der Herr selber zu uns. Anschließend spricht die Kirche zu uns, die Gottesbraut, nämlich in der Predigt des Priesters. Die Predigt will das Wort Gottes erklären und anwenden. Und so ist die Vormesse Wortgottesdienst, nämlich Gebetsgottesdienst und Lehrgottesdienst.

Daran an schließt sich der Opfergottesdienst, der Tatgottesdienst, die Hauptmesse, wie man sie auch genannt hat. Hier steht die Gabe des Menschen und die Gabe Gottes im Mittelpunkt. Diese Hauptmesse besteht aus drei Teilen, aus der Opferung, der Wandlung und der Kommunion. In der Opferung bringen wir Gott unsere Menschengabe dar, Brot und Wein und die Opfertgaben, die wir in das Körbchen legen. Das sind unsere Menschengaben. Sie sind unbedingt notwendig; ohne sie kann die Wandlung überhaupt nicht geschehen. Wenn wir nichts geopfert haben, kann Gott uns nicht sein Opfer schenken.

Der Höhepunkt der Messe ist zweifellos die heilige Wandlung, wenn Brot und Wein in Leib und Blut des Herrn verwandelt werden. Er selber ist der Priester, er selber ist die Opfergabe. Und dann liegt auf unserem Altar die würdige Gottesgabe, nämlich das Lamm Gottes. In der heiligen Kommu-

nion reicht uns Gott seine Gabe zur Speise. Er gibt uns für das Menschenbrot Gottesbrot, die Nahrung unserer Seele. Es schließen sich die Gebete an, die zum Ende der Messe führen, und mit dem Segen wird die Meßgemeinschaft entsandt. Ich ziehe es vor, das Wort „Ite missa est“ nicht zu übersetzen: „Geht, es ist Entlassung“, sondern ich ziehe es vor, zu übersetzen: „Geht, es ist Sendung!“ Denn wir werden entlassen, um Zeugnis zu geben.

Die Messen des Kirchenjahres sind von großer Mannigfaltigkeit, und diese Mannigfaltigkeit zeigt sich auch in all dem, was zur heiligen Messe gehört, etwa in der Farbe der Gewänder. Die Kirche kennt fünf Farben von Messgewändern. Das Weiß deutet die Reinheit, die Freude, den Dank an, es soll aus dem weißen Messgewand Licht erstrahlen, und deswegen wird es verwandt bei den Festen des Herrn und der Muttergottes, der Engel, der heiligen Bekenner und Jungfrauen. Rot ist die Farbe des Blutes und der Liebe, deswegen wird die rote Farbe verwendet an den Festen der Martyrer und des Heiligen Geistes, denn der Heilige Geist ist ja die Liebe Gottes. Das Grün ist die Farbe der Hoffnung. An allen Sonntagen nach Pfingsten, ab heute beginnend, am 4. Sonntag, trägt der Priester das grüne Messgewand. Unsere Religion, meine lieben Freunde, ist die Religion der Hoffnung. Christen sind Menschen, die eine Hoffnung haben, und es wird wiederholt in den Briefen der Apostel auf die Verantwortung hingewiesen, die wir für die Hoffnung und für das Zeugnis von dieser Hoffnung haben. Im 1. Petrusbrief etwa heißt es: „Seid allezeit zur Verantwortung bereit einem jeden gegenüber, der von euch Rechenschaft haben will über eure Hoffnung.“ Wir haben eine Hoffnung, weil wir den Hoffnungsträger haben, Christus den Auferstandenen. Seine Auferstehung, das ist die Grundlage unserer Hoffnung. Und selbst im Tode verwelkt diese Hoffnung nicht. Im 1. Thessalonicherbrief schreibt der Apostel an seine Gemeinde: „Meine Brüder, wir wollen euch nicht in Unkenntnis lassen über die Entschlafenen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben.“ Die anderen haben nämlich nicht die Hoffnung auf Auferstehung und ewiges Leben, wie sie uns Christus, der Auferstandene, vermittelt hat. Violett ist die Farbe der Buße. Sie wird also in der Fastenzeit und in der Adventszeit verwendet. Und schwarz ist die Farbe der Trauer, des Schmerzes. Früher wurde am Karfreitag die schwarze Farbe getragen. Wir in unserer Messe tragen sie immer noch, wenn wir Seelenmessen lesen, wo wir über die Seelen unserer Verstorbenen den Segen Gottes herabrufen.

Neben den Farben gibt es eine Fülle von Liedern, die den jeweiligen Meßinhalten angepasst sind, lateinische Lieder, deutsche Lieder. Das alles ist ein unglaublicher Reichtum, den unser Volk in Jahrhunderten aufgebaut hat und den wir niemals preisgeben wollen. Die Gebete wechseln auch von Tag zu Tag. Das Kirchengebet heißt mit dem lateinischen Namen Kollekte. Das Wort Kollekte bedeutet Sammlung, und der Sinn ist darin gelegen: Die Gläubigen sollen, wenn das Kirchengebet vom Priester vorgetragen wird, sich auf ihre Anliegen besinnen, und der Priester sammelt sie dann ein, wenn er sagt: „Oremus“ – Laßt uns beten! Er macht eine kleine Pause, wenn er es richtig macht, weil er die Gläubigen nämlich sich besinnen lässt auf das, was ihre Anliegen sind. Und dann sammelt er die Anliegen ein und trägt sie dem himmlischen Vater vor. Die Lesungen sind außerordentlich mannigfaltig, und das ist vielleicht ein Punkt, wo man der Liturgiereform dankbar sein kann. Sie hat die Zahl der Lesungen erweitert, und es sind jetzt häufig passendere Lesungen zu den einzelnen Tagen ausgewählt worden, wofür wir dankbar sein müssen.

Das ist also der Bauplan der heiligen Messe. Wir wollen nun heute die Vormesse uns ansehen und am kommenden Sonntag die Opfermesse. Die Vormesse beginnt, wie gesagt, mit dem Stufen- oder Staffelgebet. Freude und Furcht finden sich dann in der Seele des Priesters. Freude, dass er zum Altare Gottes treten kann, und Furcht wegen seiner Sünden und seiner Schuld. Deswegen heißt es: Ich will mich freudig zum Altare Gottes begeben, aber auch gleichzeitig: Ich bekenne meine Schuld. Ich bekenne, dass ich viel gesündigt haben, zu viel gesündigt habe durch meine Schuld.

An diesem Punkte soll auch die Versöhnung wenigstens im Herzen stattfinden, die Versöhnung mit allen, die uns weh getan haben, die Versöhnung mit allen, mit denen wir vielleicht im Unfrieden leben. Von einem Bischof von Alexandrien wird berichtet, dass er einen Priester zurechtweisen musste. Am nächsten Sonntag begann er die heilige Messe, aber plötzlich unterbrach er sie zum Staunen des Volkes, eilte zu dem Priester hin, fiel vor ihm auf die Knie und sagte: „Bruder, verzeih mir!“ Der Priester war erschüttert und ergriffen von diesem Vorgehen und bat den Bischof selbst um Verzeihung, und versöhnt gingen beide zum Altar. Ja, die Opferstätte soll rein sein. Die Opferstätte, der

Priester und wir alle sollen rein sein, wenn wir die heilige Messe beginnen. Die Liebesreue soll unsere Seele reinigen.

Es schließt sich das Eingangsgesang an. Wenn es richtig ausgewählt ist, dann enthält es gewissermaßen das Programm der heiligen Messe. Es ist die Einstimmung auf die Meßfeier, und es sollte uns gewissermaßen den Ton angeben, nach dem wir diese Meßfeier begehen. Unsere Freude, unser Elend, unsere Hoffnung, unser Dank, das soll in diesem Eingangsgesang wiederklingen. Aber noch einmal ergreift uns das Bewusstsein unserer Hilfsbedürftigkeit. In Sehnsucht rufen wir zum starken Gott: Kyrie eleison. Das ist ein griechisches Wort, das einzige griechische Wort, das in der Messe verblieben ist, und es besagt: Herr, erbarme dich! Herr erbarme dich unser! Neunmal wird dieser Ruf an Gott gerichtet, mit Bedacht, denn was brauchen wir nötiger als das Erbarmen Gottes, meine Freunde? Was brauchen wir notwendiger? Erbarmen ist die Liebe Gottes zur gefallenen Kreatur, und das eben sind wir. Wir alle sind in Sünden geboren, und was uns hält, ist nicht die eigene Kraft, sondern eine Kraft außer uns, rundherum gesagt: die Barmherzigkeit Gottes.

An das Kyrie schließt sich das Gloria, der Lobgesang der Engel von Bethlehem. Das ist die Weihnachtsbotschaft, und wir können sie gar nicht oft genug singen und hören: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!“ Das ist es ja, meine lieben Freunde, wo Gott die Ehre gegeben wird, da ist auch Friede bei den Menschen. Und wenn kein Friede bei den Menschen ist, dann ist das ein Zeichen dafür, dass Gott nicht die Ehre gegeben wird. Die Ehre Gottes und den Frieden den Menschen reißt niemand auseinander. Deswegen ist das Gloria so wesentlich zum Aufbau unserer religiösen Persönlichkeit. Wir sollen Gott ehren, und dann wird auch der Friede Gottes unter den Menschen Einzug halten. Die vielen schönen Anrufungen des Gloria erinnern uns daran, dass wir Gott Dank und Lob schuldig sind. Wir preisen dich, wir loben dich, wir sagen dir Dank ob deiner großen Herrlichkeit. Das ist ein besonders ergreifender Gedanke. Wir sagen Gott nicht Dank im Gloria für seine Gaben, sondern weil er so schön ist, weil er so herrlich ist, weil Gott so gewaltig und erhaben ist. Wir sagen dir Dank ob (wegen) deiner großen Herrlichkeit.

Dann sammelt der Priester, wie ich schon sagte, die Bitten der Gläubigen in der Kollekte, im Kirchengebet. Er bittet für die Anwesenden und für die Abwesenden, für das ganze Gottesvolk. Er trägt die Sorgen des einzelnen und die Sorgen der ganzen Kirche dem Herrn vor, immer „durch Christus, unsern Herrn“; denn er ist unser Mittler. Das ist ganz wichtig: durch Christus, unsern Herrn. Das Wort „durch“ bezeichnet die Mittlerschaft. Wir bringen also in Demut und Sehnsucht unsere Bitten vor Gottes Angesicht und erwarten Erhörung, weil wir ja in Gemeinschaft mit Jesus Christus im Namen des Herrn beten.

Dann treten wir ein in den Lesegottesdienst. Wir haben gebetet; jetzt spricht Gott zu uns; zuerst durch seine Gottesboten in der Epistel. Meistens ist es ein Brief der Apostel, aus dem wir etwas hören, manchmal auch aus den Propheten. Die Epistel ist gewöhnlich mit Mahnungen verknüpft, Mahnungen zu einem christlichen Leben. Wir sollen unser Leben nach Christus gestalten.

Die Epistel wird abgelöst vom Evangelium. Das ist auch wieder ein Höhepunkt der heiligen Messe. In manchen Gemeinden ist es üblich, dass nicht nur zur Wandlung die Glocken läuten, sondern auch zum Evangelium, weil auch das Evangelium ein Kommen Gottes ist, nämlich ein Kommen in seinem Wort. Die Kirche zeichnet auch im feierlichen Hochamt das Evangelium aus, indem Weihrauch über das Evangelienbuch ausgebreitet wird, indem Kerzen getragen werden. Die Lesung des Evangeliums ist ein heiliger und heiligender Vorgang, und der Priester spricht, was viele gar nicht wissen, nach dem Evangelium die schönen Worte: „Per Evangelica dicta deleantur nostra delicta“ – durch dieses heilige Evangelium möge uns Gott die Sünden verzeihen. Also hier wird gewissermaßen eine sündentilgende Kraft dem Evangelium zugeschrieben. „Per Evangelica dicta deleantur nostra delicta.“ Vom großen Bischof Sailer stammt das schöne Wort: „Leben möchte ich nicht mehr, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte.“ So lieb war ihm das Evangelium, so lieb war ihm das Wort des Herrn. „Leben möchte ich nicht mehr, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte.“ Die Feierstimmung muss in uns sein, wenn wir das Evangelium vernehmen. Das Volk steht auf, und Christus weilt hier unter uns tatsächlich in seinem Worte in der Frohen Botschaft. Und deswegen küsst der Priester das Evangelienbuch. Er küsst es; das soll seine Huldigung an den sein, der im Evangelium zu uns gesprochen hat.

An das Evangelium schließt sich die Predigt. Jetzt spricht die Kirche zu uns durch ihren Diener, durch den Priester; denn das Wort Gottes ist uns ja nicht nur zum Hören gegeben, sondern auch zum Tun und zum Befolgen. Und das eben soll die Predigt vermitteln. Es ist eine hohe Verantwortung, meine lieben Freunde, Prediger zu sein. Nicht jeder Priester wird dieser Verantwortung gerecht. Ich habe einen Priester erlebt, der sagte: „Wenn ich auf die Kanzel gehe, weiß ich manchmal noch nicht, was ich predigen soll.“ Schlimmer kann man die Verantwortungslosigkeit kaum treiben. Nein, meine Freunde, es ist eine ganz hohe Verantwortung, das Wort Gottes auslegen und vermitteln zu dürfen. Der heilige Pfarrer von Ars hat diese Verantwortung verstanden. Es wird berichtet, dass einmal ein hoher französischer Offizier bei einer seiner Predigten zugegen war. Er verließ dann schweigend und ganz in sich gekehrt die Kirche von Ars. Man fragte ihn, wie ihm die Predigt gefallen habe. Er antwortete: „Ich habe schon viele Predigten und glänzende Prediger gehört. Sonst hat mir immer der Prediger gefallen, heute aber gefalle ich mir nicht! Das ist der Unterschied.“ Wahrhaftig, so sollte es ein. Die Predigt sollte uns anrühren und sollte uns aufrufen, besser zu werden. Sie sollte ein Ansporn sein, das Evangelium, das wir gehört haben, im Leben umzusetzen und in die Nachfolge Christi einzutreten.

Und dann noch ein Allerletztes, nämlich das Credo. Wenn wir die Predigt vernommen haben, antwortet das Volk: Ja, was wir gehört haben, das glauben wir. Credo, credo, credo – ich glaube. Es heißt im lateinischen Texte „Credo“ – ich glaube. Also jeder einzelne ist aufgerufen. Wir glauben gewiß zusammen, aber wir können nur im Glauben zusammenkommen, wenn jeder einzelne im Glauben steht. Also wollen wir uns bemühen, die Worte des Evangeliums und die Worte der Predigt zu beherrsigen, im Glauben zu wachsen, im Glauben festzustehen, denn ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die heilige Eucharistie (2)

(Über die Opfermesse)

09.07.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag hatten wir den ersten Teil der heiligen Messe betrachtet, die sogenannte Vormesse. Der Name ist nicht falsch, weil er darauf hindeutet, dass er die Vorbereitung ist auf das, was dann kommt, auf die Opfermesse. Die Vormesse enthält Gebete und Lesungen, will uns also die Wahrheit Gottes vermitteln. Wenn wir dann damit erfüllt sind, können wir in das Opfer des Herrn eintreten: die Opfermesse. Die Opfermesse besteht aus drei Teilen, der Opferbereitung, der Opferhandlung und dem Opfermahl – Opferbereitung, Opferhandlung, Opfermahl.

Zuerst also die Opferbereitung. Wir bringen Gaben zum Altar, Opfergaben, Gaben, die für ein Opfer bestimmt sind, Gaben, aus denen das Opfer Christi sogar hervorwächst und ohne die das Opfer Christi nicht gegenwärtig gesetzt werden kann. Deswegen kann ich die Diffamierung des Wortes Opferung für diesen Vorgang nicht mitmachen. Es ist tatsächlich eine Opferung, wobei man aber immer sich bewusst sein muss: Die Kirche sieht die ganze Messe als eine Einheit. Wenn wir diese Gaben von Brot und Wein zu Gott erheben, dann sieht sie dahinter schon die Verwandlung, die Christus an diesen Gaben bewirkt. Brot und Wein haben eine tiefe Bedeutung. Brot ist unser Grundnahrungsmittel; vom Brote leben wir. Und das bieten wir Gott an. Zugleich aber ist Brot, weil es ja durch die Tätigkeit der Menschen auf den Feldern gewachsen ist, auch Sinnbild unserer Arbeit, unserer Mühen und unserer Tränen. Das alles bieten wir Gott an. Der Wein wiederum ist kein Nahrungsmittel, aber ein Gegenstand, der Freude bereitet, Freude bereiten kann. In mäßigem Umfange genossen, ist der Wein tatsächlich ein Freudenstifter. Er ist für die freudigen Stunden unseres Lebens geeignet. Und so sagen diese Gaben sinnbildlich aus, was wir im Kirchenlied singen: „O Herr, in diesen Gaben, die dankbar wir dir weih'n, laß alles, was wir haben, vor dir ein Opfer sein. Nimm unser Tun und Streben, Gedanken, Herz und Sinn, nimm unser ganzes Leben, o Gott, nimm alles hin!“

Diese Gaben von Brot und Wein werden dann Gott geweiht. Der Priester nimmt das Brot auf der Patene und hält es Gott entgegen: „Nimm, heiliger Vater, allmächtiger, ewiger Gott, diese makellose Opfergabe gnädig an für meine unzähligen Fehler, Sünden und Nachlässigkeiten, für alle Anwesenden und für alle Christgläubigen, die lebendigen und die verstorbenen, dass sie mir und ihnen zum Heile gereiche für das ewige Leben.“ Anschließend wird auch der Kelch, mit Wasser gemischt, dem Herrn dargeboten, denn wie das Wasser mit dem Wein vermischt wird, so sollen wir am göttlichen Leben Christi teilhaben. Das ist der Sinn dieser Mischung. Der Priester hält auch diese Opfergabe dem Herrn entgegen und betet: „Wir opfern dir, o Herr, den Kelch des Heiles, uns zum Segen und der ganzen Welt zum Heile.“

Ich sagte schon, dass für manche Liturgisten die Opferungsgebete eine große Schwierigkeit bedeuten. Wenn man sie als solche und in sich betrachtet, da könnte man tatsächlich zu Zweifeln an ihrer Berechtigung gelangen; denn wir sind ja nicht mehr im Alten Bunde. Da hat man Brot und Wein und Stiere und Lämmer und Tauben geopfert und glaubte dadurch das Heil zu gewinnen. Das ist nicht mehr das Fall. Wir opfern heute eine andere Opfergaben, nämlich unseren Herrn Jesus Christus. Also das wäre ein Missverständnis, wenn wir von diesen Gaben, Brot und Wein, das Heil erwarten würden. Aber das tun wir ja gar nicht. Die Opferungsgebete beziehen sich nur zunächst auf Brot und Wein, aber sie schauen über diese Gaben hinaus auf die Gabe, die aus ihnen wird, nämlich auf Christus, auf seinen Leib und sein Blut. Nur so kann man die Worte „unbeflecktes Opfer“ und „Kelch des Heiles“

verstehen. Das ist Brot und Wein nicht in sich, sondern das ist Brot und Wein, weil daraus der Leib und das Blut Christi geschehen. Also die erlebten Gnaden erhoffen wir nicht von der Darbringung des Brotes und des Weines, sondern die erlebten Gaben erhoffen wir aus der Kraft des eucharistischen Opfers, für welches diese Elemente bestimmt sind.

Im Anschluß an diese Aufopferung von Brot und Wein opfern wir uns selber. Denn die Gaben bedeuten wenig, wenn nicht unser Selbstopfer damit verbunden wird. In diesen Gaben müssen wir uns selber Gott darbringen. „Im Geiste der Demut und mit zerknirschem Herzen mögen wir – wir! – Aufnahme finden, o Gott, vor dir, und unser Opfer werde heute vor deinem Angesicht so vollbracht, dass es dir wohlgefalle.“ Also wir sind selbst eine Opfergabe, und wir sollen es sein. Diese Selbstaufopferung ist unentbehrlich für die Beteiligung am Messopfer.

Die Gaben werden dann eingehüllt in Weihrauchwolken. Der Weihrauch hat eine sinnbildliche Bedeutung, nämlich wie er nach oben steigt, so sollen unsere Gebete und unsere Aufopferung zu Gott emporsteigen. Auch die Händewaschung hat eine sinnbildliche Bedeutung. Unser Opfer soll rein sein. Das Wasser ist nun einmal das Element, das uns Reinheit beschert. „In Unschuld wasche ich meine Hände, in Unschuld will ich vor dir wandeln.“ Und dann betet der Priester noch einmal dieses schöne, ergreifende Gebet, in dem er die Gläubigen bittet, mit ihm zu beten, dass sein Opfer wohlgefällig werde, und das Volk antwortet: „Der Herr nehme das Opfer an aus deiner Hand zum Lob und Ruhme seines Namens, zu unserem Segen und zur Wohlfahrt für seine ganze Kirche.“

Wenn Sie die Meßtexte aufmerksam verfolgen, dann stellen Sie fest, dass dort oft und oft – ich weiß nicht, wie oft, vielleicht acht- bis zehnmal – um Annahme des Opfers gebeten wird. Ja, warum denn? Ist nicht das Opfer Christi der Annahme sicher? Wissen wir nicht, dass Gott das Opfer seines Sohnes angenommen hat und uns dadurch die Erlösung bereitet hat? Warum flehen wir dann um Annahme des Opfers? Nicht, weil wir im Zweifel seien, ob Gott das Opfer seines Sohnes annehmen wird, sondern weil wir darum flehen, dass er unser Opfer annehmen wird, dass er das Opfer, das wir darbringen, wohlgefällig annehmen möge. Die Annahme des Opfers Christi ist sicher, aber die Annahme unseres Opfers nicht ganz. Denn nur, wenn wir in das Opfer Christi eingehen durch Selbstopferung, wird unser Opfer wohlgefällig vor Gott. Das ist also die Opferbereitung oder auch schlicht Opferung genannt.

Der zweite Akt der Opfermesse ist die Opferhandlung. Hier opfert sich, und das ist das Entscheidende, Christus für uns zur Verherrlichung des Vaters. Unser Opfer ist Christus. Wir sind nicht mehr im Alten Bund. Wir sind im Neuen Bunde, und dieses Opfer des Neuen Bundes heißt Christus. Es hat alle alttestamentlichen Opfer abgelöst. Wir gedenken des Opfers Christi, seines Todes, seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt. Nicht nur des Todes, denn der Tod war ja an sich nicht eindeutig. Erst die Auferstehung macht uns gewiß, dass es ein Sühnetod für andere war, nicht ein Verbrechertod, wie ihn die Verbrecher rechts und links vom Kreuze gestorben sind. Deswegen müssen wir nicht nur des Todes gedenken, sondern auch der Auferstehung und der Himmelfahrt. Dieser jetzt im Himmel geborgene Christus ist unser Opfer. Und er opfert sich, nicht nur, wie die Protestanten meinen, indem wir an sein Opfer denken. Nein, er opfert sich in dieser Stunde. Christus lebt, er lebt als der Geopferte und sich Opfernde, und er erneuert seine Opfergesinnung in jeder heiligen Messe, d.h. er opfert sich erneut dem himmlischen Vater, nicht indem er von neuem leidet, sondern indem er sein einmaliges Leiden erneut dem Vater im Himmel darbietet – indem er sein einmaliges Leiden erneut dem himmlischen Vater darbietet.

Daran erinnern uns diese Gebetsgruppen, die vor und nach der Wandlung im Missale stehen. Vor der Wandlung bitten wir, dass Gott diese Gaben huldvoll annehmen möge und zu einem wohlgefälligen, gesegneten Opfer machen möge, dass sie Leib und Blut seines vielgeliebten Sohnes werden. Nachher bitten wir darum, dass Gott diese reine, heilige, makellose Opfergabe annehme, wie er einst die Opfer des Abel, des Abraham und des Melchisedech angenommen hat, ja, dass ein Engel komme und unser Opfer hinauftrage auf den himmlischen Altar, damit wir alle mit dem Gnadensegen des Himmels erfüllt werden. Und diese Opferung Christi geschieht für uns. Diese Zielrichtung des Opfers Christi wird durch je drei Gebete vor und nach der Wandlung angedeutet. Das ganze Gottesreich, ja die ganze Schöpfung wird unter das Kreuz gerufen. Sie alle sollen sich opfern und mit Christus geopfert werden. Und so kommt es dann eben, dass wir zuerst beten für die ganze streitende Kirche, für



die Bischöfe und Priester, für den Heiligen Vater, der heute seine schwere Mission in Spanien vollbringt. Dann beten wir für die im Gotteshaus versammelte Opfergemeinde und für Menschen, die uns besonders nahe stehen oder besonders aufgetragen sind, vor allem für die Notleidenden. Schließlich rufen wir noch alle Heiligen des Himmels herbei, dass sie mit uns beten und für uns eintreten. Nach der Wandlung beten wir für die Armen Seelen, für die Verstorbenen. Wir rufen den Segen des Kreuzes über sie herab. Ganz ergreifend, meine lieben Freunde, es gibt evangelische Christen, die katholisch geworden sind mit der Begründung: „In dieser Religion kann ich für meine Verstorbenen beten.“ Das wirksamste Gebet für die Verstorbenen ist die Feier der heiligen Messe. Dann betet der Priester auch für sich selber, für sich, diesen „unwürdigen Diener“, und schließlich für alle Gaben der sichtbaren Schöpfung, die eben gesegnet sein mögen und für die, die sie empfangen und genießen, ein Segen sein mögen. So steht die ganze Schöpfung unter dem Kreuz und soll an dem Opfersegen teilhaben.

Das alles geschieht zur Verherrlichung des Vaters. Die Verherrlichung Gottes wird ja im Wandlungsteil der heiligen Messe deutlich, im „Sursum corda“ und der Präfation. Die Präfation ist ein einziger Lobgesang auf Gottes Machttaten und Herrlichkeit. Und am Schluß des Wandlungsteiles kommt noch einmal der große Lobruf: „Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Ehre und Verherrlichung.“ Das ist also ein letztes Zusammenfassen unseres Opfern und Betens und Emporheben zu Gott.

Der dritte Akt der Opfermesse ist das Opfermahl. Diejenigen, die mit Christus geopfert haben, sollen nun auch an der Opfergabe teilhaben durch Essen, durch Genießen, durch Aufnehmen. Sie sollen als Freunde Gottes an seinem Tische essen. Als Antwort auf unsere Menschengabe gibt uns Gott seine Gottesgabe, das Brot des ewigen Lebens und den Kelch des ewigen Heiles. Deswegen gehört die Kommunion zur Vollendung der Messe. Vor einigen Tagen rief mich ein Geistlicher an und fragte, warum die Kommunion stattfinden muss. Ja, sie muss deswegen stattfinden, weil zum Opfer das Opfermahl gehört, und derjenige, der das Opfer vollzogen hat an erster Stelle, der Priester also, er muss, wenigstens er, die heilige Kommunion empfangen.

Die heilige Kommunion wird eingeleitet durch ein Tischgebet. Ja tatsächlich, wir haben ein Tischgebet, ein eucharistisches Tischgebet, das ist das Vaterunser. Das Vaterunser steht deswegen an dieser Stelle, weil es in der vierten Bitte heißt: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Die Kirche sieht auch hier nicht so sehr das irdische Brot, das zum Unterhalt des Leibes dient, sondern das himmlische Brot. „Unser tägliches himmlisches Brot gib uns heute.“ Das ist der Grund, warum das Vaterunser vor der heiligen Kommunion steht. Es ist das Tischgebet der Kinder Gottes.

Mit diesem Gebet eng verbunden ist das Rufen um Frieden. Viermal, an vier Stellen wird jetzt, vor der heiligen Kommunion um Frieden gerufen. Friede ist eben nicht nur die Ruhe und die Ordnung, sondern ist der Zustand des Heiles. Friede ist Heil. Und deswegen wird viermal um Frieden gebetet: „Gib barmherzig Frieden in unseren Tagen“, so heißt es dann nach dem Vaterunser. „Der Friede des Herrn sei allezeit mit euch.“ „Lamm Gottes, gib uns den Frieden!“ „Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch.“ Frieden soll also sein. Das Meßopfer soll Frieden bringen, die heilige Kommunion soll ein Friedensmahl sein, ein Mahl der Liebe und des Friedens. Friede mit Gott und Friede untereinander soll uns zum Tische des Herrn begleiten.

Ich mache noch auf etwas aufmerksam. Die ganze heilige Messe richtet sich an den Vater im Himmel. Immer ist der Vater der Angesprochene. Aber vor der heiligen Kommunion ändert sich die Richtung unseres Betens; da wird der Sohn angesprochen, da richten sich unsere Gebete an Christus, schon vom Agnus Dei an. Das ist also eine Blickveränderung, die aus der Tatsache begründet ist, dass wir eben in der heiligen Kommunion den Sohn Gottes in seiner verklärten Gestalt empfangen.

Der Priester bricht die Hostie. Die Liturgiker neigen dazu, das alles möglichst simpel zu erklären. Sie sagen: Das war früher notwendig, weil man große Brote hatte, die mussten dann eben verteilt werden. Die Kirche hat ganz andere Gedanken damit verbunden. Die Brechung ist ein Hinweis auf das Sterben Christi. Sie ist ein Hinweis auf seinen heilbringenden Tod, und die Versenkung eines Teiles in das heilige Blut ist ein Hinweis auf die Auferstehung, wo sich die Seele Christi mit dem Leibe wieder vereinigt hat. So ist das zu verstehen. Die primitive Angabe, dass eine Brechung stattfinden musste, damit jeder etwas bekommen kann, ist ja lächerlich. Nein, die Brechung bereitet die beiden letzten Gebete, den Genuß des Opfermahles vor. In unserer Messe sprechen wir dreimal: „O Herr, ich bin

nicht würdig.“ Es soll das eben besonders eindringlich sein, denn manchmal sind wir ja beim ersten „O Herr ich bin nicht würdig“ mit unseren Gedanken ganz woanders. Aber beim zweiten werden wir dann aufmerken, und vor allem beim dritten werden wir dann mit innerer, zerknirschter Gesinnung dieses Gebet sprechen: „Ich bin nicht würdig, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.“ Wenn der Priester dann die Gabe austeilte, da spricht er in unserer heiligen Messe: „Der Leib unseres Herrn Jesus Christus bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“ Da wird der Zweck dieser Speisung deutlich ausgesprochen. „Der Leib unseres Herrn Jesus Christus bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“ Die Kommunion ist ein *pharmakon athanasias*, wie der heilige Ignatius es genannt hat, ein Heilmittel für die Unsterblichkeit. Die neue Spendeformel in der anderen Messe lautet: „Der Leib Christi“, und der Empfänger soll sprechen: „Amen“. Das ist nicht falsch, aber es ist nicht so aussagekräftig. Die Formel, die wir haben: „Der Leib unseres Herrn Jesus Christus bewahre deine Seele zum ewigen Leben“ ist inhaltsreicher, und deswegen möchte ich sie nicht missen.

Nach dem Empfang der heiligen Kommunion findet eine Danksagung statt. Zwei Gebete betet der Priester während der Reinigung des Kelches. „Was wir mit dem Munde empfangen haben, o Herr, das laß uns mit reinem Herzen aufnehmen.“ „Dein Leib, o Herr, und dein Blut, bleibe stets in meinem Herzen.“ Das sind wunderbare Dankgebete für das, was uns von Gott bereitet wurde. Die Danksagung ist verhältnismäßig kurz, aber sie ist nur deswegen kurz, weil sie mit der Feier der Messe nicht beendet sein soll. Unser Tagewerk soll auch eine Danksagung an Gott sein, eine Danksagung im Wort und in der Tat. Der Priester spricht dann die Entlassungsformel, wie man sie genannt hat: „Ite missa est.“ Aber ich sagte schon, ich übersetze das *Missa* als Sendung. Es kommt ja von *mittere*, und das heißt senden. Seid gesandt! Ihr sollt jetzt gewissermaßen Christusträger sein. Ihr sollt hinausgehen in die Welt als solche, die sich mit Christus verbunden haben und die ihm künftig dienen wollen. Geht hin, ihr seid gesandt! Tragt Christus in die Welt hinaus, den ihr empfangen habt! Das Opfer ist nämlich nicht zu Ende. Es setzt sich fort im Opfer des ganzen Tages.

Dann gibt der Priester seinen Segen. An Gottes Segen ist alles gelegen, sowohl im natürlichen wie im übernatürlichen Bereich. Und dann geschieht etwas, was den Liturgisten schon immer ein Dorn im Auge war, nämlich es wird das Schlußevangelium gebetet aus Johannes, der Prolog aus dem Johannesevangelium. Das haben sie überhaupt nicht verstanden, dass man ein Evangelium beten, als Schlußgebet verrichten kann. Meine lieben Freunde, der einzige Satz, um dessentwillen das Johannesevangelium am Schluß gebetet wird, lautet: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt. Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ Deswegen steht das Schlußevangelium am Ende der heiligen Messe. Wir haben seine Herrlichkeit in dieser heiligen Messe gesehen. Wir haben seine Wahrheit gesehen in der Vormesse, und wir haben seine Gnade gesehen in der Hauptmesse.

Das letzte Wort der heiligen Messe lautet: „Dank sei Gott.“ Die Messe ist ein Anlaß, sich bei Gott zu bedanken, dass er gekommen ist, dass er bei uns geblieben ist, dass er sich geopfert hat, dass er sich uns immer wieder hingibt, das ist wahrhaft Anlaß genug, zu danken. Aber mit diesem Dank soll unsere Danksagung nicht abgeschlossen sein. Jeder Tag soll einen Dank am Ende haben, und unser Leben soll einmal enden mit den Worten: Dank sei Gott für alles, was er über mich hat kommen lassen, womit er mich geführt hat, was ich ihm schuldig bin.

Meine lieben Freunde, der Aufbau der heiligen Messe ist nicht ganz einfach. Man muss schon sich in die Struktur der Messe vertiefen, und ich kann es deswegen verstehen und habe es nie verurteilt, wenn einfache Menschen nicht das Messbuch in der Hand haben bei der heiligen Messe, sondern sich einfach dem Gedanken überlassen, der entscheidend ist: Christus geht durch sein Opfer zum himmlischen Vater, und ich gehe mit ihm. Ich rufe zu ihm: „Nimm mich mit! Mein Heiland, nimm mich mit!“ Meine lieben Freunde, wer so die ganze Messe gebetet hätte, der hätte gut gebetet, der hätte die Messe gut mitgefeiert. Mein Heiland, du gehst zum Vater. Nimm mich mit und laß mich nicht zurück! Wer so betet, der betet gut.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Gott und den Nächsten lieben

16.07.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die rechte Einstellung und das rechte Verhalten gegenüber den Mitmenschen ist, ähnlich wie die rechte Stellung zu Gott, ein tragender Pfeiler unserer Religion, ja unserer Frömmigkeit. Wo er zerbricht, da hört auch das Christentum auf. Dieser Pfeiler ist die Liebe. Die Liebe, von der wir heute sprechen wollen, ist das am meisten missbrauchte Wort in allen Sprachen. Wir haben deswegen Mühe, das rechte Verständnis der Liebe uns vor Augen zu führen. Der Herr selber hat uns die Liebe geboten und uns ein Beispiel hinterlassen. Er sagt: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, mit deinem ganzen Gemüte und mit allen deinen Kräften. Das ist das erste und größte Gebot. Ein zweites aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“

Der Heiland nennt die Nächstenliebe sein Gebot, sein spezifisches Gebot, das Gebot, auf das er selbst das entscheidende Gewicht legt. Und dieses Gebot ist ein neues: „Das ist mein Gebot: Liebet einander!“ „Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebet einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.“ Überlegen Sie einmal: So sollen wir lieben, wie er geliebt hat. Wir werden gleich sehen, wie er geliebt hat. Also seine Liebe ist das Maß für die unsere: „Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben.“ Und diese Liebe macht er zum Kennzeichen der seinen. „Daran sollen alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, dass ihr Liebe zueinander habt.“ Diese Worte hat der Herr bei seinem Abschied aus dieser Welt gesprochen, in der Abendmahlsstunde. Es ist gewissermaßen sein Testament. Aber er hat hier nur zusammengefasst, was er sein ganzes Leben über geübt hat; denn alle Welt wusste von seiner Liebe zu erzählen. „Er macht alles gut“, so heißt es bei Markus, und in der Apostelgeschichte: „Er ging umher, Wohltaten spendend.“ Er war wahrhaftig ein barmherziger Helfer, denn er war gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Er war der gute Hirt, der das verlorene Schaf sucht, es auf seine Schulter nimmt und zurückträgt zur Herde. Die Liebe leuchtet aus seinen Augen. Wir haben es eben im Evangelium gehört: „Mich erbarmt des Volkes“, des hungernden Volkes, und dieser Hunger des Volkes ist ja nicht nur ein leiblicher, er ist auch ein seelischer. Es erbarmt ihn des Volkes. Er sieht die Blinden und Lahmen und die an Leib und Seele Aussätzigen, und er heilt sie. Er sieht die trauernde Witwe in Naim und gibt ihr den Sohn und Ernährer zurück. Er nimmt sich der Sünder an und isst mit ihnen, ja, um sie eben von der Sünde zu lösen. Er bricht nicht das geknickte Rohr und löscht den glimmenden Docht nicht aus. Arm wird er von der Krippe bis zum Kreuz um der Menschen willen. Das ist nicht das Christentum, dass ein Reicher kommt und die Armen reich macht, sondern das ist das Christentum, dass der Ärmste von allen kommt und die Armen bereichert.

Um Ihnen noch ein Beispiel zu geben von seiner Liebe: Da kniet er im Abendmahlssaal nieder und wäscht ihnen allen, auch dem Verräter, die Füße, als wäre er ihr Diener und nicht ihr Herr. Und er spricht: „Wenn ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr so tut, wie ich euch getan habe.“ Und dann geht er dahin zu sterben, zu sterben auf Golgotha am Kreuze seines Leidens. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.“ So hat, meine lieben Freunde, der Herr die Liebe in Wort und Beispiel gepredigt.

Was können wir jetzt von dieser Liebe lernen? Ich meine, es sind vier Eigenschaften oder vier Eigenschaftspaare, die wir von dieser Liebe lernen können, nämlich die brüderliche Liebe, die uns der

Herr empfiehlt und befiehlt. Die brüderliche Liebe ist erstens natürlich und übernatürlich. Es gibt eine natürliche Liebe; man nennt sie Humanität oder auch Humanismus. Das ist die allgemeine Menschenliebe, die in jedem Menschen eben einen Menschen, ein Glied der großen Menschheitsfamilie sieht. Diese Humanität wünscht einem jeden, dass es ihm gut gehe. Sie hilft ihm, wenn er in Not ist, weil er eben ein Mensch ist. Aber sie hilft ihm (nur) zur irdischen Wohlfahrt. Diese Menschenfreundlichkeit ist eine edle Tugend, aber sie ist nur eine natürliche Tugend. Sie sieht nur das Natürliche und steigt nicht über das Natürliche zum Übernatürlichen auf. Die christliche Menschenliebe schätzt diese natürliche Liebe. Wir sind keine Gegner der Humanität und des Humanismus, aber die christliche Menschenliebe führt darüber hinaus, und zwar auf dreifache Weise. Sie sieht in jedem Menschen ein Kind des ewigen Vaters. Jeder Mensch ist ja mit einer natürlichen und übernatürlichen Gottähnlichkeit beschenkt. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde; das ist die natürliche Gottähnlichkeit. Und Gott hat den Menschen mit seiner Gnade emporgehoben zu seiner Höhe, und damit hat er die übernatürliche Gottebenbildlichkeit begründet. Diese übernatürliche Gottebenbildlichkeit meint der heilige Johannes, wenn er schreibt: „Wer Gott liebt, muss auch seinen Bruder lieben. Wenn einer sagt: Ich liebe Gott, dabei aber seinen Bruder haßt, dann ist er ein Lügner.“

Die zweite Begründung für die übernatürliche Liebe ist, dass wir Brüder und Schwestern Christi sind. Er hat ja die Menschennatur angenommen, und durch diese Annahme ist er einer aus uns geworden, unser Bruder und das Haupt der ganzen Menschheit. Alle, die Menschenantlitz tragen, stehen deswegen in einer Beziehung zu Jesus, dem Gottmenschen. Er hat die Menschen überdies durch sein Kreuz erlöst und sie zu Gliedern an seinem geheimnisvollen Leibe gemacht. Das ist also der zweite Grund, warum wir die übernatürliche Liebe pflegen müssen.

Und der dritte: Gott hat allen Menschen den Heiligen Geist angeboten und denen, die ihn annehmen, auch geschenkt. Durch den Heiligen Geist, der in den Menschen lebt, sind wir noch einmal miteinander verbunden. So erhebt die christliche Nächstenliebe unsere rein natürliche Liebe hoch empor in das Licht des dreifaltigen Gottes. Meine lieben Freunde, wenn man wissen will, was natürliche und übernatürliche Menschenliebe ist, dann gibt es ein probates Mittel dafür; man braucht sich nämlich nur immer das Gegenteil vorzustellen. Was ist denn das Gegenteil der natürlichen Liebe? Die natürliche Abneigung. Und wir haben viele Gründe, Abneigung gegen Menschen zu hegen. Aber sie sind eben falsch. Wir sind verpflichtet, die natürliche und übernatürliche Liebe in uns auszubilden. Wo die natürliche Liebe nicht mehr ausreicht, da tritt die übernatürliche Liebe ein. Sie ist nicht ein schwaches menschliches Mitleid, sondern sie ist ein starkes Verantwortungsbewusstsein um das Kind Gottes, um den Bruder Christi und um das Geschöpf des Heiligen Geistes. Also die Liebe ist erstens natürlich und übernatürlich.

Sie ist zweitens allumfassend und geordnet. Auch das Alte Testament kannte die allgemeine Menschenliebe. Auch das Alte Testament enthält das Gebot der Nächstenliebe im Buche Leviticus. Aber die pharisäische Auslegung hatte ihm enge Schranken gesetzt und es auf die Liebe zu den Stammesgenossen eingeengt. „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ So, sagt der Herr, haben die Pharisäer das Gebot Gottes verunstaltet. Um diese falsche Auffassung zu zerbrechen und die Liebe aus ihrer Enge zu erlösen, hat der Herr das ergreifende Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt. Ein Jude reist, fällt unter die Räuber, wird wund geschlagen, beraubt und liegen gelassen. Zwei andere Juden kommen an ihm vorbei, aber teilnahmslos lassen sie ihn liegen. Dann kommt ein Stammesfremder, ja ein Feind der Juden, ein Samariter. Er sieht den Verwundeten liegen, er beugt sich zu ihm nieder, er flößt ihm Öl und Wein in seine Wunden ein, er trägt ihn zur Herberge und lässt ihn dort pflegen und schießt schon einen Betrag vor, damit die Pflege auch bezahlt sei. Dieses Gleichnis hat uns der Herr erzählt, damit wir es nachahmen. „Gehe hin und tue desgleichen!“ Das ist die Anwendung. Das ist also die Liebe, die Jesus lehrt. Sie schließt keinen aus. Jeder ist unser Nächster, der unsere Hilfe braucht, mag er uns nahe oder fern stehen, mag er Mitbürger sein oder nicht, Freund oder Feind. Die christliche Nächstenliebe ist allumfassend.

Das schließt nicht aus, dass sie eine bestimmte Ordnung in sich trägt, die Ordnung der Natur und der Gnade. Es gibt Menschen, die uns besonders nahe stehen und für die wir deswegen auch besonders verantwortlich sind, also die Glieder unserer Familie, der Gatte, die Eltern, die Kinder, die Verwandten. Für sie sind wir in besonderer Weise verantwortlich. Wenn Not ist, muss man zuerst denen

helfen, die uns besonders nahe stehen. Das ist die Ordnung der Liebe. Niemand ist verpflichtet, einen anderen mehr als sich selbst zu lieben, da ja der Herr geboten hat, den Nächsten zu lieben „wie sich selbst“. Man darf also auch eine geordnete Selbstliebe beobachten. Die Nächstenliebe schließt die Selbstliebe nicht aus, denn jeder Mensch steht sich in gewissem Sinne selbst am nächsten. Freilich, die heroische Liebe sieht von sich ab und opfert sich für den Nächsten. Solchen Heroismus hat es immer wieder gegeben. Viele Menschen haben ihr Leben für nichts erachtet, um dem Nächsten zu helfen. Das ist also die zweite Gruppe von Eigenschaften, welche die Liebe haben muss. Sie ist allumfassend, und sie ist geordnet.

Die dritte Gruppe sagt: Die Liebe ist herzlich und selbstlos. Meine Freunde, wir können nicht einem jeden Menschen etwas geben. Unsere Kräfte, unsere Mittel sind begrenzt. Wir müssen uns einschränken. Aber wenn auch äußere Gaben fehlen, etwas können wir einem jeden schenken, nämlich das Wohlwollen. Und das ist sehr viel, denn wir spüren ja in uns, wie ganz andere Regungen sich emporarbeiten möchten in unserer Seele, Neid, Abneigung, Haß, Geringschätzung. Das Wohlwollen schließt all solche Haltungen aus. Das Wohlwollen ist ein Gutsein, das wir jedem schenken können, auch dann, wenn es nicht erwidert wird. Denn die wahre Nächstenliebe ist selbstlos. Sie sucht nicht den eigenen Lohn und will nicht Dank als Antwort bekommen. Sie ist selbstlos und uneigennützig. In diesem Sinne sagt der Herr: „Wenn du ein Gastmahl hältst, dann lade die Blinden, die Krüppel und die Lahmen ein!“ Warum? „Sie können es dir nicht vergelten.“ So soll also unsere Liebe sein. Wir sollen sie denen erweisen, von denen wir nichts zu erwarten haben, von denen wir keine Vergeltung erhoffen. Diese Liebe hat niemand ergreifender geschildert als der Apostel Paulus im ersten Korintherbrief: „Die Liebe ist langmütig; die Liebe ist gütig; die Liebe beneidet nicht, sie prahlt nicht, sie überhebt sich nicht, sie handelt nicht unschicklich, sie sucht nicht ihren Vorteil, sie lässt sich nicht erbittern, sie trägt das Böse nicht nach, sie freut sich nicht über das Unrecht, freut sich vielmehr über die Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe hört niemals auf.“ Ach, meine Freunde, wenn wir doch diese Liebe in uns trügen! Wenn wir doch diese Liebe in unserem Leben beweisen würden! Dann wären wir Kinder unseres Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und Regen fallen lässt über Gerechte und Ungerechte. Die Liebe ist herzlich und selbstlos.

Sie ist aber auch viertens tätig und opferbereit. Vom heiligen Johannes stammt das schöne Wort: „Kindlein, lasst uns lieben, nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern in Tat und Wahrheit!“ Die echte Liebe muss tätig sein und sich im Werke zeigen. So wie der Glaube lebendig sein muss, wenn er uns zum Himmel führen will, so muss erst recht die Liebe lebendig sein, wenn wir vor Gott bestehen wollen. Die Liebe kann nur auf ihre Probe gestellt werden im Werk. Mit Worten lässt sich leicht Liebe heucheln, aber das Werk zeigt, ob wirkliche Liebe in uns ist. Die christliche Liebestat ist uns auferlegt. Und dafür hat uns der Herr eine Regel gegeben, eine praktische Regel, eine anwendbare Regel. „Alles was ihr wollt, das euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen tun.“ Sie kennen vielleicht diese Regel in der negativen Form. Die negative Form sagt: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu!“ Das ist ja auch etwas, denn wir wollen eben nicht, dass man uns Unrecht antut. Und so kann diese Regel „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu“ sagen: Tue niemandem Böses! Und damit ist viel gesagt. Aber die goldene Regel, die der Herr gegeben hat, geht darüber hinaus. „Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen tun.“ Aber da ist natürlich vorausgesetzt, dass wir das Rechte wollen, was die Menschen uns tun, und ein normaler, ein vernünftiger Mensch will eben, dass die anderen Menschen freundlich, höflich, gütig, hilfsbereit zu einem sind, dass sie die Liebe beweisen, die der Herr uns selbst auferlegt hat und auf diese Weise uns das Leben erleichtern. „Alles, was ihr wollt, das euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen tun.“ Da haben wir also ein Mittel in der Hand, wo wir jeweils ausmachen können, was wir einem anderen tun wollen. Was würde ich in dieser Lage wollen? Das tu auch dem Nächsten.

Solche tätige Liebe fordert Opfer. Immer, meine lieben Freunde, wo die Liebe wahr ist, spricht sie die Sprache des Opfers. Ohne Opfer besteht keine Liebe. Sie muss ertragen, und sie muss dulden. Aber solche Opfer bringen reichen inneren Lohn. Schon in der Apostelgeschichte heißt es: „Geben ist seliger als Nehmen.“ Wenn wir Opfer unter Freude bringen, dann können wir wahrhaftig selbst froh

werden. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück; denn die Freude, die wir geben, strahlt ins eigene Herz zurück.“

Das ist also die wahre christliche Liebe. „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe.“ Wie viel Sonne kommt in ein Leben, wo diese Liebe herrscht! Wenn Menschen verbittert und verärgert sind, dann kann man, wenn man nachforscht, oft darauf stoßen, dass in ihrem Leben wenig oder gar keine Liebe war. Wer dauernd herumgestoßen wird, wer niemals einem anderen etwas recht machen kann, wer fortwährend getadelt wird, wie soll in einem solchen Menschen die Tugend und vor allem die Tugend der Liebe aufblühen? Wenn wir dagegen die Sonne der Liebe über die Menschen strahlen lassen, dann wecken wir das Gute in ihnen auf. Jawohl, die Liebe hat weckende Kraft. Sie ist fähig, in dem anderen das Gute zu erwecken. Vom heiligen Johannes wird berichtet, dass er, als er ein alter Mann war, immer nur gepredigt hat: „Kindlein, liebet einander!“ Seine Zuhörer wurden schon überdrüssig, immer nur dasselbe zu hören: „Kindlein, liebet einander!“ Sie fragten ihn: „Warum sagst du denn immerfort dasselbe?“ Er antwortete: „Es ist das Gebot des Herrn. Wer es erfüllt, erfüllt alle anderen.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Besondere Aspekte der Nächstenliebe

23.07.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag hatten wir uns der christlichen Nächstenliebe zugewendet. Sie ist unzerrissbar mit der Gottesliebe verbunden. Es gibt keine wahre Gottesliebe ohne Nächstenliebe. Und sie ist die Krone aller Tugenden. Die Nächstenliebe ist ein weites Feld. Deswegen müssen wir heute noch einmal zwei besondere Aspekte dieser Liebe betrachten, nämlich erstens die erbarmende Liebe und zweitens die vergebende Liebe.

Die erbarmende Liebe ist die Antwort auf die Not, auf die Not der Menschheit, eines jeden einzelnen Menschen. Diese Not ist eine doppelte; sie ist einmal eine leibliche und zum andern eine seelische Not. Die leibliche Not ist tausendfältig: Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit, Mittellosigkeit, Hilflosigkeit, Demenz, Alzheimer Krankheit, Sprachlosigkeit. Die körperliche Not ist tausendfältig: Hunger und Verwahrlosung. Das alles zählt zu der körperlichen Not. Die seelische Not ist anderer Art, aber deswegen nicht leichter zu tragen. Wieviel Kummer und Not, wieviel Sorgen sind in den Herzen vieler, ja wahrscheinlich der meisten Menschen bewahrt: Elternlosigkeit, Verlassenheit, Streit und Unfrieden, Schuld, Angst, Unruhe, Verwirrung. Wieviel Not ist in den Herzen der meisten Menschen! Vor geraumer Zeit, meine lieben Freunde, hat einmal ein Priester eine arme Frau beerdigt. Sie war auf der Straße zusammengebrochen und gestorben, allein, ohne Mittel, hilflos und arm. Als der Priester auf dem Friedhof die Gebete gesprochen hatte und der Sarg in das Grab gesenkt wurde, da sprang die 16jährige Tochter ihm nach: „Mutter, Mutter, nimm mich mit!“ Welche Not muss in diesem Kind gewesen sein: „Mutter, Mutter, nimm mich mit!“

Es ist deswegen unsere Pflicht, zu helfen. Der Grund der Verpflichtung ist leicht einzusehen. Alle diese Leidträger sind Kinder Gottes. Sie sind Brüder Christi; sie sind leidende Glieder unserer Gemeinschaft im Heiligen Geiste. Weil wir also mit ihnen auf vielfältige Weise verbunden sind, weil sich Gott ihrer annimmt, weil Christus für sie gelitten hat, weil er es nicht verschmäht hat, ihnen den Geist zu schenken, deswegen sind wir verpflichtet, zu helfen.

Die Verpflichtung kennt verschiedene Grade. Es gibt Menschen, die halten das Almosengeben für ein schönes gutes Werk, aber nicht für eine eigentliche Pflicht. Ich habe mir schon oft gedacht, wenn es um die Geschlechtlichkeit geht, da sind die Menschen ganz allergisch, wenn Abweichungen davon von der Kirche als unzulässig bezeichnet werden. Aber auf andere Gebieten, etwa bei dem Gebiet der Nächstenliebe, da haben sie wenig Skrupel. Da geben sie mit vollen Händen das Geld für ihre Zwecke aus und leben einen guten Tag, ohne zu fragen: Ja, habe ich nicht vielleicht die Pflicht, von meinem Einkommen soundsoviel Prozent anderen abzugeben? Das ist auch eine Sünde. Nicht helfen ist eine Sünde!, und je nachdem, wie wichtig unsere Verpflichtung ist, um so größer ist die Sünde. Wenn jemand in schwerer Not ist, dann müssen wir ihm helfen, in Todesnot, wenn jemand am Straßenrand liegt und am Verbluten ist, dann darf ich nicht vorbeifahren mit meinem Auto. Wenn jemand an einem lebensgefährlichen Abgrund steht, dann muss ich ihn zurückreißen. Wenn jemand in leichter Not ist, dann ist die Verpflichtung auch leicht. Aber wer in schwerer Not ist, da ist die Verpflichtung eine schwere.

Wer ist denn verpflichtet, zu helfen? Nun, die Verpflichtung richtet sich nach der Nähe, in der man zu den Menschen steht. Am nächsten verpflichtet sind natürlich die Angehörigen, die Verwandten, dann erst fremde Leute. Aber eine Verpflichtung kann auch für andere bestehen. Der Grundsatz heißt praktisch: Man muss helfen, soweit es nötig ist und wo wir es können. Man muss helfen, soweit es

nötig ist und wo wir es können. Und diese Hilfe muss eine herzliche sein. Es darf das nicht eine herablassende Hilfe sein, die den anderen noch mehr verletzt, als wenn man ihn beiseite gehen ließe.

Die Kirche hat es immer verstanden, sich der Notleidenden anzunehmen. Das ist etwas vom Großen und Gewaltigen unserer Kirche: Sie hat die Nächstenliebe in die Welt gebracht. Mitleid kannte auch die Heiden, aber die Nächstenliebe, wie sie von der Kirche verkündet wird, die ist einmalig und einzigartig und sie ist erst durch das Christentum in die Welt gekommen. Für die leibliche Not hat die Kirche die Werke der leiblichen Barmherzigkeit aufgestellt, also die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden, Fremde beherbergen, Gefangene erlösen, Kranke besuchen, Tote begraben. Alle diese Werke sind von großer Dignität und von unerbittlicher Notwendigkeit. Wir können nicht jedem persönlich helfen, aber wir können uns beteiligen an Werken, die anderen helfen. Wir haben unsere Pflichten, die müssen wir erfüllen, aber wir können von dem, was uns zuteil geworden ist, mitteilen, damit anderen geholfen wird.

Freilich muss man auch, bei Almosen vor allem, auswählen. Es gibt verschämte Arme, die sich schämen ein Almosen anzunehmen. Es gibt aber auch unverschämte Arme, die statt zu arbeiten, Almosen erbetteln. Deswegen sagt die Didache, eine alte Schrift aus dem 1. Jahrhundert: „Laß das Almosen in deiner Hand schwitzen!“ Man soll also lange überlegen, bevor man Almosen gibt, damit man weiß, daß der Betreffende auch wirklich bedürftig ist.

Noch eine Stufe höher stehen die Werke der geistlichen Barmherzigkeit: Sünder zurechtweisen, Zweifelnden recht raten, Unwissende belehren, Betrübe trösten, Unrecht geduldig leiden, den Beleidigern gern verzeihen, für die Lebenden und Verstorbenen beten. Das sind die Werke der geistlichen Barmherzigkeit. Mit diesen Werken, meine lieben Freunde, verdienen wir uns buchstäblich den Himmel. Diese Werke der geistlichen Barmherzigkeit sind oft eine schwere Pflicht für uns, und mancher macht sich schuldig, weil er sie nicht übt. Wenn Eltern zu Verfehlungen ihrer Kinder schweigen, dann verfehlen sie sich gegen ihre Kinder, weil sie die Sünder nicht zurechtweisen. Und wer Leuten, die im Glaubenszweifel sind, nichts zu sagen weiß, wenigstens nicht einmal sein Zeugnis des Glaubens zu geben weiß, der macht sich schuldig an diesen Menschen, die an ihrem Glauben irre geworden sind.

Es gibt viele Wege zu helfen. Der einfachste Weg ist von Mensch zu Mensch, dass man dem Betreffenden selber hilft, dass man ihm unter die Arme greift, dass man ihm Almosen gibt oder eine andere Hilfe leistet, wo die Linke nicht weiß, was die Rechte tut. Das heißt, man soll sich deswegen überhaupt nicht rühmen, sondern man soll es Gott überlassen, diese Werke zu zählen und in sein Buch einzutragen.

Man kann auch Gaben still in den Opferstock legen. Früher war es üblich, dass man Antoniusbrot hatte oder Opfer für den Vinzenzverein sammelte. Das scheint alles aufgehört zu haben. Aber nützlich und notwendig sind diese Gaben heute wie eh und je. Man kann auch den Werken, die sich der Notleidenden annehmen, zu Hilfe kommen. Wir haben ja die Caritas, und es gibt viele andere Werke, die für die Menschen in Not ein Auge und ein Herz haben. Auch ihnen kann man helfen durch Geldüberweisungen, vielleicht auch durch körperliche Hilfe, wenn sie möglich ist. Eines ist jedenfalls sicher: Wer am tiefsten fällt, braucht am dringendsten die Hilfe.

Leider ist nicht überall die Hilfsbereitschaft ausgebildet. In dieser Woche hörte ich eine Meldung aus der Stadt Hof in Bayern. In der Stadt Hof gibt es einen Tierschutzbund. Er zählt 1100 Mitglieder. Er empfängt viele Spenden und sogar ganze Erbschaften. In der Stadt Hof gibt es auch einen Kinderschutzbund, der sich verwahrloster Kinder annimmt. Er hat 100 Mitglieder; er empfängt wenige Spenden und überhaupt keine Erbschaften. Er lebt von dem wenigen, was ihm die Staatsanwaltschaft überweist von Bußgeldern. Das ist ein Beispiel für die Lage in unserer Gesellschaft.

Das ist die erbarmende Liebe. Ihr an die Seite zu stellen ist die vergebende Liebe. Das ist die schwerste Liebe, dem Feind zu verzeihen, dem fehlenden Bruder Liebe zu erweisen. Petrus hat einmal den Herrn gefragt: „Herr, wie oft muss ich meinem Bruder verzeihen, wenn er gegen mich fehlt? Etwa siebenmal?“ Der Herr antwortete: „Siebzimal siebenmal“, das heißt: immer. An anderer Stelle hatte der Herr gesagt: „Ihr habt gehört (die Schriftgelehrten), dass gesagt worden ist: Deinen Freund sollst du lieben und deinen Feind darfst du hassen: Ich aber sagte euch: Liebet eure Feinde! Tuet Gutes denen, die euch hassen! Betet für die, die euch verleumden und verfolgen, dann seid ihr Kinder eures Vaters im Himmel, der die Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und Regen fallen lässt über Ge-



rechte und Ungerechte.“ Der Herr selbst hat das beste Beispiel der Feindesliebe gegeben. Am Kreuze betete er: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“

Die verzeihende Liebe ist ein strenges Gebot, ein so strenges Gebot, dass wir unsere Seligkeit verlieren, wenn wir nicht verzeihen. Wir können kein Vaterunser mehr beten, wenn wir nicht verzeihen. „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben haben unseren Schuldigern!“ „Wenn ihr nicht vergebt“, sagt der Herr, „wird auch euer himmlischer Vater euch eure Sünden nicht vergeben.“ Und er erzählt das erschütternde Gleichnis von dem unbarmherzigen Knecht. Sein Herr hatte ihm eine unermessliche Summe geschenkt, und dann traf er seinen Mitknecht, der ihm eine ganz kleine Summe schuldete. Er würgte ihn und ließ ihn in den Turm werfen. So sind die Menschen. Gott verzeiht ihnen ihre größte Schuld, aber sie können oder sie wollen ihren Mitmenschen nicht verzeihen. Wieviel Unfrieden ist auch in der Gemeinde Budenheim, meine lieben Freunde! Wieviel Unfrieden in den Familien! Es gibt nur einen Weg, den Feind zu besiegen, das ist der Weg der Liebe.

Die Feindesliebe kann uns schwer ankommen, aber sie entgiftet die Seele. Wer für den Feind betet, wer ihm Gutes zu erweisen sucht, wer ihm Gutes im Herzen wünscht, der wird frei von Groll und Ressentiment, und Groll und Ressentiment fressen den Menschen buchstäblich auf. Sie machen ihn krank, sie sind kränkende Seelenhaltungen. Deswegen fort damit, meine lieben Freunde, fort mit allem, was schlimm ist. Nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern Böses mit Gutem vergelten, dann sammelst du feurige Kohlen auf das Haupt deiner Bruders, d.h. du gibst ihm zum Nachdenken. Ihm kann er nicht widerstehen; da muss er sich bessern, da muss er sich ändern, wenn er spürt, dass sein Feind, der, den er zum Feinde hat, dass sein Feind ihm Gutes erweist.

Zwei Dinge sind in der Feindesliebe unerlässlich, einmal die innere Bereitschaft zu verzeihen und sich zu versöhnen. Im Herzen muss es anfangen, und dann kann es nach außen dringen. Aber das ist unerlässlich: die innere Bereitschaft zu verzeihen und sich zu versöhnen. Wie wohltuend ist es, wenn man einem, der einem Unrecht getan hat, die Hand reicht und sagt: „Verzeih, ich war auch schuld.“ „Nein“, hat mir schon mancher gesagt, „ich war schuld!“ Das zweite, was man von der Feindesliebe verlangen muss, ist die Bereitschaft, dem Feind in schwerer Not zu helfen. Ohne dieses unerlässliche Minimum gibt es keine Feindesliebe. Es ist auch schlimm, wenn Menschen, die miteinander übers Kreuz geraten sind, sich nicht mehr grüßen. Die Verweigerung des Grußes ist ein schlimmes Zeichen fehlender Feindesliebe.

Es gibt viele Sünden gegen die Liebe, meine lieben Freunde. An erster Stelle die Lieblosigkeit, die den anderen so behandelt, als ginge er einen nichts an. Lieblos ist, wer kalt und gleichgültig dem Nächsten gegenübersteht, sich in der Not von ihm abwendet. Das widerspricht dem Geiste Christi. Lieblosigkeit kann leicht zum Haß werden. Haß ist das vollendete Gegenteil der Liebe. Der Haß sieht im Mitmenschen einen Feind statt einen Bruder. Er sieht ihn mit getrübt, mit gefälschtem Blick. Er schmäht ihn, er verleumdet ihn, er beleidigt ihn. Wer solchen Haß in seiner Seele trägt, der zieht eine Schlange hoch, die nicht nur den Mitmenschen mit ihrem Gift verspritzt, sondern die eigene Seele tötet. „Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder. Und ihr wisst, dass kein Mörder das Reich Gottes erben kann“, sagt der Apostel Johannes.

Leichtere Verfehlungen gegen die Nächstenliebe sind Neid und Schadenfreude. Der Neid gönnt dem anderen nicht, was ihm zu eigen ist, seine Gestalt, seine Ausstattung, seinen Beruf, sein Vermögen. Die Schadenfreude empfindet Freude, wenn dem anderen Schlimmes widerfährt. Der Neid ist in der Wurzel teuflisch, denn der Teufel ist der Vater des Neides. „Durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen“, heißt es in der Heiligen Schrift. Durch den Neid des Teufels. Also lassen wir uns nicht vom Neid und von der Schadenfreude überwinden, sondern tragen wir mit dem anderen und freuen wir uns über seine Erfolge, über seine Begabung, über seinen Reichtum. Die Rachsucht steigt manchmal in einem jeden von uns auf, nämlich die Sucht, sich zu rächen für das, was jemand uns angetan hat. Der Heide hält es für sein gutes Recht, seinen Rachedurst zu kühlen. Wir aber halten uns an das Wort des Herrn: „Mein ist die Rache, spricht der Herr.“ Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute. „Willst du Befriedigung für immer, dann vergib. Willst du Befriedigung für einen Augenblick, dann räche dich“, hat einmal der große Lacordaire geschrieben. Verzeihen, meine lieben Freunde, ist die beste Rache.

In der Ewigkeit wird der Glaube aufhören und die Hoffnung ein Ende nehmen. Der Glaube hört auf, weil wir dann schauen. Die Hoffnung findet ein Ende, weil wir besitzen. Aber eines bleibt: die Liebe. Die Liebe wird auch in Ewigkeit unsere Seligkeit ausmachen. Fangen wir an, meine lieben Freunde, uns auf diese Seligkeit vorzubereiten, indem wir die erbarmende und die verzeihende Liebe üben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das hohe Gut des Lebens

30.07.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eines unserer höchsten Güter, dem Armen wie dem Reichen gleich wertvoll, ist das Leben. Solange wir leben, können wir arbeiten und wirken für die Erde und für den Himmel. Ist das Leben zu Ende, dann verlieren alle irdischen Güter ihren Wert, und die Entscheidung für die Ewigkeit ist gefallen.

Wem gehört unser Leben? Die Antwort, welche die Menschen darauf geben, ist sehr verschieden. Wenn man vor über 2000 Jahren von Sparta (in Griechenland) nach Norden wanderte, kam man in eine Ebene Taigetos und in eine Schlucht, die einen mit Entsetzen erfüllen musste. In dieser Schlucht waren Hunderte von Körpern kleiner Kinder dem Tode preisgegeben worden. In Sparta galt das Gesetz, dass ein schwächliches Kind dem Tode zu überliefern war. Man zog es nicht auf, sondern man warf es in die Schlucht, wo es elend zugrunde ging. In Rom war es nicht viel anders. Das berühmte Zwölf-Tafel-Gesetz gab dem Vater das Recht, ein Kind, das ihm geboren wurde, nach freiem Ermessen aufzuziehen oder auszusetzen.

Nicht nur mit Kindern ist man so verfahren, auch mit Erwachsenen. Vornehme Römer machten sich einen Spaß daraus, Sklaven, also Menschen, die in Sklaverei geraten waren, den Fischen zum Fraß vorzuwerfen. Und Römerinnen, die sich vornehm dünkten, haben mit Stiletten ihre Sklavinnen zu Tode gestochen. So sind die Heiden mit dem Menschenleben verfahren.

Und wie ist es mit den Heiden unserer Zeit? Viele sagen: Ich bin Herr meines Lebens. In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung können Sie immer wieder solche Leserbriefe finden, wo die Leserbrieffschreiber darauf hinweisen, sie können mit ihrem Leben tun, was sie wollen.

Ganz anders die christliche Lehre. Die christliche Lehre lautet: Gott ist der Herr des Lebens. Er bleibt der Herr des Lebens. Er ist es am Anfang, und er ist es auch am Ende. Es könnte Leben nicht entstehen ohne ihn, und es darf nicht beendet werden ohne ihn. Das Recht, über das Menschenleben zu verfügen, ist Gottes. Im Alten Bunde lesen wir, wie Gott den Mord des Kain an dem Abel gerächt hat. „Das Blut deines Bruders Abel schreit zu mir empor. Darum sollst du verflucht sein auf der Erde, die das Blut deines Bruders getrunken hat.“ Und unter Blitz und Donner auf dem Berge Sinai hat Gott das Gebot verkündet: „Du sollst nicht töten!“

Der Herr hat im Neuen Testament die Weisungen des Alten aufgenommen. Er hat nicht nur das Töten verboten, sondern sogar das Zürnen, den Zorn, der zum Schaden des Nächsten, unter Umständen zu seinem Tode führt. „Jeder, der seinem Bruder zürnt, soll dem Gericht verfallen.“ Der Herr über Leben und Tod ist Gott, und er allein. „Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn“, schreibt der Apostel Paulus.

Und doch gibt es ein Verfügungsrecht des Menschen über das Leben eines Mitmenschen. Die Kirche hat niemals einen Zweifel daran gelassen, dass die Obrigkeit das Schwert besitzt, um unter Umständen, in schwersten Fällen, bei unabweislicher Notwendigkeit Verbrecher dem Tode zu überliefern. Die Todesstrafe ist eine schreckliche Strafe, aber vom Gesetz Gottes her ist sie möglich. Wie weit sie verwirklicht wird, das ist eine Frage des Ermessens, und sie ist in Verruf geraten, weil Menschen sie missbraucht haben. Im letzten Kriege, meine lieben Freunde, wurden 21.000 deutsche Soldaten von der eigenen Militärjustiz hingerichtet. 21.000 deutsche Soldaten von der eigenen Militärjustiz hingerichtet. In der Französischen Revolution gab es einen Mann namens Sanson. Er war der Henker. Und in der Hochzeit der Revolution hatte er 11 Gehilfen, weil er allein der Hinrichtungen nicht Herr wurde. Mit 11 Gehilfen hat er Hunderte und Tausende in den Tod befördert. Der Missbrauch der Todesstrafe ist es, was die Aversion gegen sie geweckt hat, wenn wegen geringfügiger Vergehen, ohne genü-

gende Beweise oder aus politischen Gründen Hinrichtungen vorgenommen werden. Im letzten Kriege konnte man hingerichtet werden, wenn man Feldpostpäckchen unterschlug. Feldpostpäckchenraub war mit der Todesstrafe bedroht. Aber noch einmal: Grundsätzlich hat die Obrigkeit das Recht, in schlimmsten Fällen mit der Todesstrafe einzuschreiten.

Auch aus einem anderen Grunde hat der einzelne Mensch das Recht, das Leben seines Nächsten zu bedrohen und zu gefährden, nämlich in der Notwehr. Wenn ein Mensch einen anderen in seinem Leben gefährdet, in seiner körperlichen Unversehrtheit, in wichtigsten Gütern, dann ist er ein ungerechter Angreifer, und gegen den ungerechten Angreifer darf man sich wehren. Man soll die Abwehr benutzen, die gerade genügt, um den Angreifer zurückzuschlagen. Aber ausgeschlossen ist auch nicht die Tötung des Angreifers. In der gerechten Notwehr kann es gerechtfertigt sein, einen ungerechten Angreifer zu töten.

Und schließlich muss man noch einen letzten Fall erwähnen: Der Krieg ist offenbar unausrottbar auf dieser Welt. Es gibt gerechte und ungerechte Kriege, es gibt gerechte und ungerechte Heere. Die Verteidigung des Vaterlandes ist und bleibt ein Recht und eine Pflicht eines jeden Angehörigen dieses Landes. Und wenn er zu den Waffen gerufen wird, um das Vaterland zu verteidigen, muss er notgedrungen auch den Angreifer zurückschlagen, unter Umständen mit der Todeswaffe. Ganz merkwürdig: In der sowjetischen Armee gab es im letzten Kriege eine Menge von Scharfschützen. Das waren besonders ausgebildete Infanteristen, die mit besonderen Gewehren ausgerüstet waren und die Fähigkeit besaßen, durch Warten und Zielen Menschen unmittelbar zu töten. Von solchen Scharfschützen sind mehrere ausgezeichnet worden, weil sie 170 oder gar 230 deutsche Soldaten getötet hatten. Das ist der Krieg, ein schreckliches, ein grausames Unternehmen. Aber noch einmal: Es ist nicht verboten, sich an einem gerechten Kriege zu beteiligen, um das Vaterland zu schützen. Aber damit ist auch die Reihe der Möglichkeiten erschöpft, in das Leben, in das fremde Leben einzugreifen.

Es gibt eine ganze Serie von Taten, in denen es ungerecht ist und unerlaubt ist, das Leben zu gefährden. Die erste schlimme Tat ist der Mord, also die ungerechte Tötung eines anderen ohne richterliche Gewalt. Mord ist eine himmelschreiende Sünde, denn sie nimmt dem Menschen die Möglichkeit, zu wirken. Er ist plötzlich dem Tode überliefert und hat keine Möglichkeit mehr, sich auf den Tod vorzubereiten. Der Mord hat mannigfache Gestalten. An erster Stelle ist es der Mord am schaffenden Menschen. Er nimmt der Familie den Ernährer, dem Volke ein wertvolles Glied und der Kirche einen Angehörigen. Der Mord ist ein frecher Eingriff in das Hoheitsrecht Gottes. Der Mord am Kind ist womöglich noch schrecklicher, weil er einen trifft, der sich nicht wehren kann. Vor wenigen Wochen ging ein Prozeß in Frankfurt an der Oder zu Ende, in dem eine Frau verurteilt wurde, die neun Kinder nach der Geburt dem Tode überliefert hatte. Neun Kinder nach der Geburt hat sie dem Tode überliefert. Und was soll ich sagen von den ungeborenen Kindern? 130.000 werden jedes Jahr in Deutschland im Mutterleib umgebracht, und das ist die amtliche Zahl. Da ist die Dunkelziffer nicht enthalten. 130.000 Kinder, die wir notwendig brauchen würden, um die Kindergärten zu füllen, um die Schulen zu füllen, um Nachwuchs für unsere Renten zu erhalten. 130.000 Kinder werden jedes Jahr im Mutterleib umgebracht. Das Land Hessen zahlt dafür – für das Umbringen! – jedes Jahr drei Millionen, und das Land Rheinland-Pfalz zwei Millionen. Also die Tötungen werden auch noch bezahlt, von uns bezahlt, von den Steuerzahlern bezahlt!

Eine andere Weise, sich am Menschenleben zu vergreifen, ist die Hilfe zum Sterben, Euthanasie genannt, also die Tötung von Kranken, vielleicht aus Mitleid oder um das lebensunwerte Leben, wie man es nennt, zu vernichten. Vor Gott gibt es kein lebensunwertes Leben, meine Freunde. Der allweise Gott erschafft nichts, was keinen Wert hat, und er erhält nichts auf dieser Erde ohne Sinn. Freilich ist der Sinn nicht gleich zu erkennen. Die Kranken haben ihren Platz, um uns an die Vergänglichkeit zu erinnern. Die Geistesschwachen haben ihren Platz, um uns dankbar zu machen für die Gabe des Geistes. Die Krüppel haben ihren Platz, um heroische Opfer möglich zu machen. Die Unheilbaren haben die große Aufgabe, um anderen das heroische Beispiel des Aushaltens in schwerer Lage zu geben. Es gibt kein lebensunwertes Leben. Wir wissen, dass dieser Grundsatz heute mannigfach durchbrochen wird. Voran geht Holland. Holland ist das Land, in dem die Tötung Kranker, Schwerkranker heute schon gang und gäbe ist, und bald wird diese Welle auf uns überschwappen.

Eine andere Verfehlung gegen das Leben ist der Totschlag. Er geschieht meistens im Zorn, in Raserie. Da sitzen zwei am Tische, streiten sich, und die Worte gehen hin und her, und auf einmal wird einer über den anderen mächtig und streckt ihn zu Boden. Auch der Leichtsinn führt nicht selten zu Todesfällen. Denken Sie, meine lieben Freunde, an die vielen Verkehrsunfälle, die aus Leichtsinn geschehen, in denen Menschen zu Tode kommen. Auch leichtfertiger Umgang mit Schußwaffen ist nicht selten. Der früher übliche Zweikampf ist ja Gott sei Dank ausgerottet, und auf diese Weise ist ein sinnloses Unternehmen beendet worden. Wie viele Menschen sind im Zweikampf gefallen, z.B. der bekannte Führer der Arbeiterbewegung Ferdinand Lasalle.

Es gibt aber auch eine Lebensverkürzung anderer Art. Sie besteht darin, dass Menschen so viel Kummer und Leid tragen müssen, dass ihr Herz darüber zerbricht. Schlechte Behandlung von den eigenen Kindern, von Angehörigen, von trügerischen Freunden, von heimtückischen Feinden führt oft dazu, dass das Herz dieser Menschen bricht. Auch das ist eine Tötung, eine Tötung durch Kummer und durch Gram. Wie viele Menschen sind auf diese Weise innerlich verblutet. Kein Gericht auf Erden wird sich ihrer bemächtigen, aber der Allwissende wird beim Endgericht darüber zu richten wissen.

Und was soll ich sagen, meine lieben Freunde, über den Selbstmord oder den Freitod, wie man ihn auch euphemistisch nennt. Der Gedanke, sterben zu wollen, wird wohl über die meisten Menschen schon einmal gekommen sein. Er ist auch bei Paulus zu finden. Im Philipperbrief schreibt er: „Ich wünsche aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein.“ Das ist Todessehnsucht. Aber Paulus hat selbstverständlich nicht Hand an sich selbst gelegt. Das hat er nicht getan. Und doch tun es viele Menschen. Sie legen Hand an sich selbst, in Deutschland jedes Jahr 13.000. 13.000 Selbstmorde jedes Jahr und merkwürdigerweise mehr im Sommer als im Winter.

Selbstmord ist ein Unrecht gegen Gott, weil man das Leben und die Lebenslast abwirft, die der Herr uns auferlegt hat. Der Selbstmörder entzieht sich der Aufgabe, die Gott ihm gestellt hat, und er stürzt möglicherweise seine Seele ins Verderben. Wir können nicht richten, denn wir wissen nicht, was in einem Menschen vorging, der sich selbst umgebracht hat. Es wird sicher in vielen Fällen kein voller Verschulden vorliegen. Wenn sich so viele Menschen umbringen, dann liegt das eben daran, dass das Leben manchmal schwerer sein kann als der Tod.

Man darf sein eigenes Leben opfern aus einem schwerwiegenden Grunde. Um einen anderen zu retten, um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten darf man sein Leben aufs Spiel setzen. Wer um des Glaubens willen sein Leben verliert, der ist ein Martyrer und wird in der Ewigkeit mit der Ehrenkrone geschmückt. Auch für wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt darf man das Leben wagen. Manche Forschungsreisende haben auf diese Weise ihr Leben verloren. Sie sind in die Antarktis gezogen oder durch Afrika und haben um der Forschung willen ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Sie taten kein Unrecht, denn sie hatten ein hohes Ziel: Sie wollten der Menschheit dienen.

Vor einigen Jahren habe ich hier in Budenheim einen Sprengmeister beerdigt. Dieser Sprengmeister war bei der Entschärfung einer Fliegerbombe zerrissen worden. Auch dieser Mann hat sein Leben nicht leichtsinnig aufs Spiel gesetzt, sondern um andere vor Schaden zu bewahren. Er ist ein wahrer Held.

Es liegt, meine lieben Freunde, im 5. Gebote ein großer Ernst. Das Leben ist uns zu Lehen gegeben, und wir müssen einmal Rechenschaft darüber ablegen. Alles Lebensrecht gehört Gott, und unser Lebensweg steht in seiner Hand. Wir müssen als Geschöpfe dem Schöpfer unser Leben als Talent zurückbringen. Wir müssen es hüten und bewahren, damit wir am Ende einmal das Wort hören können: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges getreu gewesen bist, will ich dich über Vieles setzen. Geh ein in die Freude deines Herrn!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Geschenk des übernatürlichen Lebens

06.08.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben uns den Wert des natürlichen Lebens am vergangenen Sonntag vor Augen geführt. Gott schützt es mit seinem Gebot: „Du sollst nicht töten!“ Aber das natürliche Leben ist nicht das einzige, was uns gegeben wurde. Es gibt auch ein übernatürliches Leben, ein Leben der Gnade, der Gottesfreundschaft, das uns in der Taufe in die Seele eingesenkt wurde und das seitdem, so hoffen wir, unaufhörlich in uns gewachsen ist. Von diesem übernatürlichen Leben wollen wir heute erstens den Wert, zweitens die Gefährdung und drittens das Wachstum bedenken.

Der Wert des übernatürlichen Lebens überragt den des natürlichen Lebens. Niemand anders als unser Herr Jesus Christus hat diesen Wert eindeutig uns gelehrt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ Was nützt es, wenn er reich wird? Was nützt es, wenn er Erfolg hat? Was nützt es, wenn er die Karriereleiter emporsteigt, wenn er dabei das göttliche Leben, das Gnadenleben in seiner Seele beschädigt oder gar verliert?

Das irdische Leben geht zu Ende, 30, 50, 80, manchmal 90 Jahre. Aber ein Ende kommt bestimmt. Und was ist dieses kümmerliche irdische Leben gegenüber dem ewigen Leben! Die Ewigkeit ist ja nicht eine Summe von Jahren, die angehäuft werden. Es ist eine andere Qualität. Deswegen überragt das übernatürliche Leben das irdische Leben. Am Leben der Seele hängt eine ganze Ewigkeit! Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele? Es steht das übernatürliche Leben unendlich höher als das irdische Leben, und wir haben deswegen eine gesteigerte Verantwortung für dieses Leben. Die Sorge, die wir für das übernatürliche Leben verwenden, muss die Sorge für das natürliche Leben weit überragen.

Denn zweitens das übernatürliche Leben ist gefährdet. Der Neid des Teufels gibt keine Ruhe, sondern sucht das übernatürliche Leben uns zu rauben. Er möchte dieses Glück des Paradieses wie den ersten Menschen zerstören. Das tut er durch die Verführung. Die Verführung besagt, dass ein Mensch einen anderen in die Sünde hineinführt. Das ist der schlimmste Teufelsdienst, den es geben kann, einen Menschen in die Sünde hineinführen, oft mit schmeichelnden Worten und mit schönen Reden, mit freundlicher Miene. Und so werden unschuldige Kinder, leichtgläubige Jugendliche und unvorsichtige Erwachsene in die Verführung hineingeführt. Sie folgen dem Lockruf und sind plötzlich in einem Abgrund erwacht. „Ein böser Gesell führt hundert in die Höll!“ So sagt der Volksmund. Und ein anderes Wort lautet: „Man wollte gefallen, man hat gefallen, man ist gefallen.“ Ja, das ist der Weg der Verführung.

Ich war viele Jahre in der großen Stadt München. Vor 50 Jahren lernte ich dort einen ungarischen Priester kennen. Er erzählte mir, dass er fortwährend von Prostituierten angesprochen wird. Meine lieben Freunde, ich war, wie gesagt, viele Jahre in München; ich bin nicht ein einziges Mal von Prostituierten angesprochen worden. Das ist die Verführung natürlich. Aber man geht eben nicht dahin, wo man verführt werden kann.

Die zweite Weise, wie der Teufel seinen Dienst verrichtet, ist das Ärgernis. Das Ärgernis besteht darin, dass man eine Tat setzt, eine Tat vollbringt, die anderen Anstoß ist und Anreiz zur Sünde bietet. Anstoß zur Sünde und Anreiz zur Sünde wird durch das Ärgernis geboten. Hier macht man sich also schuldig an fremden Sünden. Das Ärgernis ist tausendfältig, meine lieben Freunde. Wenn der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl auf dem protestantischen Kirchentag in Hannover das Abendmahl

nahm, da gab er Ärgernis! Und wenn der ehemalige Bundeskanzler Kohl jetzt mit einer Lebensgefährtin herumzieht, ohne verheiratet zu sein, dann gibt er Ärgernis!

Viele Sünden kann der Mensch nicht allein begehen; er muss einen Helfer dazu haben. Wenn er auch den Willen zur Sünde von sich aus hat, ohne Mithilfe eines anderen würde sie nicht zustande kommen. Deswegen gibt es viele Weisen, wie man zur Sünde anderer mithelfen kann: durch Aufmuntern: „Traust dich ja nicht.“ So haben wir als Jugendliche immer wieder gehört: „Du traust dich ja nicht“, nämlich eine böse Tat zu setzen, um den anderen zu dieser Tat zu bewegen. Oder loben wegen der bösen Tat, unterstützen bei der bösen Tat, schweigen zu der bösen Tat! „Wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt“, sagt der Herr, „es wäre ihm besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er würde in die Tiefe des Meeres versenkt.“ Das heißt, er hätte es besser, wenn er vorher sterben würde, bevor er Ärgernis gegeben hat. Ärgernis und Verführung sind Seelenmord, Teufelswerk. Der Teufel ist ein Menschenmörder von Anbeginn, und er mordet das Kind Gottes, er mordet den Bruder Christi, er mordet den Träger des Heiligen Geistes. Das ist die Verführung eines einzigen Menschen.

Aber dabei bleibt es ja nicht, denn meistens wird er Verführte selbst wieder zum Verführer. Er hat nämlich kein Ruhe, bis die anderen nicht auch so sind, wie er ist. Und wenn er den anderen verführt, dann ist das wie ein Wellenring, den ein Stein erzeugt, wenn man ihn ins Wasser wirft. Er zieht immer weitere Kreise, bis er sich am Ufer bricht. Ähnlich ist es mit der Verführung. Man hat ausgerechnet, dass, wenn ein Mensch einen anderen im Jahre, in einem Jahre, verführt, dass nach 25 Jahren 16.800.000 verführte Menschen vorhanden sind. Wie kann man das wieder gut machen? Im Jahre 1088 starb Beringar von Tours. Er war ein Gegner der heiligen Wandlung und des Altarsakramentes, hatte jahre-, jahrzehntelang die kirchliche Lehre bekämpft. Aber 10 Jahre vor seinem Tode hat er sich bekehrt. Und auf dem Sterbebett sagte er: „Bald werde ich vor dem Richterstuhl Gottes stehen. Was meine Sünden anbetrifft, bin ich ruhig, denn ich habe Buße getan und hoffe auf Gottes Barmherzigkeit. Aber was die Sünden der anderen betrifft, die ich verführt habe, da bin ich in großer Sorge und fürchte, verloren zu gehen.“ Ja, die können wir nie mehr zurückholen, diese Sünden; die können wir nie mehr einholen. Wir können versuchen, sie gutzumachen durch Gebet, durch Beispiel, durch Aufklärung des anderen, den wir verführt haben. Aber eine völlige Wiedergutmachung ist ausgeschlossen.

Verführung und Ärgernis können nur wirken, wenn wir ihnen Gelegenheit bieten, zu wirken. Zur eigenen Sünde wird eben die Verführung erst, wenn man mit dem eigenen freien Willen sich in die Gefahr hineinbegibt. Wer leichtsinnig und grundlos sich in die nächste Gelegenheit zur Sünde begibt, begeht schon eine schwere Sünde. Das Aufsuchen, das grundlose Aufsuchen der nächsten Gelegenheit zur Sünde ist schon eine schwere Sünde. Deswegen müssen wir immer wieder warnen: Meide die Gelegenheit! Die Sünde ist leicht zu meiden, wenn man die Gelegenheit meidet. „Die Gelegenheit macht Diebe.“ „Wer sich in die Gefahr begibt, der kommt darin um“, sagt die Heilige Schrift. Deswegen warnt der Herr so vor der Gelegenheit, mahnt er uns, rücksichtslos mit uns selbst zu sein, um die Gelegenheit zu überwinden, um die Unholde in der eigenen Brust niederzuringen: „Wenn deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, hau sie ab! Es ist dir besser, lahm oder verstümmelt in das Leben einzugehen, als mit zwei Händen oder zwei Füßen in das ewige Feuer geworfen zu werden. Wenn dein Auge dich ärgert, reiße es aus! Es ist dir besser, einäugig in das Leben einzugehen, als mit zwei Augen in das ewige Feuer geworfen zu werden.“ Wir haben, meine lieben Freunde, einen unermesslichen Schatz zu hüten und sollen ihn nicht verlieren.

Im Gegenteil, und das ist das Dritte, was wir bedenken wollen: Das übernatürliche Leben soll wachsen. Wir sollen im Innenleben Gottes reifen und vorankommen. Wir sollen nicht stehen bleiben oder zurückfallen. Nein, wir brauchen die warmen Strahlen der Liebe Gottes, um im geistlichen Leben zu wachsen. Wir brauchen das Atmen der Seele im Gebet. Wir brauchen die heiligen Sakramente, die uns die Gnade vermittelt. Und wir brauchen das Brot des Lebens in der heiligen Eucharistie. Nur so können wir als lebendige Rebzweige am Weinstock Christi wachsen.

Und ist unsere Seele krank geworden, dann gibt es ein Heilmittel. Der Herr hat nach dem Schiffbruch eine zweite Planke zur Verfügung gestellt, und dieses wunderbare Geheimnis ist das Bußsakrament. O, meine lieben Freunde, kein Geringerer als der Irrlehrer Martin Luther hat über die Beichte gesagt, dass es ein herrliches und heiliges Ding ist um das Beichtsakrament. Es ist also möglich, aus

dem Verlust und aus der Schwächung des geistlichen Lebens sich zu erheben, indem wir unsere Sünden bereuen, bekennen und vom Priester die Freisprechung, die Lossprechung der Sünden erhalten. Wir sollen unser übernatürliches Leben zum Wachstum bringen, bei uns und bei anderen. Denn wir sind gehalten, auch dem Nächsten in seinem übernatürlichen Leben zu dienen. Er ist ja Kind Gottes wie wir, er ist Bruder Christi wie wir, er ist Geistträger wie wir. So sollen wir also Sorge tragen um das göttliche Leben in den Seelen unserer Brüder. Wir sollen apostolisch wirken, so wie die Apostel immer bedacht waren, das Evangelium auszubreiten, die Welt für Christus zu gewinnen. So sollen wir apostolisch wirken, indem wir uns unserer Brüder annehmen.

Das wichtigste Apostolat, aber nicht das einzige, ist das Gebet. Beten für die Menschen, die uns anvertraut sind, die uns fern stehen, für die Gefährdeten, für die Versuchten, für die Verführten. Beten, das ist ein ungeheures Apostolat, das wir ausüben können. Und wir können dieses Apostolat verdoppeln, indem wir zum Gebet unsere Leiden fügen, indem wir die Leiden aufopfern für die Gestrandeten, für die Gefährdeten, für die Jugend, für die Priester. Dadurch wird das Gebet noch kostbarer und noch wirksamer. Durch eine solche Meinung wird unser Gebet inniger und herzlicher.

Zum Gebet muss aber auch das Wort treten. Wir haben auch eine Pflicht, die Hoffnung, von der wir leben, zu bekennen. Wir müssen den Menschen Rechenschaft geben können für unsere Hoffnung. Wir dürfen nicht schweigen. Wir müssen das Geschwätz durchbrechen, indem wir Zeugnis legen. Das besagt, dass wir die Menschen aufklären, was Gott und was die Kirche bedeutet. Vielleicht haben Sie gesehen, dass am Eingang von Budenheim der ehemalige Theologieprofessor Hubert Mynarek ein Plakat aufgestellt hat: „Spart euch die Kirche!“ Gegenüber vom Minimal, da steht dieses Plakat: „Spart euch die Kirche!“ Lesen Sie mal, was draufsteht. Da haben wir eine Pflicht, gegenüber solchen Anwürfen die Menschen aufzuklären, ihnen die Wahrheit zu verkünden und sie auch zu mahnen. Mahnen ist ein schwerer Dienst, und Zurechtweisen ist ein noch schwererer Dienst, aber er ist uns auferlegt, und wir dürfen uns davon nicht dispensieren.

Das Wort ist wichtig, ja unerlässlich. Aber häufig wirksamer ist das Beispiel. „Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater preisen, der im Himmel ist!“ Worte begeistern, Beispiele reißen mit. Aus Büchern werden die wenigsten Menschen zum Glauben finden, aber durch das Beispiel eines tadellosen Lebens, eine gottinnigen Lebens können Menschen aufmerksam gemacht werden auf das hohe Gut des Glaubens und der Gnade. „O könntest du begreifen“, schreibt einmal das Buch von der Nachfolge Christi, „wieviel du selbst an innerem Frieden gewinnen und was für große Freude du anderen bereiten würdest, wenn du von ganzem Herzen gut sein und recht tun möchtest!“ Ich wiederhole noch einmal dieses ergreifende Wort. „O könntest du begreifen, wieviel du selbst an innerem Frieden gewinnen und was für große Freude du anderen bereiten würdest, wenn du von ganzem Herzen gut sein und recht tun möchtest!“

Wenn wir uns so verhalten, meine lieben Freunde, sind wir Mitarbeiter Gottes, und eine höhere Berufung kann es nicht geben, als Mitarbeiter Gottes zu sein. Wir säen jetzt und hoffen auf die Ernte. Wir dürfen uns dann auch bei der Ernte freuen. Welches Glück wird es für uns sein, wenn wir in den Himmel einziehen und uns Menschen entgegenkommen und sagen: „Ich bin durch dich besser und heiliger geworden.“ Wie trostvoll ist ein Sterben, wenn man diese Welt verlassen muss, wenn man sich sagen kann: Durch mich sind andere Menschen besser geworden. In der Welt ist's dunkel, leuchten müssen wir, du in deiner Ecke, ich in meiner hier.

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Gott verherrlichen im Leibe

13.08.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Eine Gabe Gottes, uns zu Lehen gegeben, ist der Leib. Schon rein natürlich gesehen ist der Leib schätzenswert; er ist ein Wunderwerk Gottes. Wenn man einmal in die Physiologie des Leibes oder in die Anatomie des Leibes eingedrungen ist, dann begreift man, welches Meisterwerk Gott hier im menschlichen Leibe geschaffen hat. Er ist auch die Wohnstätte der Seele und insofern von ungeheurer Bedeutung. Die Seele belebt ihn und formt ihn. Die mittelalterlichen Theologen nannten die Seele „forma corporis“ – das Gestaltprinzip des Körpers. Der Leib ist ein Teil des ganzen Menschen; Leib und Seele zusammen machen den Menschen aus. Ohne den Leib kann die Seele hier auf Erden nichts wirken und nichts vollbringen.

Das ist schon natürlich gesehen die Bedeutung des Leibes. Übernatürlich gesehen hat er noch eine weitere, eine höhere Bedeutung, nämlich Christus, der Logos, hat einen Leib angenommen aus Maria der Jungfrau. In den sichtbaren Zeichen der Sakramente kommt über den Leib, vermittelt durch den Leib die Gnade zu uns, etwa wenn wir die heilige Kommunion empfangen. Und das unsichtbare göttliche Leben fließt über den Leib in die Seele, und wir sind auch mit dem Leibe in Christus eingegliedert. Wir sind Glieder Christi mit Seele und mit Leib. Das ist der Grund, weswegen wir den Leib mit heiliger Ehrfurcht behandeln müssen. „Wisst ihr nicht“, fragt der Apostel Paulus die Korinther, „wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt, und dass ihr euch nicht selbst gehört? Ihr seid um teuren Preis erkaufte. Verherrlicht darum Gott in eurem Leibe!“ Der Leib soll ja einmal, ähnlich dem Leibe Mariens, herrlich in die Glorie Gottes aufgenommen werden und ewig im Himmel der Freude leben. Das ist die Botschaft der Religion des Christentums, unseres Glaubens über den Leib.

Freilich ist das nur die eine Seite. Wir wissen auch, dass im Leibe Gefahren wohnen. Der heilige Paulus schreibt es, und jeder Mensch erfährt es, dass aus dem Leibe auch Gefahren aufsteigen, Versuchungen. „Ich unglückseliger Mensch“, schreibt er im 7. Kapitel des Römerbriefes, „ich unglückseliger Mensch! Wer wird mich befreien von dem Leibe dieses Todes?“ Wahrhaftig, seit der Erbsünde will der Leib, der ja Diener und Gehilfe der Seele sein soll, sich zum Tyrannen und Despoten aufspielen. Er will herrschen über die Seele, über die Vernunft. Er will mit seinen Gelüsten uns zu Sklaven machen. Deswegen gilt es, den Leib zu beherrschen. „Ich züchtige meinen Leib und mache ihn untertan“ schreibt der Apostel Paulus.

Der Wert des Leibes ist um so größer, je geeigneter ihn eine besonnene Askese, eine zielbewusste Schulung des Willens und eine Zügelung des sinnlichen Begehrens machen. Es ist Pflicht, den Leib zu einem brauchbaren Organ der Seele auszugestalten. Der schlesische Dichter Angelus Silesius hat den schönen Vers geschrieben: „Halt deinen Leib in Ehren, er ist ein edler Schrein, in dem das Bildnis Gottes soll aufgehoben sein.“ O wie schön. Halt deinen Leib in Ehren, er ist ein edler Schrein, in dem das Bildnis Gottes soll aufgehoben sein.

Welche Pflichten haben wir nun gegenüber dem Leibe? Nun, an erster Stelle – das ist unser heutiges Thema – ihn gesund zu erhalten. Wir sind verpflichtet, die Gesundheit zu bewahren, denn nur ein gesunder Leib kann den Dienst erfüllen, den er der Seele leisten soll. Die Römer hatten das schöne Wort, dass ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper wohnt. Nun, das Wort ist nur mit Abstrichen anzuwenden, aber nach Gottes Willen sollen Leib und Seele gesund sein, denn die Erkrankung des Leibes hemmt die Seele. Er ist dann nicht mehr in vollem Umfang brauchbar für das Wirken

der Seele. Die Sorge für die Gesundheit ist also eine natürliche und eine übernatürliche Pflicht. Sie betrifft an erster Stelle die Ernährung. Die Art der Ernährung bedingt weithin die Gesundheit und die Leistungsfähigkeit des Leibes. Sie wirkt auch auf das sittliche und das seelische Leben. Es gibt für den Christen keine verbotenen Speisen, wie für die Mohammedaner oder die Juden, die ja das Fleisch des Schweines meiden. Für den Christen gibt es keine verbotenen Speisen, aber es gibt Speisen, die schädlich sein können. Die müssen wir meiden. Am meisten wird die Gesundheit geschädigt durch Unmäßigkeit im Essen und im Trinken. Viele Krankheiten sind die Folge unmäßigen Essens und übermäßigen Trinkens. Beides ist auch für die Seele schädlich. Wir erfahren es immer wieder, meine lieben Freunde, und wir sehen solche Erlebnisse mit Schmerzen, wie übermäßiges Trinken lähmend auf den Geist wirkt, lähmend auf die geistigen Tätigkeiten wirkt, wie aufreizend auf das Triebleben zu viel Essen und Trinken wirkt. „Sine Baccho et Cerere friget Venus“, schreibt einmal der heilige Hieronymus. Das heißt: Ohne Bacchus (das ist der Gott des Trinkens) und ohne Ceres (das ist die Göttin der Früchte), ohne übermäßiges Essen friert die Venus, die Göttin der Liebe. Er meint eben, durch das übermäßige Essen und Trinken wird die Sinnlichkeit, die Sexualität, aufgepeitscht und angeregt.

Der Alkohol wirkt auch zerstörend auf die Keimzellen. Er bringt Unfrieden in den Familien. O wie schmerzlich erlebt man immer wieder, wie das übermäßige Trinken den Frieden in den Familien zerstört, Kummer und Sorgen bereitet, den Kindern die Freude nimmt und die Frau mit Gram belädt. Der Rausch ist ein Laster, und sich berauschen ist eine schwere Sünde. Deswegen sollen wir uns vor dem Übermaß des Trinkens und vor der Trunksucht bewahren. Vor allem sollen wir unsere Kinder zur Mäßigkeit erziehen. Ich hatte einen Religionslehrer, der war völlig abstinent. Er trank weder Bier noch Wein noch irgendein alkoholisches Getränk. Er sagte mir einmal: „Solange es Menschen gibt, die zu viel trinken, muss es auch solche geben, die gar nichts trinken.“ Er hat auf diese Weise ein Beispiel der Enthaltbarkeit gegeben. „Es essen hundert sich zu Tod, bis einer stirbt an Hungersnot. Viel mehr ersaufen in Bier und Wein als in der Donau und im Rhein.“ So hat ein Volksdichter die Gefahren des übermäßigen Essens und Trinkens beschrieben.

Wir nehmen Nahrung zu uns, um den Nahrungstrieb zu befriedigen, vor allem aber, um unseren Leib bei Kraft zu erhalten und ihn für die Arbeit zu erhalten. Gleichzeitig ist das Essen und Trinken eine Art Gottesdienst. Deswegen beten wir ja vor dem Essen und vor dem Trinken. Wir beten, weil wir daran erinnert werden, dass das irdische Essen und Trinken ein Schattenriß des ewigen Abendmahles im Himmel ist.

Es ist auch eine alte Erfahrung, meine lieben Freunde: Wenn man ein Laster, eine Begierde beherrscht, dann beherrscht man alle. Und umgekehrt: Wenn man einer Begierde nachgibt, dann melden sich auch andere Begierden und Laster. „Zügele die Gaumenlust, und du wirst jede andere fleischliche Neigung um so leichter bezähmen“, schreibt das schöne Buch von der Nachfolge Christi. „Zähme deine Gaumenlust, und du wirst jede andere fleischliche Neigung um so leichter bezähmen.“ Ich erinnere mich an ein Wort, das der Leiter des Priesterseminars in München 1948 uns Alumnus gesagt hat, nämlich: „Man ist nicht nur auf einem Gebiet unenthaltbar.“ O, wie recht hatte er! Man ist nicht nur auf einem Gebiet unenthaltbar. Wir müssen also die sinnliche Lust beherrschen mit der Vernunft. Das geht um so leichter, wenn man auch freiwillig auf erlaubte Dinge verzichtet. Wer sich alles Erlaubte gestattet, der ist nicht mehr weit vom Unerlaubten. Man muss dem Erlaubten Einhalt gebieten, um fähig zu sein, das Unerlaubte zu meiden.

Seit einigen Jahrzehnten ist dem Leibe eine neue Gefahr erstanden, die es in meiner Kindheit überhaupt nicht gab, nämlich der Genuß von Drogen. Viele Menschen, viele junge Menschen nehmen Rauschmittel, um sich einen Genuß zu verschaffen, das ist eine ungeheure Gefahr, denn hier wird der Leib zerstört und über den Leib die Seele. Meine lieben Freunde, wir können gar nicht energisch genug gegen diesen Missbrauch vorgehen. Die erste Aufgabe gegenüber dem Leib ist das Maßhalten im Essen und Trinken.

Die zweite Aufgabe ist, sich recht zu kleiden. Die Kleidung hat religiöse Bedeutung, denn die Kleidung hat einem dreifachen Zweck: Sie dient der Gesundheit, sie dient der Keuschheit, und sie dient der Schönheit. Wenn sie diese drei Aufgaben zugleich erfüllt, dann ist sie richtig. Der Christ hält seinen Leib rein und schmückt ihn, wie man ein Gotteshaus schmückt um dessentwillen, der darin wohnt. Das Christentum verwirft nicht das Streben nach Schönheit. Es ist der Frau wie dem Manne

gestattet, sich angenehm, sich gepflegt zu kleiden. Damit erweist man den Menschen einen Dienst. Jedermann hat lieber mit einem Menschen zu tun, der gepflegt gekleidet ist als mit einem ungepflegten und schmutzigen. Es ist also ein Dienst, sich angenehm zu kleiden und auf diese Weise zum Wohlfühlen beizutragen. Dagegen ist überhaupt nichts einzuwenden. Freilich muss die Kleidung auch der Würde des Menschen entsprechen. Sie darf nicht statt in den Dienst Gottes in den Dienst des Bösen treten. Eitelkeit und Verschwendung sind ebenso zu vermeiden wie Vernachlässigung und Zynismus. Seit Jahrzehnten ist auch etwas im Gange, was ich als Kind nie erlebt habe, nämlich die tendenzielle Entblößung und Herausstellung des Körpers, die tendenzielle, d.h. die auf eine bestimmte Absicht gerichtete Entblößung des Körpers. Sie verdankt einer heidnischen Lebensauffassung ihren Ursprung, nämlich sie ist ausgerichtet auf die Reizung geschlechtlicher Sinnlichkeit. Die Entblößung des Körpers wie Zeigen des nackten Fleisches reizt die Sinnlichkeit des Menschen. „Des Menschen Herz ist zum Bösen geneigt von Jugend auf.“ So steht es in der Heiligen Schrift, und so hat es die Erfahrung millionenfach bewiesen. Die Entblößung des Körpers beschäftigt die Phantasie, führt zum Begehren und, Gott sei es geklagt, nicht selten auch zur bösen Tat. Wenn aufgereizte Männer sich Freiheiten erlauben, dann ist das Geschrei groß. Aber die Frauen, die dazu beigetragen haben, dass sie sich diese Freiheiten herausnehmen, sind nicht unschuldig.

Es muss am Anfang des 20. Jahrhunderts gewesen sein, meine lieben Freunde, also schon über 100 Jahre her, dass der Präsident der damaligen Burenrepublik in Südafrika, Ohm Krüger, aufgefordert wurde, zu einer Abendeinladung zu kommen. Er kam zu der bestimmten Stunde, und man führte ihn in den festlich erleuchteten Saal. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, da meinte er: „Ich bitte um Entschuldigung. Ich wusste nicht, dass die Damen sich noch nicht fertig angezogen haben.“ Ohne sich weiter aufklären zu lassen, verlangte er nach seinem Wagen und verließ den Saal. Ein mannhaftes Wort zur rechten Zeit! Die zweite Aufgabe gegenüber dem Leib ist, sich recht zu kleiden.

Die dritte besteht darin, dem Leibe die Erholung, die er benötigt, zu gönnen. Der Leib ist keine Maschine, die dauernd, Tag und Nacht, laufen kann. Nein, dem Leibe muss die nötige Ruhe gegönnt werden in Schlaf und in anderer Erholung. Es gilt das Prinzip: So viel Erholung, wie für die Gesundheit notwendig ist. Das gilt auch für den Schlaf. Man kann zu wenig schlafen, man kann aber auch zu viel schlafen, und je nach der Konstitution des Menschen ist der Schlaf zu bemessen. Ich erinnere mich, wie ich als Knabe in einem Lager war mit vielen Jungen und der Lagerlehrer immer wieder uns predigte: „Jungs, schlaft nicht zu viel! Soviel, wie nötig ist, aber nicht mehr.“ Das war ein gutes Wort.

Auch andere Tätigkeiten dienen der Erholung: Sport, Bewegung, Schwimmen, Spiele, Kunst, Musik. Das alles dient der Erholung, wenn es – wenn es der Moral unterworfen bleibt. Bei schlechten Filmen, bei schlimmen Theateraufführungen, bei lasziven Ballettaufführungen kann man sich schwerlich christlich erholen. Einmal in meinem Leben, meine lieben Freunde, nahm mich ein Freund, ein bayerischer Minister, mit ins Theater. Wir hatten nur einen Tag Zeit, und wir konnten nur an diesem Abend ins Theater gehen. Es wurde ein Ballett geboten. Einmal bin ich in ein Ballett gegangen, aber nie mehr. Der bayerische Kultusminister Hundhammer hat einst ein laszives Ballett verboten, und was war dann ein Lärm im Blätterwald in Bayern! Aber er hatte recht. Recht haben bedeutet freilich noch lange nicht Recht bekommen in unserem Staate.

Auch der Tanz kann der Erholung dienen, meine Freunde. Es hängt von jedem Einzelfall ab, ob der Tanz wirkliche Erholung ist und damit auch erlaubt ist. Es hängt zunächst von der Art des Tanzes ab. Es gibt durchaus züchtige Tänze, vor allem die Volkstänze, die erlaubt sind und zur Freude beitragen können. Aber dann muss man auch bedenken, wie getanzt wird, die Art und Weise, wie einer tanzt. Man kann so und anders tanzen. Schließlich hängt es auch von der inneren Einstellung ab, wie man zum Tanze geht. Die Einstellung des Tanzenden ist weitgehend entscheidend für die Erlaubtheit des Tanzes. Dass es Tänze gibt, welche die Schamhaftigkeit und die Sittsamkeit bedrohen, daran besteht kein Zweifel.

Die Erholung soll der Auffrischung der Kräfte dienen, damit wir die irdischen und göttlichen Aufgaben erfüllen können. Man kann sich auch erholen, indem man in der Arbeit abwechselt. Der Tag der Erholung ist der Sonntag. Gott ist gewissermaßen ein sozialer Gott, denn er hat uns den Sonntag geschenkt – auch als Tag der Erholung. Die Sonntagsruhe dient der Erneuerung der Kräfte und der Erhaltung der Gesundheit. Aber der Mensch kann alles missbrauchen, er kann auch den Sonntag

missbrauchen. Das wäre kein Sonntag nach dem Gefallen Gottes, wenn der Körper ermüdet statt erholt und die Seele entweiht statt geweiht zur Berufsarbeit zurückkehrte. Es ist auch nichts einzuwenden gegen den Urlaub, obwohl man wissen muss, dass der Urlaub ein Erzeugnis des 20. Jahrhunderts ist. Vorher gab es keinen Urlaub. Der Urlaub ist nicht zu tadeln, wenn er der Erhaltung der Gesundheit förderlich ist. Es ist berechtigt, auszuspannen, die Berufsarbeit eine Weile ruhen zu lassen und sich bei Wandern, Spielen oder Ausruhen neue Kräfte zuzuführen.

Die Ernährung, die Kleidung und die Erholung sind Aufgaben, die wir gegenüber unserem Leibe haben. Wir dürfen den Körper pflegen. Doch darüber dürfen wir nicht vergessen: Höher als die Körperpflege steht die Seelenpflege. Die in Gott verankerte Seele muss den Leib in den Dienst nehmen und ihn lenken. In der Heiligen Schrift steht das schöne Wort: „Schlacht- und Speiseopfer hast du nicht gewollt, aber einen Leib hast du mir bereitet. Siehe, o Herr, ich komme, deinen Willen zu erfüllen.“ Und der Apostel Paulus liefert den Kommentar zu diesem Worte: „Siehe, ich züchtige meinen Leib und mache ihn untertan. Verherrlicht Gott in eurem Leibe!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Den Leib in Ehrfurcht rein bewahren

20.08.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gegenüber unserem Leib haben wir die Verpflichtung, ihn gesund zu erhalten, wie wir am vergangenen Sonntag erkannten. Aber wir haben noch eine weitere Aufgabe, nämlich ihn in heiliger Ehrfurcht zu behandeln, auch hinsichtlich der Geschlechtskraft. Die Geschlechtskraft ist ja von Gott für die Weitergabe des Lebens eingesetzt und deswegen gut, aber sie kann wie alles Gute mißbraucht werden, und hier liegt der Missbrauch besonders nahe. Wir sprechen, wenn wir das rechte Verhältnis zum Leib ausdrücken wollen, von der Keuschheit. Keuschheit ist nichts anderes als Ordnung im Geschlechtlichen. Keusch ist, wer seine Geschlechtskraft in gottgewollter Weise beherrscht und gebraucht.

Kaum eine andere Tugend zeigt so sehr die Geistigkeit des Menschen wie die Keuschheit. Sie zwingt den starken und rebellischen Trieb unter das Gesetz des Geistes. Da lebt der Mensch in der wahren Freiheit der Kinder Gottes; da strahlt aus seinen Augen ein Glanz; da liegt auf seiner Stirn eine Weihe, eben der Glanz der Reinheit und die Weihe der Keuschheit. Vor dieser Tugend müssen wir mit großer Achtung stehen, denn Gott selbst spricht in der Heiligen Schrift davon: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht, das im Licht der Tugend glänzt! Bei Gott und den Menschen ist es in Ehren.“ Der Herr sagt: „Selig, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen.“

Die Keuschheit ist eine Säule des inneren Lebens. Der keusche Mensch ist auch in aller Regel der gläubige Mensch. Der keusche Mensch ist auch der fromme Mensch. Die Keuschheit macht es ihm leicht, fromm zu sein, gottinnig zu sein. Die Keuschheit ist auch ein Segen für die Gemeinschaft und für das Volk. Wo Keuschheit herrscht, das sind gesunde Familien, da wächst ein gesundes Volk heran, und da blüht auch das Gottesreich der Kirche. Meine lieben Freunde, wenn die katholische Kirche nichts anderes getan hätte, als die Tugend der Keuschheit zu verkünden und immer gegen alle Widerstände hochzuhalten, dann wäre sie deswegen schon ein großer Segen für die Menschheit.

Die Keuschheit geht verloren durch die Unkeuschheit. Unkeuschheit ist der Missbrauch der Geschlechtskraft. Er kann innerlich, und er kann äußerlich vor sich gehen, innerlich durch Wollen und Suchen der verbotenen fleischlichen Lust und äußerlich durch Handlungen und Werke, die dieses Begehren umsetzen. Wer immer mit vollem, klarem Bewusstsein und mit vollem freien Willen seinem Geschlechtstrieb auf unerlaubte Weise nachgibt, begeht eine Sünde, häufig und meistens eine schwere Sünde; denn es geht hier um eine wichtige Sache. Die Lebenskräfte müssen rein erhalten werden; die Zukunft einer Generation steht hier auf dem Spiel. Wir müssen es uns merken: Jede außerhalb der Ehe gesuchte geschlechtliche Lust ist sündhaft.

Wir unterscheiden Sünden innerhalb der Natur und außerhalb der Natur. Innerhalb der Natur sind alle die Sünden, die als Unzucht, Vergewaltigung, Nötigung, Blutschande, Ehebruch bekannt sind. Die Sünden gegen die Natur sind Selbstbefriedigung, Ehemißbrauch, Homosexualität. Man muss es ängstlichen Menschen sagen, dass nicht die ungewollte und unverschuldete sinnliche Lust und auch nicht das unfreiwillige Wohlgefallen an dieser Lust Sünde sind. Sünde ist etwas nur mit Willenszustimmung. Ohne den Willen kann auch auf diesem heiklen Gebiete eine Sünde nicht geschehen. Auch das Nachdenken über geschlechtliche Dinge ist keine Sünde, wenn dazu ein vernünftiger Grund vorhanden ist. Auch das Sprechen darüber ist nicht sündhaft, wenn ein einwandfreies Motiv es leitet. Es kommt eben entscheidend auf die Gesinnung und auf die Absicht an.

Die Unkeuschheit erniedrigt den Menschen an Leib und Seele. Hier wird die Gottesordnung umgeworfen, die Seele wird hier zum Sklaven des Triebes. Das Ebenbild Gottes wird beschmutzt, der Tempel des Heiligen Geistes geschändet. „Unkeuschheit“, sagt der Apostel Paulus, „darf unter euch nicht einmal genannt werden“ – geschweige denn getan werden. Gott hat die Unkeuschheit in der Geschichte streng geahndet. Denken wir etwa an das Strafgericht über Sodom und Gomorrha. Diese schamlosen Städte wurden mit Feuer und Schwefel ausgetilgt. Unter der Wüstengeneration hat der Herr 23.000 niedergestreckt wegen ihrer Unzucht.

Die Folgen der Unzucht sind fatal, denn der unkeusche Mensch vergeudet seine Kräfte, die Kräfte, die als Lebenskraft ihm dienen sollen. Man hat es manchmal als Seelsorger erlebt, wie Jungen, seltener Mädchen, wie Jungen, die zu großen Hoffnungen berechtigten, in der Schulzeit plötzlich schlaff und welk wurden, eben durch das Laster der Selbstbefriedigung, dieser stummen Sünde, mit der sie ihren Körpern die Kräfte entzogen haben. Diese Sünde bricht die Willenskraft, meine lieben Freunde, und deswegen ist sie der Wegbereiter für viele andere Sünden. Wo die Keuschheit stürzt, da bricht auch vieles andere zusammen.

Vor allem ist der Verlust der Keuschheit verantwortlich für den Verlust des Glaubens. Der Glaubensverlust hat bei vielen Menschen mit der Aufgabe der Keuschheit begonnen. Der Zweifel am Glauben, das Nachlassen der Glaubenspraxis, die Aufgabe des Gebetes und des Sakramentenempfanges, schließlich der Abfall vom Glauben sind häufig das Ergebnis der Unkeuschheit. Gott, der Geber der Gebote, ist den Unkeuschen lästig, und um von ihm scheinbar frei zu werden, sucht er ihn zu vergessen und von ihm Abstand zu gewinnen. Es gilt wahrlich das Wort von Augustinus: „Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre.“

Die letzte traurige Folge für den unbußfertigen Sünder – für den unbußfertigen Sünder! – ist der Verlust der ewigen Seligkeit. Die Heiligen, die sich besser auskennen als wir, sind der Meinung, dass die meisten Menschen, die in die Hölle kommen, wegen dieser Sünde den Weg dahin nehmen. Das stimmt überein mit dem, was der Apostel Paulus sagt: „Merkt euch: Kein Unzüchtiger, kein Unreiner hat Anteil an dem Reiche Gottes und Christi.“ Und Johannes sagt in seiner Apokalypse: „Der Unzüchtigen Anteil wird sein im Pfuhle, wo Schwefel und Feuer brennt.“

Angesichts des Ernstes der Unkeuschheit sündigt man auch dann gegen die Keuschheit, wenn man sie leichtsinnig einer Gefahr aussetzt. „Wer die Gefahr liebt, kommt darin um.“ Der einmal geweckte sinnliche Trieb ist einem Raubtier gleich, das seine Beute mit unwiderstehlichem Hunger sucht. „Usu crescit, numquam satiatur“, sagt der heilige Hieronymus von der Libido, von der Geschlechtslust. Usu crescit, dadurch dass man sie übt, wächst sie, numquam satiatur, sie wird niemals satt, denn sie verlangt immer stärkere Dosen. Usu crescit, numquam satiatur. Es ist ein Irrtum, zu meinen, wenn man der Geschlechtslust nachgibt, würde man Ruhe haben. Das Gegenteil ist der Fall. Die einmal geweckte Lust verlangt immer stärkere Dosen.

Wir haben die Aufgabe, die Keuschheit zu bewahren. Auf vielen Wegen schleicht sich das Laster in die Seele. Der erste Weg sind Blicke. Die Blicke, die wir aussenden, sind ein Fenster, durch das die Sünde einsteigt. In der Heiligen Schrift wird ein krasses Beispiel dafür geboten, wie Blicke zur Unkeuschheit führen können. Der König David schaute, wie in einem benachbarten Hause eine schöne Frau sich badete. Er ließ dahin schicken und verging sich mit ihr. Ihren Mann Urias ließ er umbringen, um diese Frau für sich zu besitzen. Die zweite Weise, wie die Unkeuschheit in die Seele steigt, sind Reden. In manchen Kreisen wird das Reden über geschlechtliche Dinge, das unflätige Reden über geschlechtliche Dinge als Thema Nummer eins bezeichnet. Das ist es auch bei vielen; das haben wir ja in der Wehrmacht erlebt. Wenn man unzüchtige Reden führt, verführt man andere Menschen zu dieser Sünde. Es gibt ein Mittel, um hier einen Wandel zu schaffen. Man soll sich einen solchen Redner beiseite nehmen und ihn unter vier Augen ermahnen, diese Reden zu lassen. Man kann auch das Gespräch auf andere Gegenstände bringen oder sich entfernen, wenn nichts anderes hilft. Von der heiligmäßigen Frau Luise Hensel, der Lehrerin, die uns manche Lieder geschenkt hat, wird berichtet, wie sie einmal einen Jungen in die Flucht trieb, der unflätige Reden führte. Luise Hensel nahm einen Bund von Brennesseln, hieb sie ihm auf den Mund, und damit war es für immer erledigt. Er hat das Mädchen gemieden.

Auch Gesellschaften können zu dieser Sünde führen. Wir wissen ungefähr, wo es gefährlich wird, und wir sollten solche Gesellschaften meiden. Sie sind besonders gefährlich, wenn der Alkohol dazu kommt, denn der Alkohol enthemmt und mindert die Verantwortung. Schlüpfrige Reden und schlüpfrige Tänze gießen Öl ins Feuer. Schließlich aber muss auch erinnert werden an die eigene Begierlichkeit. In unserem Herzen wohnt die Begierde. Sie ist uns trotz Nachlaß der Erbsünde belassen. Zum Kampfe, wie das Konzil von Trient sagt, zum Kampfe ist uns die Begierlichkeit belassen. Sie ist eine Folge der Sünde und macht zur Sünde geneigt, aber sie ist keine Sünde in sich, wie Luther behauptete. Sie ist eine Folge der Sünde und macht zur Sünde geneigt, und sie bleibt auch im Getauften zurück, denn sie ist eine Gelegenheit zur Bewährung. Sie kann denen, die ihr Widerstand leisten, keinen Schaden zufügen, im Gegenteil, wer recht gekämpft hat, der wird gekrönt. Von Friedrich Schiller stammt das schöne Wort: „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.“ Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Nun freilich sei auch noch etwas vielleicht Tröstliches gesagt. Sehen Sie, meine lieben Freunde, wenn man so lange Seelsorger und Beichtvater ist wie ich, 55 Jahre, dann kennt man einigermaßen den Menschen. Und da muss ich sagen: Es gibt für die meisten Menschen, wenigstens zeitweise, ein sexuelles Problem. Es gibt für die meisten Menschen, wenigstens zeitweise, ein sexuelles Problem. Das heißt, die Sinnlichkeit beunruhigt sie. Aber viele haben diese Neigung überwunden, haben sich frei gemacht vom Hang zur Sünde. Sie blicken voll Dankbarkeit auf den Herrgott, der sie aus dem Schlamm gezogen hat. Und das ist nur möglich durch zwei Haltungen, nämlich erstens durch Wachen und zweitens durch Beten. Wir müssen eine Schutzmacht aufbieten für die Keuschheit, und das ist das Schamgefühl. Das Schamgefühl schützt uns vor den Gefahren gegenüber der Keuschheit. Es ist ein Wächter der Seele. Das Schamgefühl wittert nämlich, wo Gefahren sind und mahnt, ihnen fernzubleiben. Zum Wachen gehört auch Arbeit. Wer sich müde arbeitet, ist weniger geneigt, dem Trieb nachzugeben als einer, der überschüssige Kräfte besitzt. Dazu kommt Abhärtung, Enthaltbarkeit, Übung des Willens, Selbstbeherrschung. Das alles gehört zum Wachen, mit dem wir die Keuschheit bewahren. Dazu kommt das Beten. Wer täglich zum Vater im Himmel betet, der wird himmlisch gesinnt, und das bringt ihm Kraft aus der Höhe. Die häufige Beicht, die häufige heilige Kommunion erhalten das Gewissen rein, zart und wach.

Eine besondere Hilfe ist die Marienverehrung. Wer eine wirkliche innige Verehrung der Muttergottes hat, der ist weitgehend vor den Gefahren der Sinnlichkeit bewahrt. Wir haben als Kinder das schöne Gebet gelernt: „O meine Gebieterin, o meine Mutter, dir bringe ich mich ganz dar. Und um dir meine Hingabe zu beweisen, weihe ich dir heute meine Augen, meine Ohren, meinen Mund, mein Herz, mich selber ganz und gar. Weil ich also dir gehöre, o gute Mutter, bewahre mich, beschütze mich als dein Gut und Eigentum.“ Dieses schöne Gebet sollten wir jeden Tag verrichten. Maria, hilf uns, die Keuschheit zu bewahren. Das ist sogar im „Tannhäuser“, in der Oper „Tannhäuser“, zu hören. Tannhäuser ist ja im Hörselberg bei der Frau Venus, und davon will er loskommen. Da entringt sich seiner Seele ein Seufzer: „Maria, Mutter, reine Magd, nun hilf mir von dem Weibe.“

Die Keuschheit ist ein kostbarer Schatz für Leib und Seele, kostbar in den Augen Gottes und der Menschen. Um diesen Schatz müssen wir ringen und kämpfen mit den Waffen der Natur und der Gnade. Wir wollen ja einmal zu den 144.000 gehören, die mit weißen Kleidern dem Lamm folgen. Diesen Zug wollen wir vor unsere Augen tragen und uns ihm anschließen. Es soll für uns gelten: „Schützt das Edelweiß auf den Bergen! Pflügt die Lilie in den Tälern!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Das Recht des Menschen auf Eigentum

27.08.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott hat den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen. Das besagt zunächst, dass er ihm Vernunft und freien Willen gegeben hat. Aber es bedeutet noch mehr. Er hat ihm auch einen Anteil an seiner Herrschaft über die Dinge dieser Welt gegeben. Wir sollten an seinem Königtum teilhaben. Der Mensch soll über die Tiere, über die Pflanzen, über das Land, über das Meer herrschen wie ein König und darüber verfügen. Das besagt: Der Mensch hat von Natur aus ein Recht auf Eigentum.

Das Tier sorgt nur für sich selbst. Es folgt seinen Instinkten und seinen Trieben. Es gebraucht die Dinge, gewiß, aber es besitzt sie nicht. Der Mensch dagegen besitzt die Dinge. Er denkt voraus und sorgt voraus. Er weiß, der Winter kommt, dass muss man Brennmaterial einschaffen, um heizen zu können. Der Mensch ist von Gott von Natur aus dazu ausgerüstet, für die Zukunft zu sorgen; denn der Mensch spürt die Verantwortung für sich und für die Seinen. Und die hohen geistigen Aufgaben, die der Mensch sich stellt, können nur erfüllt werden, wenn die materiellen Dinge befriedigend geregelt sind. Diese naturrechtliche Sichtweise wird bestätigt durch die Heilige Schrift, in der es heißt: „Macht euch die Erde untertan! Ihr sollt herrschen über die Fische im Meere, über die Vögel des Himmels und über alles Getier, das sich auf Erden regt. Euch sind sie in die Gewalt gegeben.“

Was naturrechtlich zu erheben ist, wird durch die Geschichte bestätigt. Die Menschen haben immer danach gestrebt, Eigentum zu besitzen. Sie wollen, dass von den Gütern der Erde ihnen etwas zu eigen gehört, über das sie nach ihrem eigenen Willen verfügen können. Man hat versucht, diese Naturordnung umzustößeln, teilweise oder gänzlich umzustößeln. Im Kommunismus sollten die Produktionsmittel niemandem zu eigen gehören, sondern Volkseigentum sein. Aber wir wissen, dass dieses Projekt gescheitert ist. Und sogar China, das am längsten am Kommunismus festgehalten hat, ändert jetzt seine Eigentumsordnung. Die Natur lässt sich eben auf die Dauer nicht unterdrücken. Deswegen braucht der Mensch Eigentum als Notwendigkeit, wenn die freie Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit erreicht werden soll. Ein alter Grundsatz lautet: Eigentum macht frei. Frei deswegen, weil das Eigentum uns von Abhängigkeiten, von drückenden Abhängigkeiten befreit. Eigentum macht frei. Das war das große Verdienst der Adenauerzeit, dass sie in unserer Gesellschaft die Gesetze geschaffen hat, die den Erwerb des Eigentums erleichtern: Eigenheime, Eigentumswohnungen als Beispiel nur genannt. Diese Gesetze sind zu dieser Zeit entstanden, weil Adenauer und seine Helfer auf den katholischen Sozialprinzipien ihre Gesetzgebung aufgebaut haben.

Eigentum kann auf viele Weise erworben werden. Die erste und wahrscheinlich auch primitivste Weise ist die Besitzergreifung von herrenlosem Gut. Am Anfang war ja die Erde unbewohnt und unbebaut. Gott gab sie den Menschen zu Besitz, und sie haben dann eben je nach ihren Kräften und nach ihren Fähigkeiten ein Stück Landes in Besitz genommen, haben es angebaut, haben es vermehrt und haben es vergrößert, und auf diese Weise sind sie zu Eigentum gekommen. Sie haben durch die Besiedelung das Eigentum erworben. Auch heute noch gibt es in einem gewissen Umfang herrenloses Gut. Etwa die Beeren im Walde, die wir sammeln, sind uns zur Aneignung gestattet. Im Meer dürfen wir Perlen und Muscheln uns aneignen, weil auch dieses herrenlose Gut ist. Also die Aneignung von herrenlosem Gut, die Besitzergreifung von herrenlosem Gut ist die erste Weise, Eigentum zu erwerben.



Wenn man Eigentum erworben hat, dann gibt es den Zuwachs. Der Bauer, der Landmann, erlebt, wie seine Felder Frucht tragen und wie seine Tiere Junge zur Welt bringen. Dieses alles ist sein Eigentum durch Zuwachs. Die häufigste Weise, Eigentum zu erwerben, ist aber heute die Arbeit und der Kauf. Arbeit verdient uns den Lohn, und der Kauf erwirbt uns das Eigentum an der gekauften Sache. Wir haben einen Anspruch darauf, wenn wir die Arbeit geleistet haben und wenn wir den Kaufpreis entrichtet haben. Weitere Formen des Eigentumserwerbs sind die Schenkung und die Erbschaft. Eltern vermachen ihren Kindern, was sie erarbeitet und erworben haben. Ein Gatte überlässt seiner Gattin das, was er in seinem Leben sich als Eigentum erworben hat. Freilich greift hier der Staat zu. Er hat die Schenkungssteuer eingeführt; er hat die Erbschaftssteuer eingeführt, und manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass beide Steuern teilweise ungerecht sind. Als der Fürst zu Thurn und Taxis in Regensburg starb, vermachte er sein Vermögen seiner Frau, und die Frau musste eine so hohe Erbschaftssteuer bezahlen, dass sie einen großen Teil ihres Eigentums veräußern musste, um die Erbschaftssteuer aufzubringen. In jedem Falle ist auch heute die Erbschaft eine wichtige Weise, zu Eigentum zu gelangen.

Das Eigentum ist aber dem Menschen nicht so übergeben, dass er damit machen könnte, was er will. Nein, der Mensch als Geschöpf und Kind Gottes ist nur Verwalter und Lehensträger des Eigentums. Er muss über seine Verwaltung Gott Rechenschaft ablegen. Gott selber hat dem Eigentum und seiner Verwendung Grenzen gezogen, die in der Natur der Sache, in der Gemeinschaft und dem eigenen Ich des Menschen liegen. In der Natur der Sache liegt es, dass man das Eigentum gebrauchen, aber nicht missbrauchen darf. Sie haben vielleicht gelesen und gehört, dass man in amerikanischen Staaten den Kaffee ins Meer geschüttet hat, damit der Preis nicht in den Keller fällt, oder das Getreide verbrannt hat, damit der Preis gehalten wird. Das ist Missbrauch des Eigentums; das ist kein Gebrauch, wie Gott ihn will.

Mit Rücksicht auf die Gemeinschaft gibt es ebenfalls Grenzen des Eigentums. Der Mensch muss an seine Mitmenschen denken, und der Staat muss dafür besorgt sein, dass jedem ein Minimum an Eigentum zur Verfügung gestellt wird. Auch hier wieder, meine lieben Freunde, müssen wir die Adenauerzeit rühmen, denn sie hat es verstanden, den Millionen von Heimatvertriebenen unter die Arme zu greifen durch den Lastenausgleich, der die Besitzenden veranlasste, einen Teil, einen Bruchteil ihres Vermögens abzugeben, um den mittellosen Heimatvertriebenen einen Anfang zu ermöglichen.

Auch mit Rücksicht auf die eigene Seele gibt es Grenzen des Eigentums; denn der Besitz darf uns nicht innerlich fesseln, er darf uns nicht zu Sklaven machen. Wir sollen ihn besitzen, und nicht er soll uns besitzen. Der Besitz wird zur Last, wenn er zum Geiz ausartet. Die Habsucht ist ein böses Laster. Der Volksmund sagt mit Recht: „Je mehr er hat, desto mehr er will.“ Die Menschen neigen dazu, das Vermögen ins Unbegrenzte zu vermehren. Sie neigen dazu, das, was sie erworben haben, festzuhalten und nicht auszugeben, und deswegen hat der Heiland so viele harte Worte über die Reichen gesprochen. „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr“, also das größte Tier des Orients geht leichter durch ein kleines Löchlein, „als dass ein Reicher ins Himmelreich kommt.“ Er meint eben damit die verhärteten Reichen, die Reichen, die an dem Besitz kleben, die Reichen, die nichts hergeben wollen, die nichts von der sozialen Verpflichtung ihres Reichtums spüren. Das andere Extrem ist die Verschwendung. Auch diese Unart ist leider Gottes nicht selten. Leichtsinnig werden von Menschen, die ein reiches Erbe angetreten haben, die Güter verschleudert im faulen Nichtstun. Es ist eine Sünde gegen die eigene Existenz, gegen die Angehörigen und auch gegen die Gemeinschaft, wenn man das Geld zum Fenster hinauswirft. Der Christ soll ein treuer Verwalter seines Vermögens sein, denn er muss einmal Rechenschaft dafür abgeben. „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“, schreibt der Apostel.

Deswegen gibt es Verfehlungen am Eigentum. Die Menschen suchen Eigentum zu erwerben auf unrechte Weise. Die primitivste Weise ist der Diebstahl, und der Diebstahl ist nicht selten. Die Warenhäuser klagen darüber, dass im Laufe eines Jahres Milliardenwerte durch Diebstahl entwendet werden. Die Diebe rekrutieren sich aus allen gesellschaftlichen Klassen. Es sind nicht nur Arme und Bedürftige, die zugreifen, sondern auch Wohlhabende und Reiche. Diebstahl ist eine schäbige Angelegenheit. Wer fremdes Gut heimlich wegnimmt, verfehlt sich gegen Gott und seine Ordnung. Mit Gewalt entreißt der Räuber einem anderen sein Eigentum, und Raub ist nicht selten. Als ich vor Jahren einmal in Rom war, baten mich zwei Deutsche, die mit ihrem Auto in Rom herumfahren, ih-

nen etwas zu zeigen. Ich führte sie in die Caracalla-Thermen. Als wir zurückkamen, war das Auto erbrochen, der gesamte Besitz, Fotoapparat, Pässe, alles entwendet, geraubt von irgendwelchen Straßenträubern. Der Betrüger, der seine Mitmenschen hintergeht mit falschem Maß, mit falschem Gewicht, mit schlechter Arbeit, mit schlechter Ware, ist ebenfalls einer, der sich gegen das Gesetz des Eigentums verfehlt. In unseren Breiten kommt so etwas vor allem beim Wein vor. Sie erinnern sich vielleicht an den Glykol-Skandal, der vor einigen Jahren in Bingen aufgedeckt wurde. Und so mancher Winzer versucht eben seine Weine zu schönen mit unrechten Mitteln. Das ist Betrug. Betrug ist natürlich auch, wenn man schlechte Arbeit leistet und den Preis dafür einzieht. Der Wucherer nimmt zuviel Zinsen von dem, dem er Geld leiht. Wucher ist ein schlimmes Laster. Mit freundlicher Miene wird eine Hilfe angeboten und dann ein viel zu hoher, ungerechtfertigter Zins verlangt. Auch der unredliche Finder vergeht sich am Eigentum. Gegenstände, die einen beträchtlichen Wert haben, muss man in jedem Falle zurückgeben. Auch der Schuldenmacher, der seine Schulden nicht bezahlt, verfehlt sich gegen die Eigentumsordnung, und der Bankrotteur, der sein Geschäft in den Abgrund stürzt und dabei selbst unbeschadet bleibt.

Eine letzte Weise, sich gegen die Eigentumsordnung zu verfehlen, ist die Beschädigung fremden Eigentums. Sie kann durch Leichtsinns und Fahrlässigkeit geschehen, aber auch mit Absicht, aus Bosheit, aus Neid. Auch da kann ich Ihnen ein Erlebnis aus meiner Jugend erzählen. Vor dem Haus, in dem wir wohnten, stand immer ein Lastzug, ein aus zwei Teilen bestehender, gewaltiger Lastzug mit riesigen Rädern, denn der Fahrer des Lastzuges wohnte gegenüber in dem Haus. Eines Tages, als wir hinausschauten, war die Luft aus den Rädern entwichen. In der Nacht hatte jemand die Reifen durchstoßen, um dem Lastwagenfahrer oder seinem Dienstherrn zu schaden. Solche absichtlich herbeigeführten Schäden sind leider Gottes nicht selten. Aus Haß, aus Abneigung, aus Bosheit wird einem anderen Schaden zugefügt.

Die Eigentumsordnung fordert, dass man angerichteten Schaden wieder gut macht. Wir Beichtväter wissen, dass wir einen, der sich am Eigentum vergriffen hat, nicht lossprechen können, wenn er nicht den Willen hat, den Schaden zu beseitigen oder ihn schon beseitigt hat. Denn die Wiedergutmachung gehört zum Vorsatz, und ohne diesen Vorsatz ist die Beichte nicht gültig. Es ist also eine ernste Sache, die Wiedergutmachung von unrecht angeeignetem Besitz anderer zu leisten. Wir müssen auf dieser Weise dem Herrn dienen, der uns das Eigentum zu treuen Händen anvertraut hat.

Vor allem aber noch eins, meine lieben Freunde: Wer Eigentum besitzt, sollte großmütig damit umgehen. Er sollte an die denken, denen es viel schlechter geht, die weniger besitzen, die in Not sind, und die Not ist ja unbegreiflich groß in unserer Umgebung und erst recht in fremden Ländern. In der Apostelgeschichte wird ein Wort zitiert, das nicht in den Evangelien steht, das aber vom Herrn stammt, nämlich das Wort: „Geben ist seliger als Nehmen.“ Wahrhaftig, ein schönes Wort. Geben ist seliger als Nehmen. Was man Gutes hat, das nimmt einem der Tod, aber was man Gutes tut, das gibt einem der Himmel zurück.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Von der Pflicht zur Wahrhaftigkeit

03.09.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott hat uns ein kostbares Geschenk gemacht, nämlich er hat uns die Sprache gegeben. Dank der Sprache sind wir fähig, das, was wir empfinden, anderen mitzuteilen, und entgegenzunehmen, was andere uns vermitteln wollen. Gott will, dass wir diese Gabe recht gebrauchen und sie nicht missbrauchen. Die Sprache ist gegeben zum Offenbaren, nicht zum Täuschen. Deswegen hat er ein eigenes Gebot erlassen: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten!“ Damit ist die Pflicht der Wahrheit von Gott statuiert. Der Zweck der Sprache, die Notwendigkeiten der Gesellschaft und das Gebot Gottes kommen zusammen, um uns zur Wahrhaftigkeit zu verpflichten. Wahrheit und Wahrhaftigkeit sind uns von Gott auferlegt. Was ist Wahrheit? Die Wahrheit besteht darin, dass wir die Wirklichkeit recht erkennen und wiedergeben. Übereinstimmung von Urteil und Wirklichkeit, das ist Wahrheit. Wahrhaftigkeit besteht darin, dass wir die Dinge so schildern, wie wir sie wirklich sehen und uns nicht dabei verstellen; wenn wir das tun, dann sind wir wahrhaftig.

Der Mensch hat von Gott eine Anlage zur Wahrheit bekommen, die Wahrheitsliebe. In jedem Menschen ist eine solche Anlage, ein Wiegengeschenk des wahrhaftigen Gottes. „Gott ist Licht, und keine Finsternis ist in ihm“, sagt der Apostel Johannes. Und das Erste Vatikanische Konzil erklärt das: Er kann nicht lügen und nicht täuschen. Als Ebenbilder Gottes sind wir deswegen zur Wahrheit und zur Wahrhaftigkeit verpflichtet. Wir sollen der Wahrheit die Ehre geben und die Lüge ablegen. „Legt ab alle Lüge“, schreibt der Apostel Paulus im Brief an die Epheser. „Ein jeder rede mit seinem Nächsten die Wahrheit, so wie es untereinander Gliedern ziemt.“ Die Wahrheit muss geäußert werden im Reden und im Handeln. Zunächst einmal im Reden.

Im Jahre 1810 stand vor dem französischen Kriegsgericht in Tirol ein Tiroler namens Peter Mayer. Er hatte den Freiheitskampf der Tiroler gegen die französische Besatzung angeführt, und er hatte weitergekämpft, als der Friede zwischen den Mächten schon geschlossen war. Und das war seine Verfehlung, war sein Vergehen. Aber der französische Kommandant wollte ihn retten. Er legte ihm ein Schriftstück vor, in dem er unterschreiben sollte, er habe nicht gewusst, dass schon Frieden geschlossen ist. Peter Mayer las das Schriftstück, und dann tobte in ihm ein innerer Kampf. Wenn er es unterschriebe, dann könnte er zurückgehen zu seiner Familie, auf seinen Hof, zu seiner Gastwirtschaft. Wenn er nicht unterschriebe, drohte ihm der Tod. Peter Mayer hat nicht unterschrieben. Nein, ein Tiroler lügt nicht. Und er ist vor die Gewehre des französischen Hinrichtungskommandos getreten und hat sich erschießen lassen. Er ist ein Held der Wahrhaftigkeit geworden.

Im Reden sollen wir wahrhaftig sein. Man muss nicht alles sagen, was man weiß, aber was man sagt, das soll wahr sein. Wir sollen offen sein und mit Freimut reden, und die Offenheit ist eine wahre Tugend. Aber noch einmal: Aufrichtigkeit muss mit Liebe und Rücksicht auf andere gepaart sein. Wir kennen ja das Drohwort: „Dem muss man mal die Wahrheit sagen.“ Das ist eine Weise, offen zu sein, der die Liebe fehlt. Nein, die Aufrichtigkeit und die Offenheit muss mit der Liebe und mit der Rücksicht gepaart sein. Man kann den Menschen die Wahrheit sagen, aber man muss sie ihnen so sagen, dass man sie nicht verletzt, wie ein Verbündeter, wie einer, dem es weh tut, dass er dem anderen das sagen muss. Dann, glaube ich, werden die allermeisten Menschen auch die Wahrheit entgegennehmen. Es gibt gewisse Grundsätze für die Offenheit: Nicht tadeln, nichts besser wissen, nicht klagen, wo nichts zu ändern ist, nicht streiten, wo nicht zu überzeugen ist. Wenn man sich an diese Grundsätze hält, kommt man im allgemeinen mit den Menschen aus.

Aber die Kehrseite der Offenheit ist die Verschwiegenheit. Die Verschwiegenheit ist erlaubt und manchmal sogar pflichtmäßig. Es gibt Geheimnisse, die man nicht weitertragen darf: das Amtsgeheimnis, das Dienstgeheimnis, das Beichtgeheimnis. Das sind Geheimnisse, die so anvertraut sind, dass sie nicht preisgegeben werden dürfen. Hier besteht eine Schweigepflicht. Ein Dichter des 19. Jahrhunderts, Matthias Claudius, hat einmal seinem Sohn einen schönen Brief geschrieben, und in diesem Briefe heißt es: „Sage nicht immer, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst!“ Wie schön. Sage nicht immer, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst! Der Volksmund hat schöne Sprichwörter erfunden, die uns helfen können, die Mitte zwischen Offenheit und Verschwiegenheit zu finden: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“ Man hat sich eher verredet als verschwiegen. „Schweigen und Denken kann niemanden kränken.“ „Wer viel schwätzt, weiß wenig; wer viel weiß, dessen Zunge ist stumm“, so sagt ein schönes chinesisches Sprichwort.

Also im Reden sollen wir wahrhaftig sein, aber auch im Benehmen. Man soll sich als der geben, der man wirklich ist. Der Herr hat die Pharisäer deswegen so scharf angegriffen, weil sie Heuchler waren. „Ihr seid übertünchte Gräber“, das heißt Menschen, die innerlich faul sind und morsch, die sich aber nach außen als fromm und lauter hinstellen; erbärmliche Gestalten! Die Wahrhaftigkeit muss also auch im Benehmen sich zeigen, und wir dürfen uns nicht als andere geben, als die wir sind. Diese Wahrhaftigkeit kann man auch als Treue bezeichnen. Treue im Beruf, Treue im Dienst, eheliche Treue, Treue zu Gott und dem Taufversprechen, das wir einmal abgegeben haben. Es soll das Wort gelten: „Ein Mann – ein Wort!“ Oder wie der Herr sagt: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein sei ein Nein. Was darüber ist, das ist vom Bösen.“

Wir kennen aber auch die Gegensätze zur Wahrhaftigkeit. Wir wissen, dass es Lügen gibt. Dante hat in seiner „Divina Comedia“ das Schicksal der Lügner beschrieben. Sie wandern in der Hölle von einem Höllental zum anderen, mit verhülltem Angesicht und mit dem Blick gesenkt. Das sind die Lügner und Heuchler. Weil sie auf Erden sich anders dargestellt haben, als sie waren, müssen sie in der Ewigkeit von Höllental zu Höllental wandern. Die Lüge stammt vom Teufel, denn der Teufel ist der Vater der Lüge. Wir wissen ja, dass er die ersten Menschen mit einer Lüge verführt hat: „Keineswegs werdet ihr sterben. Es werden euch die Augen aufgehen. Ihr werdet sein wie Gott.“ Der Teufel lügt immer, und er stiftet die Menschen, die sich in seine Fänge begeben, zur Lüge an. Die Lüge kommt vom Bösen, aus den tiefen Schichten und Schluchten des bösen Herzens. Es lügt der Faule, um seine Faulheit zu verbergen. Es lügt der Neidische, um andere herabzusetzen. Es lügt der Stolz, um sich groß zu machen. Es lügt der Habsüchtige, um an Geld zu kommen. Es lügt der Dieb, um andere zu verdächtigen. Es lügt der Unkeusche, um Seelen zu verderben. Das sind die dumpfen Schluchten, aus denen die Lüge kommt. Und eine Lüge bleibt gewöhnlich nicht allein. Die Lüge hat die Neigung, immer neue Lügen hervorzubringen. Man sagt: Ich muss mich herauslügen. Das sind die so genannten Notlügen. Kann sein, dass man dann der Strafe entgeht, aber man lügt sich in das Böse hinein, und das Böse wächst. Der Lügner, meine lieben Freunde, muss ein gutes Gedächtnis haben, denn wenn er es nicht hat, dann verfängt er sich in seinem Lügengewebe. Lügen und Lawinen wachsen immer mehr an. Eine Lüge schleppt zehn andere nach sich.

Wir alle kennen aus eigener Erfahrung die Versuchung zur Notlüge. Es gibt ja tatsächlich Situationen, wo man, vermeintlich um eines anderen, höheren Wertes willen, zur Lüge greifen möchte. Verständlich, begreiflich, und ich fürchte, wenn man in unser Herz schauen würde, dann würde man erkennen, dass wir dieser Notlüge mehr als einmal verfallen sind. Man spricht von Scherzlügen, wenn man lügt, um einen Scherz zu machen. Man spricht auch von Schadenslügen. Die Schadenslügen bestehen darin, dass man mit der Lüge einem anderen Schaden zufügt. Das sind die schlimmsten Lügen. Wahrhaftigkeit ist dagegen die erste Eigenschaft eines Führers. Die Lüge kann nur Verführer ausbilden. Am 28. April 1941 empfing der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler den deutschen Botschafter in Moskau, Graf Schulenburg. Der Botschafter suchte ihn zu überzeugen, dass Russland keine Angriffsabsichten auf Deutschland habe, dass es friedlich gesinnt sei. Hitler hörte sich das alles an, und beim Herausgehen sagte er: „Also noch eines Graf Schulenburg: An einen Angriff auf die Sowjetunion denke ich nicht.“ In Wirklichkeit war der deutsche Aufmarsch gegen die Sowjetunion beendet, und wenige Wochen später brach der Ansturm los. Hitler hatte seinen Botschafter unmittelbar und direkt belogen.

Außer den Lügen des Wortes gibt es auch Lügen der Tat. Dazu ist an erster Stelle die Heuchelei zu erwähnen. Der Heuchler gibt sich als ein anderer, als der er in Wirklichkeit ist. Im Jahre 1942, meine lieben Freunde, kamen in Stettin im katholischen Pfarrhaus drei Priester und eine Reihe von Laien zusammen, um sich gegenseitig im Glauben zu stärken und zu ermutigen. Natürlich sprach man auch über die politische Lage, auch über das verbrecherische System. Unter den Laien, die da zusammenkamen, befand sich ein österreichischer Ingenieur. Er stimmte lebhaft ein in die Anklagen gegen das nationalsozialistische System. Eines Tages wurden alle Beteiligten abgeführt, drei Priester hingerichtet, denn dieser österreichische Ingenieur war ein Spitzel, ein Spion, ein Heuchler. Er hatte sie alle ans Messer geliefert.

Eine andere Weise, wie man durch das Benehmen anderen Schaden zufügen kann und der Wahrhaftigkeit zu nahe tritt, ist die Schmeichelei. Der Schmeichler sagt dem anderen nur das Angenehme und lobt sogar das Böse. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Wer mich auf meine Fehler aufmerksam macht, ist mein Freund. Wer meine Tugenden hervorhebt, ist mein Feind.“ Schmeichelei ist eine ekelhafte Verfehlung gegen die Wahrheit, und wir sollten sie um jeden Preis meiden. Ich sagte schon: Man kann den Menschen die Wahrheit sagen; es kommt darauf an, wie man sie ihnen sagt. Eine andere Verfehlung ist die Untreue. Wer sein Wort nicht hält, wer die Treue bricht, seine Verpflichtungen nicht erfüllt, wer seine Versprechen nicht einlöst, ein Mensch, auf dessen Wort man nicht bauen kann, das ist ein Untreuer. Die Lüge ist in jeder Form eine schlimme Sache. Sie ist schlecht und durchaus schlecht. Ich gebe zu, die meisten Lügen sind keine schwere Sünde. Denn es handelt sich meistens nicht um eine wichtige Sache. Aber auch die lässliche Sünde ist ein fauler Fleck. Der Königsberger Philosoph Kant hat einmal das schöne Wort geprägt: „Die Lüge ist der eigentlich faule Fleck im Menschen.“

Wir sind Kinder Gottes. Wir haben in der Taufe dem Teufel und seinen Werken widersagt und damit auch der Lüge den Abschied gegeben. Unser Vorbild ist Christus, von dem es im ersten Petrusbrief heißt: „In seinem Munde ward keine Lüge erfunden.“ Im Johannesevangelium steht das schöne Wort des Herrn: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Frei nämlich von der Sklaverei der Verstellung, der Lüge, der Heuchelei. Im Zuchthaus hat einmal ein Sträfling seinen Lebensgang, der mit einer Lüge begann, niedergeschrieben, und er hat diesen Lebensgang in Verse gefasst, und diese Verse möchte ich Ihnen vorlesen. Sie lauten:

*„O hätt' ich nie belogen der Mutter treues Herz;  
Ich habe sie betrogen, dann bin ich fortgezogen.  
Zum Glücke? Nein, zum Schmerz;  
Könnt ich die Lüge streichen aus meines Lebens Buch  
und dir die Hände reichen, o Mütterlein, zum Zeichen,  
dass ich erlöst vom Fluch.  
Doch ruhst du längst im Grabe, starbst einsam und allein.  
Hätt' ich dich nicht belogen und deine Lieb' betrogen,  
so könnt' es anders sein.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Von der Bedeutung der menschlichen Ehre

01.10.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott hat uns viele äußere Gaben geschenkt, sichtbare Schätze in unsere Hände gelegt, aber auch unsichtbare Gaben und unsichtbare Schätze, nämlich die Wahrheit, die Liebe und die Ehre. „Dem König der ewigen Herrlichkeit, dem unsterblichen, alleinigen, unsichtbaren Gott, sei Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit“, so beten wir Priester fast jeden Tag im Brevier. Derjenige, dem zuerst und vor allem Ehre gebührt, ist Gott. Aber er hat auch einen Strahl aus dem Lichtmeer seiner Ehre auf uns fallen lassen. Wir sind ja von seinem Geschlechte, und er will, dass wir unsere Ehre haben, sie schätzen und sie schützen.

Bei der Ehre unterscheidet man eine innere und eine äußere Ehre. So ist nun einmal der Sprachgebrauch, und daher wollen wir uns auch daran halten. Die innere Ehre ist die Würde, die jemand besitzt, ist die innere Werthaftigkeit, die jemandem zu eigen ist. In dem Sinne sagt man zum Beispiel: Er ist ein Mann von Ehre, weil er nämlich sich ehrenhaft verhält, weil er ein ehrenhaftes Herz besitzt. Die äußere Ehre meint die Anerkennung der Ehrenhaftigkeit. Sie besteht darin, dass dem anderen Ehre bezeugt wird.

Die innere Ehre leitet sich zuerst von Gott ab. Wir besitzen die natürliche Gottebenbildlichkeit. Schrecklich herrlich sind wir erschaffen, und das ist unsere natürliche Gottebenbildlichkeit. Wir sind, wie immer der Unterschied sein mag, wie groß er sein mag, wie unermesslich er sein mag, wir sind in einem bestimmten Sinne Gott ähnlich. Es gibt eine analogia entis. Dazu kommt aber die übernatürliche Gottebenbildlichkeit. Gott hat uns nicht nur wunderbar erschaffen, er hat uns noch wunderbarer erneuert durch das Leben, Leiden und Sterben und Auferstehen seines Sohnes. Wir besitzen eine übernatürliche Gottebenbildlichkeit. Wir sind Kinder Gottes, Brüder Christi, Gefäße des Heiligen Geistes; das ist die übernatürliche Gottebenbildlichkeit. Zu dieser inneren natürlichen und übernatürlichen Gottebenbildlichkeit kommen noch unsere persönlichen guten Eigenschaften, unsere Tugenden, die wir erworben haben, unsere Charaktereigenschaften, unser Wille, auch unser Können und unsere Leistungen. Alles das macht einen Teil unserer inneren Ehre aus. „Man ist das, was man ist vor Gott, und sonst nichts“, sagt einmal der heilige Pfarrer von Ars. Wahrhaftig, wenn man sich leichtfertig darauf beruft, wenn die Menschen ein falsches, ein ungerechtes Urteil über uns fällen: „Gott weiß es“, dann bin ich immer etwas skeptisch. Denn Gott weiß es noch viel besser als die Menschen, wie schlimm wir sind und wie viel Schaden wir innerlich und äußerlich schon angerichtet haben. Aber immerhin, das Wort gilt: Man ist das, was man vor Gott ist, und nicht mehr und nicht weniger. Es muss deswegen in uns auch ein Ehrgefühl sein, mit dem wir unsere Ehre, unsere Ehrenhaftigkeit bewahren. Der heilige Stanislaus Kostka sagte immer zu sich selbst, wenn die Versuchung an ihn herankam: „Ich bin zu Höherem berufen.“ Das sollten wir uns immer vorsagen, wenn wir versucht sind, in die Sünde zu gleiten: Ich bin zu Höherem berufen. Ich will meine innere Ehre bewahren.

Aber die innere Ehre soll auch anerkannt werden. Wenn die innere Ehre von den Menschen anerkannt wird, dann haben wir äußere Ehre. Das heißt, wir stehen in Ehren, wir haben einen guten Namen, wir haben einen guten Ruf. Auch die äußere Ehre ist wichtig. Man kann manche Berufe überhaupt nicht ausüben, wenn man keine äußere Ehre besitzt, denn dann haben die Menschen ja kein Zutrauen zu dem anderen, der ohne Ehre dasteht. Also wer seinen guten Ruf verloren hat, kann vielfach nicht mehr erfolgreich und segensreich wirken. Deswegen müssen wir den guten Namen bei den Mitmenschen schätzen und schützen. Wir müssen ihm Ehre erweisen.

Wie geschieht das? Die Ehre wird schon erwiesen durch den Gruß. Der Gruß, den wir anderen geben, gilt nicht nur der Person, sondern auch dem Geschöpfe Gottes, und dieser Gruß ist ein Zeichen, dass wir ihn ehren, dass wir ihm Ehre erweisen und dass wir ihm den guten Tag und den guten Abend wünschen. Wieviel Gemeinschaft entsteht dadurch, dass man sich freundlich, höflich grüßt! Eine andere Weise der Ehrerweisung ist das ehrerbietige Reden miteinander und übereinander. Wir sollen, wenn wir miteinander reden und übereinander reden, gerecht und liebevoll sein. Gerechtigkeit und Liebe sollen unser Reden bestimmen. Durch Worte ehrlicher Anerkennung schlagen wir eine Brücke zum anderen. Ich habe vor vielen Jahren einmal einen bayerischen Minister erlebt und beobachtet, wie er mit den Menschen umging. Er hatte jedem ein freundliches Wort zu sagen. Er wusste jedem eine Anerkennung zu zollen, und zwar nicht für eine erfundene Qualität, sondern für eine echte, die vorhanden war. Er hat nicht lobgehudelt, sondern er hat den Wert des anderen gewusst und anerkannt. Dieser Minister wurde in seinem Wahlkreis mit 93 Prozent der Stimmen gewählt.

Wir erfüllen die Pflicht der Ehrung auch, indem wir den Mitmenschen vornehm behandeln. Jeder Mensch ist ja ein Bote Gottes, ein Bruder Christi, und durch vornehme Behandlung können wir das Ehrbewußtsein in ihm steigern. Die vornehme Behandlung zeigt sich vor allem in der Höflichkeit, mit der wir ihm begegnen, auch in der Herzlichkeit, die wir ihm erweisen. Die Ehre ist ein hohes Gut und sollte einen hohen Einsatz wert sein. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre“, hat der deutsche Dichter Friedrich Schiller einmal geschrieben. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre. Da gibt es aktuelle Beispiele. Das Verhalten des amerikanischen Präsidenten Bush gegenüber dem Iran wird dort als ehrverletzend empfunden. Vor wenigen Tagen brachte eine große deutsche Zeitung ein Interview mit dem Präsidenten des Iran, und der letzte Satz dieses Interviews lautete: „Wir verteidigen nur unsere Ehre.“ Also wie immer es auch sein mag um die Anreicherung von Uran, um die Errichtung von Atomkraftwerken, auch diese Menschen, gerade diese Menschen wollen ehrenhaft behandelt werden.

Leider erleben wir in dieser Welt viele Ehrverletzungen. Manche Menschen nehmen es mit der Ehre nicht ernst; sie teilen Nadelstiche des Spottes und der Missachtung aus. Sie fügen Wunden der Beleidigung und der Kränkung und der Verleumdung zu. Sie richten großen Schaden an. Es ist schon ein Unrecht, wenn man ohne Grund vom anderen Böses denkt. Der Argwohn, der im Herzen bleibt, ist bereits eine Verletzung der Ehre, die wir anderen schulden. Der Herr hat uns ja davor gewarnt: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! Verdammt nicht, damit ihr nicht verdammt werdet!“ Dieses ernste Wort geht uns alle an. Zu leicht und zu schnell argwöhnen wir, dass ein Mensch Böses tut, wo die Wirklichkeit ganz anders aussieht. Wenn man den Menschen richtig kennen würde, seine Anlagen, seine Gene, wie man heute sagt, seine Geschichte, seine Erziehung, seine Entwicklung, wenn man das alles wüsste, dann würde man über sein Verhalten vorsichtiger urteilen und zurückhaltend mit Kritik und Tadel sein, ja das Richten und Verurteilen würde in vielen Fällen unterbleiben. Wie mancher, meine lieben Freunde, den wir verurteilen, hat sich die Finger blutig gerissen, um aus dem Gefängnis seiner Eigenschaften, seiner Anlagen, seiner Herkunft auszubrechen!

Noch schlimmer ist die Ehrabschneidung. Die Ehrabschneidung besteht darin, dass man in vertrautem Kreise Fehler eines Menschen „durchhechelt“, wie man das nennt. Hier werden in Abwesenheit des Opfers wahre Fehler aufgedeckt, die anderen unbekannt sind. Mit jedem Wort, mit dem wir die Schwächen eines anderen aufdecken, schneiden wir ihm ein Stück von seiner Ehre ab. Solche Ehrabschneidung, also das Mindern und das Wegnehmen des guten Rufes, ist keine leichtzunehmende Sache. Es kann das unter Umständen eine schwere Sünde sein. Man kann die Ehrabschneidung gutzumachen versuchen, indem man die wertvollen Seiten eines Menschen hervorhebt, indem man seine Fehler entschuldigt, indem man seine guten Eigenschaften offenbart. In jedem Falle ist das Reden, das unnütze Reden, das überflüssige Reden über die Fehler anderer nicht frei von Schuld. Ich möchte aber eines betonen, dass es einen gerechten Grund gibt, über die Fehler anderer zu sprechen, nämlich um die eigene Not zu offenbaren oder um sich Gewissheit zu verschaffen. Wir oft wird man, wenn man über die Fehler eines anderen spricht, von einem anderen Menschen korrigiert! Er weist auf bestimmte Dinge hin, die man übersehen hat. So ist also, ich sage es noch einmal, das Reden über die Fehler eines anderen nicht immer und notwendig schuldhaft. Es kann zulässig, es kann geboten sein.

Schlimmer noch als das Offenbaren von verborgenen Fehlern ist die Verleumdung. Die Verleumdung besteht darin, dass man Fehler vergrößert oder erfindet und sie anderen zuschreibt. Das ist eine schmutzige Geistessünde, und sie kommt leider Gottes nur allzu oft vor. Am 5. September dieses Jahres hielt der bekannte Historiker Arnulf Baring eine Rede vor der hessischen CDU-Fraktion. In dieser Rede, die er frei vortrug, ohne Manuskript, sprach er über die Vergangenheit des deutschen Volkes, über seine Größe und über seine Schwäche. Kaum war die Rede verhallt, da bezichtigten ihn Angehörige der SPD und der Grünen der Verharmlosung des Holocausts. Sie warfen ihm vor, er habe die deutsche Geschichte der nationalsozialistischen Zeit nicht in ihrer Schrecklichkeit dargestellt. Diese Behauptung der Angehörigen der SPD und der Grünen war eine glatte Verleumdung. Baring hatte das Wort Katastrophe gebraucht, um die jüngste deutsche Geschichte zu kennzeichnen. Er hat in keiner Weise den Holocaust verharmlost. Aber da er nicht zu den Linksliberalen gehört, hat man seine Worte missdeutet, ja ihn offensichtlich verleumdet. So geht es einem angesehenen Wissenschaftler, der nicht das sagt, was linksgerichtete Personen von ihm erwarten.

Man kann auch einen Menschen kränken im Benehmen, indem man ihm seine Missachtung kundgibt, indem man ihn beleidigt, beschimpft und in der Tat verachtet. Unser Herr und Heiland hat das alles ertragen. Was ist die Dornenkrone anders als ein Spottwerkzeug, als ein Ausdruck der Verachtung, der Geringschätzung. Man hat ihn angespuckt, unseren Herrn und Heiland, dieses Antlitz, vor dem das Weltgericht zittert. Ihn hat man angespien. Der Herr hat alles das erduldet, um uns zu befreien. Er hat es geduldet, dass man ihn mit Barabas gleichsetzte, nein, dass man den Barabas ihm vorzog. Er hat uns ein Beispiel gegeben, wie wir uns in Verachtung, in Geringschätzung, in Zurücksetzung verhalten sollen. „Ich suche nicht meine Ehre“, sagt der Herr im Johannesevangelium, „es ist einer, der sie sucht und der richtet.“

Das soll auch unsere Antwort sein, wenn wir verachtet, geringgeschätzt, zurückgesetzt werden. Es kann notwendig sein, seine eigene Ehre zu verteidigen, nämlich immer dann, wenn davon unsere Wirksamkeit abhängt. Dann müssen wir sprechen, auch wenn wir lieber schweigen möchten. Aber diese Fälle sind verhältnismäßig selten. Unsere innere Ehre, meine lieben Freunde, kann uns niemand nehmen. Wir sind das, was wir sind, vor Gott, und das kann uns niemand rauben. Das Äußere vergeht einmal. Es bleibt vor Gott nur der innere Wert und damit die innere Ehre. Im Gericht wird Gott die Wahrheit aufdecken vor aller Welt, und dort wird ein jeder an dem Platze stehen, der ihm in Wahrheit gebührt.

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Leben in christlicher Gemeinschaft (1)

(Über den Wert der christlichen Ehe)

08.10.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der katholischen Theologie wird eine Individualethik von der Sozialethik unterschieden. Die Individualethik betrifft den Einzelnen. Sie lehrt ihn, was er nach Gottes Willen zu tun und zu unterlassen hat. Die Sozialethik betrifft die Gemeinschaften, in die der Mensch gestellt ist. In der Sozialethik wird der Wille Gottes über den Gemeinschaften des menschlichen, des irdischen Lebens offenbar gemacht. Gemeinschaften dieser Art sind drei: die Ehe und Familie, das Volk und die Kirche. Das sind die drei Gemeinschaften, über die der Wille Gottes ausgesprochen ist. Die erste und wichtigste und grundlegende ist die Ehe. Die Ehe ist die wichtigste Gemeinschaft deswegen, weil sie die Keimzelle der anderen Gemeinschaften ist. Ohne intakte Ehen, ohne intakte Familien können weder der Staat noch die Kirche blühen. Die Ehe ist nicht, wie die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts sagten, „ein äußerlich weltlich Ding“, so Herr Luther, ein „äußerlich weltlich Ding“, oder „wie der Ackerbau oder ein beliebiges Handwerk“, so Herr Calvin, „wie der Ackerbau und ein beliebiges Handwerk“. Nein, die Ehe ist ein Meisterwerk der Schöpfer- und Erlöserliebe Gottes.

Schon von Natur aus besteht ein Bund nach Gottes Willen zwischen Menschen: die Ehe. Gott hat die ersten Menschen als Mann und Frau geschaffen und sie aufeinander hingewiesen. Sie gehören zusammen, sie sollen sich zusammenfinden und sie sollen zusammen bleiben. „Was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen“, sagt Christus, und Gott gab den Menschen den Auftrag: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde.“ Die Ehe ist Gottes Werk! Ehen werden im Himmel geschlossen. Wo immer eine Ehe gültig geschlossen wird, da geschieht es vor Gott und von Gott. Man kann die Ehe nicht nahe genug an Gott heranrücken. Und weil die Ehe von Gott kommt, gilt vor ihr das Wort, das der Herr im brennenden Dornbusch zu Moses sprach: „Ziehe deine Schuhe aus, löse deine Schuhe von deinen Füßen, denn der Boden, auf dem du stehst, ist heiliges Land.“

Aber nicht nur das. Die Ehe ist nicht nur eine Natureinrichtung. Nein, sie ist ein Sakrament Christi im Reich der Gnade. Gott hat die Ehe durch Christus in sein Erlösungswerk hineingezogen und in das Reich der Gnade erhoben. Sie ist zu einem gnadenspendenden, heiligen Sakrament geworden und zum Abbild seiner eigenen Verbindung mit der Kirche. Meine lieben Freunde, die Ehe als Sakrament ist eine der Stellen, wo die ganze Unhaltbarkeit und Aussichtslosigkeit des Ökumenismus zutage tritt. Die katholische Kirche lehrt und wird immer lehren: Die Ehe ist ein Sakrament. Der Protestantismus lehrt und wird immer lehren: Die Ehe ist kein Sakrament. Ja, wie soll das zusammenkommen? Wie soll da jemals durch noch so langen Dialog eine Einigung herbeigeführt werden? Das Ehesakrament ist der Heilandssegnen über die Lebenskeime der menschlichen Gesellschaft. Im heiligen Sakrament der Ehe soll die Liebe wie eine Kerze auf den Altar gestellt werden und geheiligt werden. Christus hat auf der Hochzeit von Kana die Ehe mit seiner Anwesenheit geehrt und dabei sein erstes Wunder gewirkt. Er zeigt damit, wieviel ihm die Ehe wert ist, und er hat die Kinder, die Frucht der Ehe, zu sich kommen lassen und sie gesegnet und in seine Arme geschlossen. Konnte er anders tun? Wenn er die Menschheit erneuern und heiligen wollte, dann musste er mit der Ehe beginnen.

So ist also die Ehe ein Sakrament und vermittelt sakramentale Gnade, also göttliches Leben, göttliches Licht, göttliche Kraft. Sie vermittelt heiligmachende Gnade, und sie vermittelt helfende Gnade. Und das nicht nur im Augenblick des Eheschlusses, sondern während der ganzen Ehezeit. Die Ehe als

Sakrament bleibt eine Gnadenquelle. Zeitlebens fließen aus ihr Gnaden um Gnaden. Und der Herr hat sie auch zu einem Abbild seiner Verbindung mit der Kirche gemacht. Wie ist Christus mit der Kirche verbunden? Nun, immer und ewig und zeitlebens und ohne Trennung und ohne Minderung und ohne Trübung. So soll auch die Verbindung zwischen Mann und Frau sein. „Dieses Geheimnis ist groß“, sagt der Apostel Paulus im Epheserbrief, „ich beziehe es aber auch Christus und die Kirche.“

Wenn die Ehe ein Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche ist, dann ist gleichsam der Mann ein Abbild Christi und die Frau ein Abbild der Kirche. Die christliche Familie ist ein kleines Gottesreich, einzigartig in Liebe und Gnade hineingebaut in das große Werk der Erlösung. Wahrhaftig, die christliche Ehe ist heiliges Land im Reich der Natur und im Reich der Gnade.

Darum hat Gott der Herr als Herr der Ehe auch seine Gesetze über die Ehe gegeben. Er hat dieses große Werk nicht menschlicher Willkür überlassen, sondern er hat seine natürlichen und übernatürlichen Gesetze gegeben. Das muss ja so sein bei einem Werk, das für das zeitliche und ewige Glück der Christen, für das Heil der Kinder, für die sittliche Gesundheit der Völker von solcher elementarer Bedeutung ist. Die Ehe kann nicht den Launen von Fleisch und Blut überlassen bleiben. Gott stellt es einem jeden Menschen frei, ob er die Ehe eingehen will, aber wenn er sie eingeht, muss er sie nach seinen Gesetzen führen.

Das erste Gesetz ist die Einheit. Mann und Frau sind verschiedenartig, aber gleichwertig vor Gott. Sie reichen sich die Hand zum Lebensbunde, ein Mann und eine Frau. Kein Dritter darf sich dazwischenstellen. Vor kurzem erzählte mir eine Frau, die mit ihrem Manne zwei Kinder hat, der Mann habe eine andere Frau kennengelernt und wolle mit ihr geschlechtlich zusammenleben, aber er möchte auch an der Ehe festhalten. Das ist unmöglich. Entweder ist er in der Einehe gebunden und verbunden, oder er trennt sich. Jeder Dritte in der Ehe ist ausgeschlossen. Es gibt keine Ehe zu dritt. Dem Mann gehört die ganze Liebe der Frau, und der Frau gehört die ganze Liebe, die ungeteilte Liebe des Mannes. Wo die echte Liebe ist, da klingen alle Liebesarten, also die körperliche bis zur geistigen, zusammen; sie gestalten die Ehe zur geweihten und vollkommenen Lebensgemeinschaft.

Das zweite Gesetz über der Ehe ist die Unauflöslichkeit. Das ist die unzertrennliche Verbundenheit der beiden Gatten. Nach göttlichem Recht kann eine gültig geschlossene und vollzogene Ehe Getaufter von keiner menschlichen Macht getrennt werden. Es gibt keine Ehe auf Probe, es gibt keine Ehe auf Zeit, es gibt keine Kameradschaftsehe. Schon die Natur verlangt die Unauflöslichkeit der Ehe, sowohl um der Ehegatten als auch um der Kinder willen. Wie kann die volle gegenseitige Liebe in der Ehe vorhanden sein, wenn der Gedanke an eine spätere Trennung dazwischentritt? Wie können die Kinder richtig erzogen werden, wenn entweder der Vater oder die Mutter schuldbarerweise fehlt? Christus hat dieses Naturgesetz noch eigens verstärkt und bestätigt. „Was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen.“ Es ist bezeichnend, dass gerade im Markusevangelium, das nämlich auch die römische, staatliche Ehegesetzgebung berücksichtigt, dass im Markusevangelium der Satz steht: „Wer seine Frau entlässt und eine andere heiratet, bricht ihr die Ehe. Und wenn sie ihren Mann entlässt und einen anderen heiratet, bricht sie die Ehe.“ Das römische Recht ist hier insofern berücksichtigt, weil nach römischem Recht die Frau genauso die Befugnis hatte, den Mann zu entlassen, wie der Mann die Frau. Anders war es im jüdischen Recht. Da durfte nur der Mann die Frau entlassen. Aber im römischen Rechtskreis durften beide den Partner entlassen.

Nun weiß ich, dass zahllose Ehen geschieden werden. Ein Arzt, der inzwischen in der dritten Verbindung lebt, sagte mir einmal: „Nach acht Jahren ist die Luft raus.“ Er verglich also die Ehe mit einem Gummischlauch. Vor wenigen Tagen erzählte mir ein Priester, er habe in einer Pfarrei in Gießen 21 Erstkommunionkinder. von diesen 21 haben 20 keine Eltern, die in geordneter Ehe leben. Von 21 Elternpaaren 20 Eltern, die nicht in geordneter Ehe leben! Früher wussten wir, dass die Moschee sich beugt vor dem Trieb, dass die Synagoge sich beugt, dass der Protestantismus sich beugt, das wußten wir. Aber jetzt sehen wir, dass das Laster auch in unsere Kirche eingedrungen ist. Eine bürgerliche Scheidung, meine lieben Freunde, kann nur soviel trennen, wie die bürgerliche Eheschließung verbunden hat. Was in der bürgerlichen Scheidung vor sich geht, ist ein Vorgang, der für die Kirche und für Gott unbeachtlich ist. Das Eheband bleibt trotz bürgerlicher Scheidung bestehen. Auch die Kirche kann eine gültig geschlossene und vollzogene Ehe unter Christen nicht auflösen.

Man sagt, die Kirche sei unbarmherzig, weil sie sich gegen Trennung und Wiederverheiratung stemmt. Meine lieben Freunde, es ist nicht die Kirche. Es ist ganz falsch, wenn Herr Görres sagt, die Kirche solle die Finger vom Ehebett wegnehmen. Es ist nicht die Kirche; die Finger am Ehebett sind Gottes Finger. Es ist nicht die Kirche, welche das verbietet, es ist Gott. Ist Gott unbarmherzig? Ist das Gesetz der Unauflöslichkeit unbarmherzig? Ich behaupte das Gegenteil. Nach Gottes Willen ist die Unauflöslichkeit der Ehe Ausfluß seiner Barmherzigkeit. Gott hat die Ehe unauflöslich gemacht, damit die Menschen sich vor Eingehung der Ehe prüfen, ob sie überhaupt fähig sind, einen Partner an sich zu binden. Sie müssen sich erst über ihre eigene Ehefähigkeit vergewissern. Gott hat die Ehe unauflöslich gemacht, damit die Menschen vor Eingehung der Ehe auch prüfen, ob sie diesen bestimmten Menschen an sich binden können, ob sie gewissermaßen zueinander passen. Gott hat die Ehe unauflöslich gemacht, damit die Menschen nach Eingehung der Ehe sich so verhalten, dass ihr Bund ihnen beiden Halt und Stütze ist, dass er ihnen hilft, Leid und Kummer zu tragen, so wie jener junge Mann, der, bevor er mit seiner Frau die Ehe schloß, eine Schrift anfertigen ließ: „Leichter, nicht schwerer.“ So soll es in der Ehe sein, leichter, nicht schwerer. Gott hat die Ehe unauflöslich gemacht, damit die Gatten nicht Ausschau halten nach einem fremden Partner, damit sie nicht an Abwechslung denken und damit sie die Treue fleckenlos bewahren. Gott hat die Ehe unauflöslich gemacht, um den Menschen die Pein der Trennung zu ersparen. Es ist Gottes Barmherzigkeit, meine lieben Freunde, welche die Ehe unauflöslich macht. Wenn die Ehe auflöslich wäre, dann fehlte ihr die fundamentale Festigkeit. Die auflösliche Ehe wäre nicht mehr ein Abbild, sondern ein Zerrbild der Verbindung Christi mit der Kirche. Die auflösliche Ehe trägt von vornherein den Keim der Zerstörung in sich. Die auflösliche Ehe gestattet die Abwechslung der Partner. Die auflösliche Ehe lenkt den Blick vom eigenen Gatten auf andere Männer oder Frauen.

Das dritte Gesetz, das Gott über die Ehe gegeben hat, ist die Ordnung. Es soll, daran lasse ich nicht rütteln, allen modernistischen Redensarten von heute zum Trotz, es soll in der Ehe eine Unter- und Überordnung geben. Ich zitiere aus dem Epheserbrief des Apostels Paulus: „Der Mann ist das Haupt der Frau, wie Christus das Haupt der Kirche ist. Wie die Kirche Christus untertan ist, so seien es auch die Frauen ihren Männern. Ihr Männer, liebet eure Frauen, wie Christus seine Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegeben hat.“ Wo es in einer Ehe so ist, wie es der Apostel Paulus hier beschreibt, nämlich dass der Mann die Hauptesstellung einnimmt und gleichzeitig seine Frau von Herzen liebt, da ist die Hauptesstellung eine Wohltat und nicht eine Tyrannei. Ich lasse also nicht daran rütteln, dass nach Gottes Willen eine solche Ordnung in der Ehe bestehen soll. Die Frau ist gewiß das Herz der Ehe, aber der Mann bleibt das Haupt. Wie das Haupt unentbehrlich ist, so ist das Herz unentbehrlich. Man kann streiten, was wichtiger ist; wichtig ist beides. Beide, Haupt und Herz, sind gleich wichtig und gleichwertig.

Das vierte Gesetz in der Ehe ist die Treue. Gott hat die Treue über die Ehe geschrieben, und zwar die Treue zueinander in ehelicher Liebe und die Treue zur Natur in ehelicher Keuschheit. Die beiden Gatten sollen sich ganz gehören, ihre Liebe soll die innigste Form annehmen, das seelische Ineinanderwohnen soll ein Abriß der Verbindung Christi mit der Kirche sein. Das ist das tiefste Glück der Ehe. Der Herr hat über die Treue deutliche Worte gesprochen. In der Bergpredigt heißt es: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt wurde: Ihr sollt nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Jeder, der eine Frau lüstern ansieht, hat schon Ehebruch mit ihr begangen in seinem Herzen.“ Eine unglaubliche Vertiefung der ehelichen Treue, die eben nicht nur die äußere Tat meidet, sondern auch das innere Begehren ausschließt. Wie schlimm, wie bitter ist die Untreue! Meine lieben Freunde, nach Schätzungen – nach Schätzungen! – ereignen sich in Deutschland jeden Tag eine Million Ehebrüche!

Das sichtbare Pfand der Liebeseinung zwischen den Gatten ist das Kind. Um des Kindes willen ist die Ehe in erster Linie eingesetzt. Da mag man noch so viel reden und darumreden und danebenreden von der Partnerschaft und ähnlichen Verbindungsweisen, nein, meine lieben Freunde, es bleibt richtig, was der Codex des kanonischen Rechts von 1917 geschrieben hat: „Der erste Zweck der Ehe ist das Kind.“ Zweck nach Gottes Absicht, nicht nach der Menschen Meinung; Zweck nach Gottes Absicht. Die Ehe ist für die Erhaltung des Menschengeschlechtes zuerst und zuoberst eingesetzt. Freilich hat sie auch andere Aufgaben wie die gegenseitige Hilfe und Stütze. Aber das Kind ist so sehr der erste Zweck der Ehe, dass, wer es durch seine Schuld ausschaltet, niemals seine Ehe im Sinne Gottes führt.

Wer die Ehe anders gebraucht, als es nach Gottes Willen geschehen soll, der versündigt sich gegen seinen Schöpfer. Unser Leib ist geheiligt, und auch die Leiber der Gatten sind geheiligt. Immer und überall müssen sie in heiliger Keuschheit miteinander umgehen.

Noch einmal, meine lieben Freunde, leuchtet wie Flammenschrift über der Ehe das Wort: „Ziehe die Schuhe von deinen Füßen, denn der Platz, wo du stehst ist heiliges Land.“ Die Ehe baut sich auf in unzertrennlicher Einheit und Treue, in Unterordnung und dienender Liebe von Mann und Frau als Abbilder Christi und der Kirche. Die Gatten sollen fruchtbar sein und ihren Bund mit Kindern segnen lassen im großen Dienst an Volk und Kirche. Dieses Geheimnis ist groß, meine lieben Freunde. Ich sage es in Christus und in der Kirche.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Leben in christlicher Gemeinschaft (2)

(Über die Voraussetzungen zur Ehe)

15.10.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Ehe, so haben wir gesehen, ist ein erhabenes Geheimnis. Sie ist heiliges Land. Nur die Besten sind eigentlich berufen, eine Ehe zu gründen. In heiliger Verantwortung muss sich ein jeder prüfen, ob er die Voraussetzungen hat, um eine Ehe schließen zu können. Zur Eheschließung genügt nicht ein Geschlechtsapparat; es sind viele andere Eigenschaften erforderlich.

An erster Stelle Gesundheit. Es wäre großes Unrecht, wenn Menschen zur Ehe schreiten würden, die ansteckende Krankheiten haben, mit denen sie den Ehegatten gefährden, oder wenn sie von Erbkrankheiten erfüllt sind, die Erbkrankheiten hervorrufen, wenn sie diese an die Kinder weitergeben würden. Solche Leute sollten nicht heiraten. In der Zeit des Dritten Reiches wurden diese Menschen vom Staat abgehalten zu heiraten. Man hat sie kastriert, ihnen die Geschlechtskraft genommen. Das war Unrecht. Aber jeder sollte aus eigener Verantwortung die Finger von der Ehe lassen, wenn er spürt, er ist körperlich nicht geeignet, eine Ehe zu schließen. Lieber unverheiratet durchs Leben gehen, als verheiratet andere in Gefahr bringen.

Eine weitere Voraussetzung ist die Reinheit. Die Jugend sollte rein verbracht werden. Absolute Keuschheit macht die jungen Menschen stark und charakterfest. Das Fundament einer glücklichen Ehe, meine lieben Freunde, wird in den Seelen der Knaben und Mädchen gelegt. Aber ebenso das Fundament einer unglücklichen Ehe; nämlich in den Jahren der Kindheit und Jugend wird das vorbereitet und grundgelegt, was in der Ehe benötigt wird. In Amerika ist eine Bewegung junger Menschen entstanden. „Wahre Liebe wartet.“ Das ist das Motto dieser Bewegung. Damit will sie darauf aufmerksam machen, dass nicht vor der Ehe vorweggenommen werden darf, was allein in die Ehe gehört, nämlich die körperliche, die geschlechtliche Beziehung. Die Fruchtbarkeit eines Volkes ruht auf der Fruchtbarkeit seiner Ehen. Die Fruchtbarkeit der Ehen aber ruht auf der keuschen Lebensführung vor der Ehe und in der Ehe. Der Eingang zum Ehestand ist mit dem Blute Christi gesalbt, da darfst du nicht mit unreinen Füßen die Schwelle überschreiten. Man darf nicht mit einem von Leidenschaft verbrauchten und verderbten Herzen zum Traualtar schreiten. Der Weg zum Traualtar soll im Zeichen des weißen Schleiers stehen. Die Ehe ist ein gottgegebener Beruf, eine heilige Verantwortung, nicht eine Faschingstaumelei oder ein Abenteuer.

Wer eine Ehe schließen will, muss sich auch vorbereiten, indem er Tugenden erwirbt. Tugenden sind Fertigkeiten im Guten, Fertigkeiten im sittlichen Leben. Das Eheglück hängt weniger von Eigenschaften des Verstandes als vielmehr von Eigenschaften des Herzens ab. Wer eine Ehe schließen will, sollte die Tugenden erwerben, die für eine Ehe unerlässlich sind. Ich erwähne an erster Stelle die Zucht, die Selbstbeherrschung. Wer sich selbst nicht beherrschen kann, wie wird der sich in der Ehe beherrschen können? „Sich selbst beherrschen ist wahres Herrschertum“, hat einmal der Heide Seneca geschrieben. Die Schöpfungsordnung will, dass die Seele von der Vernunft beherrscht wird und dass die Vernunft über den Körper herrscht.

Zur Ehe sind Rücksichtnahme, Takt, Feingefühl notwendig. Wer einen anderen Menschen an sich binden will, der muss wissen, das eigene Ich muss zurücktreten hinter dem Du. Jeder Ehegatte muss besorgt sein, zuerst besorgt sein um den anderen und dann erst um sich selbst. Vor allem, was er will und tut, muss er daran denken: Wie wirkt das auf den anderen? Zartgefühl, Feingefühl, Takt, Rücksichtnahme ist erforderlich. Und Versöhnlichkeit! Es wird wenige Ehen geben, in denen es nicht auch

zu Meinungsverschiedenheiten kommt. Das ist normal. Aber nicht normal ist es, wenn Meinungsverschiedenheiten zu Groll werden, wenn ein anhaltender Groll die Seelen vergiftet und auf diese Weise das Eheleben zugrunde richtet. „Laß dich nicht vom Bösen überwinden“, mahnt der Apostel Paulus im Römerbrief, „sondern überwinde das Böse durch das Gute!“ Und wir haben eben in der heutigen Epistel gehört: „Laß die Sonne nicht untergehen über deinem Zorn!“ Das heißt, wenn es zum Streit gekommen ist, am Abend – spätestens am Abend! – muss man sich wieder versöhnt haben. Laß die Sonne nicht untergehen über deinem Zorn!

In der Ehe muss man auch nachgeben können. Man darf nicht auf seinem Willen, auf seinen Plänen, auf seinen Programmen beharren. Es gibt viele Dinge, es gibt zahllose Dinge, meine lieben Freunde, die kann man so oder anders erledigen. Nicht um jeden Preis auf dem eigenen Willen beharren; jeder sollte vielmehr zum Nachgeben bereit sein. Die guten Ehen sind die, wo mindestens einer stets bereit ist zum Nachgeben. Zur Nachgiebigkeit gehört auch die Geduld. Man muss warten können; man muss dem anderen Zeit lassen und man muss standhaft bleiben im Leiden. Man darf die Früchte am Baum nicht pflücken, bevor sie reif sind. Da ist Geduld notwendig. Ungeduld trübt die eheliche Gemeinschaft.

Dann braucht es auch Selbstlosigkeit. In der Ehe muss jeder zuerst um das Wohl des anderen besorgt sein. „Die Liebe“, heißt es im ersten Korintherbrief, „sucht nicht das Ihre.“ Ja, was sucht sie dann? Ja, eben das des anderen, das Wohl des anderen. Und im selben Briefe heißt es: „Niemand suche seinen eigenen Vorteil, sondern den des Nächsten.“ Selbstlosigkeit ist meines Erachtens eine der ergreifendsten Tugenden, die es gibt, wenn einer sagt: Ich will nichts für mich, ich will alles für den anderen. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück. Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigene Herz zurück“, so hat der Dichter uns belehrt.

Zur Ehe gehört auch Arbeitsamkeit, Fleiß. Die wirtschaftliche Grundlage muss gelegt werden; dazu gehört, dass man durch fleißige Berufsarbeit den Gatten, eine Familie erhalten kann. „Wer in der Jugend Bäume pflanzt, der kann im Alter sich in seinen Schatten setzen.“ So sagt ein schönes Sprichwort. Und so ist es eben notwendig, arbeitsam zu sein, Fleiß zu beweisen. Faulheit erzeugt Fäulnis. Fleiß bringt Brot, Faulheit Not.

Schließlich ist auch das religiöse Fundament von ausschlaggebender Bedeutung. Wir nennen die Beziehung zu Gott Religiosität oder Frömmigkeit. Die Frömmigkeit besteht in dem entschlossenen Willen, Gottes Geboten nach zu leben. Frömmigkeit besteht darin, dass man fragt: Was will Gott von mir? Was will er jetzt von mir? Was will er in meiner Ehe von mir? Und der wichtigste Ausdruck der Frömmigkeit ist das Gebet. Gebet ist der sicherste Weg zu Gott. Es ist ein und dasselbe: das Gebet aufgeben und den Weg zu Gott verlassen. Das Gebet, meine Freunde, hat vier heilsame Wirkungen. Es vergibt die Sünden, es schwächt die Versuchungen, es macht uns vertraut mit göttlichen Dingen, und es verschafft uns das ewige Heil. Ohne Beziehung zu Gott ist eine gute Ehe kaum denkbar.

Das bedingt eben auch die Glaubenseinheit. Die Kirche hat immer – jahrtausendlang! – vor der bekenntnisverschiedenen Ehe gewarnt. Sie hat strenge Tafeln aufgerichtet bis in unsere Zeit. Seit einigen Jahrzehnten ist die Kirche auf diesem Gebiet von ihrer Strenge abgekommen. Nicht aus Überzeugung, sondern unter dem Druck, der auch infolge des Ökumenismus entstanden ist – nicht zum Heile der Menschen. Diese Nachgiebigkeit der Kirche gegenüber der religionsverschiedenen und der bekenntnisverschiedenen Ehe ist nicht zum Heil der Menschen und nicht zum Heil der Kirche. Wie sollen Menschen eine Einheit bilden, die nicht im selben Glauben verankert sind? Wie soll man in Übereinstimmung kommen, wenn der Glaube verschieden ist, wenn der Weg zum Gotteshaus verschieden ist, wenn die Gebote verschieden sind? Vergessen Sie auch nicht, meine lieben Freunde, der Protestantismus hat eine ganz andere Ethik als die katholische Kirche. Auch die Ethik ist es, die bekenntnisverschiedene Gatten trennt. Der Protestant ist überzeugt, dass er Empfängnisverhütung frei verüben kann, um nur ein Beispiel zu erwähnen. Er ist überzeugt, dass jede Ehe auflösbar ist. Das ist Protestantismus: Jede Ehe ist ohne Ausnahme auflösbar. Wenn unter Ehegatten keine Übereinstimmung hinsichtlich der göttlichen Dinge herrscht, kann auch hinsichtlich der menschlichen Dinge keine volle und wahre Übereinstimmung herrschen. Leider lassen sich viele junge Leute nicht raten, wenn sie gemischte Bekanntschaften machen. „Ratet mir gut“, sagt die Braut, „aber ratet mir nicht ab!“ Ja, so ist es.

Die Kirche hat, wie ich sagte, auch Ehehindernisse aufgestellt. Sie hat die Vollmacht dazu, denn was sie auf Erden bindet, das ist im Himmel gebunden. Die Ehehindernisse sind Umstände, die nach Überzeugung der Kirche eine volle Harmonie und eine glückliche Ehe und eine gute Familie schwer oder gar nicht zustandekommen lassen. Ich erwähne zum Beispiel das Ehehindernis der Blutsverwandtschaft. Der Volksmund hat schon gewusst, dass Verwandte sich nicht heiraten sollen. „Nahes Blut tut selten gut.“ So hat der Volksmund formuliert. Nahes Blut tut selten gut. Ich habe in meiner Verwandtschaft solche Fälle erlebt, wo sich Cousin und Cousine geheiratet haben mit Erlaubnis des Heiligen Stuhles. Aber diese Ehen waren in aller Regel unfruchtbar.

Nur nach gründlicher Vorbereitung sollen die Brautleute in die Ehe treten, damit sie wirklich fähig sind, sich entsprechend ihrem Stand in den Wechselfällen des Lebens zu stützen und noch vielmehr sich gegenseitig zu helfen in der Sorge für das ewige Heil. Wir Seelsorger sehen mit Schmerzen, wie Menschen unvorbereitet oder schlecht vorbereitet in die Ehe treten. Wir sehen, wie Ehen geschlossen werden, die nach gewissenhaftem Urteil nicht gut ausgehen können. Könnten wir doch allen, die vorhaben, eine Ehe zu schließen, ein Sprichwort ins Herz rufen, das in der Bretagne in Frankreich gang und gäbe ist: „Gehst du in den Krieg, so bete einmal. Gehst du zur See, so bete zweimal. Gehst du aber in die Ehe, so bete dreimal!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Leben in christlicher Gemeinschaft (3)

(Über das christliche Familienleben)

22.10.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den beiden vergangenen Sonntagen hatten wir den Willen Gottes über der Ehe uns vor Augen zu führen versucht. Die Ehe ist die Gemeinschaft zweier geschlechtsverschiedener Personen, die Gott zusammenfügt und über die er im Sakrament seine Gnade ausschüttet. Kein Gesetzgeber der Welt, meine lieben Freunde, hat die Macht, zu sagen, zwei homosexuelle Männer sind eine Ehe, und kein Parlament der Welt darf zwei Lesben zusammenbinden als Ehe.

Aus der Ehe wächst nach Gottes Willen die Familie. Und auch hier muss mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Eine Verbindung von zwei homosexuellen Männern, die ein Kind adoptieren, ist keine Familie! Die Familie steht, wie die Ehe, unter dem Schutz und unter dem Gebot Gottes. Gott allein bestimmt, was eine Familie ist, und er hat die Familiengemeinschaft aufgebaut auf zwei starken Pfeilern, nämlich auf der Autorität und auf der Liebe.

Der erste Pfeiler, auf dem die Familie ruht, ist die Autorität. Die Träger der Autorität sind die Eltern. Sie haben Befehlsgewalt über ihre Kinder, auch wenn die Kinder ihnen körperlich, geistig oder sittlich überlegen sind. Die Wurzel dieser Befehlsgewalt ist eine doppelte: eine natürliche und eine übernatürliche. Die natürliche Wurzel der Befehlsgewalt ist die Tatsache, dass die Eltern den Kindern das Leben schenken. Vereint mit Gott sind sie gewissermaßen die Schöpfer ihrer Kinder, und wer der Schöpfer ist, hat Macht über sein Geschöpf, über sein Wesen und über sein Wirken. Die Befehlsgewalt der Eltern ist eine Teilnahme an Gottes Schöpfertum und damit an seiner Befehlsgewalt. Die Eltern sind gleichsam Unterbefehlshaber Gottes.

Aber nicht nur nach Naturrecht haben die Eltern Autorität, sondern auch nach Gottes Recht, nach übernatürlichem Recht, denn in den Zehn Geboten heißt es: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass du lange lebest auf Erden.“ Gott selbst hat das Gebot gegeben, dass es nicht im freien Ermessen der Kinder steht, ob sie sich ihren Eltern unterordnen wollen. Nein, es ist ein strenges Gebot, das Gott gegeben hat: Du sollst Vater und Mutter ehren!

Im Alten Testament stehen noch viele andere Gebote und Weisungen an die Kinder und an die Eltern, und sie sind von erschreckender Gewalt: „Verflucht“, heißt es dort, „verflucht sei, wer seinen Vater und seine Mutter nicht ehrt, und das ganze Volk soll dazu sagen: Amen.“ „Wer Vater oder Mutter schlägt, soll sterben.“ „Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, soll sterben.“ Das sind Gebote aus dem Alten Testament. Was Gott im Alten Testament sanktioniert hat, das bekräftigt der Heiland durch sein Wort: „Ehre deinen Vater und deine Mutter“, wie es im Matthäusevangelium heißt. Und er hat es durch sein Beispiel bekräftigt: „Er war ihnen untertan.“ Er, der seinen Eltern unendlich überlegen war als wahrhaftiger Gott, er, der das Weltall in seiner Hand hielt, er war untertan seinen Eltern, Maria und Josef.

Der heilige Paulus hat das Gebot des Herrn in seinen Briefen wiederholt. Sowohl im Kolosser- wie im Epheserbrief heißt es: „Ihr Kinder, gehorcht in allen Stücken euren Eltern. Ihr Kinder, gehorcht euren Eltern im Herrn“, das heißt: nach Gottes Willen. Die Quelle der elterlichen Autorität ist also Gott selbst, und damit ist er auch die Quelle der Gehorsamspflicht der Kinder. Die Kinder müssen den Eltern untertan sein. Sie haben die Pflicht, den Eltern Ehrfurcht und Gehorsam zu beweisen. Ehrfurcht ist eine scheue Liebe und eine scheue Furcht, ist die Achtung, die man einem andern erweist, und darauf haben die Eltern Anspruch, auch wenn sie noch so kümmerlich ihr Leben fristen.



Wie viele ehrfurchtslose Kinder kann man in einem Priesterleben erleben! Schreckliche Bilder stehen vor meinen Augen, wie Eltern von ihren Kindern behandelt wurden. Sie sprechen von ihnen als den „Alten“. „Behaltet eure guten Lehren für euch! Mir habt ihr gar nichts zu sagen.“ Wahrhaftig, die Ehrfurcht ist eine Pflicht der Kinder ihren Eltern gegenüber. Sie eignen sich dadurch selbst ein würdevolles Wesen an, mit der Folge, dass ihre Kinder ihnen wiederum Ehrfurcht beweisen. „Der Segen des Vaters baut die Häuser der Kinder auf; der Fluch der Mutter reißt sie nieder.“ Auch das steht im Alten Testament.

Zur Ehrfurcht muss sich der Gehorsam gesellen. Gehorsam ist die Treue gegenüber den Befehlen, die von den Eltern ausgehen. Schon die rein natürliche Überlegung, dass ja die Kinder den Eltern unzählige Wohltaten verdanken, muss sie zum Gehorsam bewegen. Aber der Gehorsam ist darüber hinaus eine Tugend und ein Gebot, der Ungehorsam ist eine Unhöflichkeit und eine Undankbarkeit gegenüber den Eltern. Wer sich ihnen widersetzt, widersetzt sich Gott und hat auch von ihm die Strafe zu erwarten, die sich oft schon in diesem Leben auswirkt.

Die Eltern müssen selbstverständlich dementsprechend beim Aufbau der Tugend des Gehorsams mitwirken; sie müssen ihre Befehle überlegen; sie müssen ihre Befehle entsprechend den Verhältnissen anpassen. Aber sie müssen auch auf dem Gehorsam bestehen. „Wer dem Sohn seine Rute erspart“, heißt es im Alten Testament, „der haßt seinen Sohn, und wer ihn züchtigt, der hat ihn lieb.“ So muss es also sein, dass niemand den Sohn oder die Tochter verzärteln darf, sondern dass er auch die Fähigkeit haben muss, nein zu sagen. Das ist vielleicht eine der wichtigsten erzieherischen Aufgaben der Gegenwart, dass man nein sagt zu unerleuchteten Wünschen und Forderungen seiner Kinder.

Zu spät sehen viele ein, was sie an ihren Eltern versündigt haben. Was ich jetzt erzähle, ist eine wahre Begebenheit. Ein Doktor, ein angesehener, fast berühmter Mann wurde zu einer Abendgesellschaft erwartet. Er kam verspätet und durchnässt, und dann erzählte er den Geladenen, woher er komme. „Verzeihen Sie, dass ich so spät komme. Aber ich vergaß Ihnen zu sagen, dass heute der 21. November ist. Vor vielen Jahren starb an diesem Tage mein Vater. Er war arm, und um mir das Studium zu ermöglichen, verkaufte er auf der Straße Bücher. Eines Tages fühlte er sich krank, und er bat mich, an seiner Stelle zu gehen und die Bücher zu verkaufen. Mein Stolz bäumte sich dagegen auf; ich schlug es ihm ab. Noch einmal bat mein Vater, und als ich es wieder ablehnte, da ging er selbst, stand in Wind und Wetter draußen. Als er nach Hause kam, war er krank und starb bald darauf. Seitdem gehe ich jeden 21. November auf die Straße und stehe den ganzen Tag in Wind und Wetter, als ob ich Bücher verkaufen müsste, um meine Schuld zu sühnen. Aber es ist zu spät. Ich kann ihn nicht mehr gesund machen, und wenn ich noch 40 Jahre lang dasselbe täte.“

Die Befehlsgewalt der Eltern und die Gehorsamspflicht der Kinder hat freilich auch Grenzen. Wie weit reicht die elterliche Autorität? Nun, so weit, wie ihr Erziehungsauftrag reicht, so weit, wie ihr Aufgabenkreis gezogen ist. Es ist Aufgabe der Eltern, aus den Kindern rechte, brauchbare Menschen zu machen. In dieser Erziehungsaufgabe haben die Eltern Befehlsgewalt. Aber über ihrer Gewalt steht Gott. Ihre Macht hat Grenzen an den Rechten Gottes, und zwar haben die Eltern keine Gewalt über das Leben ihrer Kinder. Man schildert uns oft das heitere Griechentum über dem blauen Himmel Griechenlands und meint, das sei ein erstrebenswertes Ideal. Zu dem heiteren Griechentum gehört auch, meine lieben Freunde, dass ein neugeborenes Kind an der Schwelle des Hauses niedergelegt wurde und der Vater entschied, ob er es annehmen wollte oder ob er es zugrunde gehen ließ. Die Eltern haben keine Befehlsgewalt über den Leib ihrer Kinder. Sie dürfen ihn nicht verletzen, blutig schlagen oder über Vermögen belasten. Die Eltern haben keine Befehlsgewalt über die Seele der Kinder. Sie können niemals ihrem Kind etwas Böses befehlen, etwa zu stehlen oder zu lügen. Die Befehlsgewalt der Eltern hat ihre Grenzen an dem Gebote: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Auch im praktischen Leben ist es wichtig, die Grenzen zu sehen. Eltern sollten sich hüten, in die Ehe ihrer Kinder hineinzuregieren. Als Kinder bleiben sie ihnen selbstverständlich erhalten, aber in dem neuen Lebenskreis haben sie keine Befehlsgewalt. Die Autorität ist der erste Pfeiler, auf dem die Familie ruht.

Der zweite Pfeiler ist die Liebe. Schon von Natur aus ist ja die Liebe der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern in das Herz gebaut, und diese Liebe ist gewissermaßen der milde Gegenklang zur Autorität. Sie macht das Befehlen und das Gehorchen zur Freude und bringt jenes Glück

in die Familie, welches die gegenseitigen Aufgaben leicht macht. Die Elternliebe zeigt sich in der Erfüllung der elterlichen Aufgaben. Jedes Kind ist ein Kleinod. Meine lieben Freunde, ich mache mir immer eine Freude daraus, in der Straßenbahn oder bei anderer Gelegenheit kleine Kinder zu betrachten, wie sie in ihrem Wägelchen liegen. Ich bin immer ganz gerührt von diesem entzückenden Bild. Welch ein Wunder ist ein Kind! Wahrhaftig, es ist ein Kleinod, mehr wert als Gold und Edelstein. Und die Eltern haben die Aufgabe, dieses Kleinod zu hüten und zu fördern, körperlich, geistig und seelisch. Das Kind ist hilflos und deswegen an die Brust der Mutter gelegt, die es nährt und die es hütet. Sie soll ihm die Nahrung geben, die es zu seinem Wachstum braucht. Welche Opferliebe muss eine edle und echte Mutter aufbringen! Denn ein so kleines Wesen stellt Forderungen, stellt viele Forderungen, stellt schwere Forderungen. So manchmal wird die Nachtruhe gestört, und so manches Mal muss eine Mutter am Bettlein ihres Kindes wachen. Und doch auch: Wieviel Sonnenschein bringt ein Kind in die Familie! Der Vater muss für die Familie sorgen, er muss durch die Arbeit die Erhaltung der Familie gewährleisten. Selbst unter großen Opfern müssen sich die Eltern für ihre Kinder einsetzen. Es gibt freilich auch leichtsinnige Eltern, es gibt sogar Eltern, die ihre Kinder verkommen lassen. Es gibt Rabenmütter. Ich werde nie vergessen, wie vor vielen Jahrzehnten einmal ein Volksschullehrer in Freising zu mir sagte: „Die Kinder wären schon recht; sie sollten bloß keine Eltern haben.“ Was meinte der Lehrer? Nun, er meinte, dass eben viele Kinder von ihren Eltern nicht erzogen, sondern verzogen werden, dass es Kinder gibt, die Opfer ihrer Eltern sind. Und deswegen sagte er: „Die Kinder wären schon recht, aber sie sollten keine Eltern haben.“

Die zweite Aufgabe der Eltern ist, die geistige Entfaltung der Kinder zu fördern und zu leisten. Wir sprechen ja von der Muttersprache, weil eben ein Kind zuerst sprechen lernt von der Mutter und an der Brust der Mutter. Die geistige Entfaltung ist Aufgabe der Eltern. Sie müssen das Kind anleiten, zu sprechen und zu denken. Sie müssen dafür sorgen, dass die Talente sich entfalten. Da geschieht von manchen katholischen Eltern zu wenig. Vor wenigen Tagen hörte ich den Vortrag eines evangelischen Theologieprofessors. Er sprach über die Verhältnisse in München, und er sagte: „Es gibt eine Schneise der Wohlfahrt in ganzen Stadtteilen Münchens, wo protestantische Familien sind, die wohlhabend sind und viel häufiger ihre Kinder auf das Gymnasium schicken als die entsprechenden katholischen Familien.“ So wird, meine lieben Freunde, die katholische Inferiorität, die katholische Unterlegenheit, gezüchtet. Wir dürfen uns nicht zufrieden geben mit geringen Anforderungen, wir müssen das Beste aus unseren Kindern herausholen.

Schließlich müssen Eltern auch dafür sorgen, dass die Kinder seelisch gebildet werden, also dass sie religiös-sittlich erzogen werden. Wir können nicht abwarten, ob später das Leben die Kinder zur Religion erzieht, nein, die Religion muss zum Leben erziehen. In der Menschenseele liegt das Heimweh nach Gott. Keine Macht der Erde darf dieses natürliche Menschenrecht verkümmern lassen, und so müssen die Eltern auch religiös und sittlich an ihren Kindern arbeiten. Freilich, wer kann erziehen, wenn er selbst nicht erzogen ist? Auf alles bereiten sich die Menschen vor, aber auf die Erziehungsaufgabe, soweit ich sehe, kaum. Und doch ist sie die entscheidende Pflicht der Eltern. Sie dürfen sich auch nicht damit beruhigen, dass die Kinder ja in die Schule gehen und dass sie auch vom Priester angeleitet werden. Das ist alles richtig und wichtig und notwendig, aber es ersetzt die Tätigkeit der Eltern nicht. Das Beispiel des Vaters und die Worte der Mutter haften im Kinde viel tiefer als alles, was von außen an es herangetragen wird. Mehr als das Elternhaus gutmacht, kann von schlechten Kameraden verdorben werden, und deswegen müssen die Eltern wachen über ihren Kindern. Es muss ihre Sorge sein und ihr Gebet, ihr Wort und ihr Beispiel, das aus den Kindern rechte Menschen, Christen werden lässt.

Der Liebe der Eltern muss die Gegenliebe der Kinder antworten. Sie liegt schon in der Natur. Sie ist tief im Menschenherzen begründet. Die unzähligen Wohltaten der Eltern verpflichten die Kinder zur Dankbarkeit. Im Lichte des Glaubens ist diese Pflicht noch weit tiefer begründet, denn die Nächstenliebe ist natürlich zuerst den Eltern zu erweisen. Das Gebot der Nächstenliebe gilt zuerst im Verhältnis von Kindern zu Eltern. Dann muss aber diese Liebe sich auch betätigen. Sie betätigt sich in der Liebesgesinnung. Kinder müssen ihren Eltern alles Gute wünschen, sie müssen ein herzliches Wohlwollen für sie haben. Die Liebe zeigt sich dann weiter im freundlichen Reden und in den üblichen Liebeserweisungen, wie sie nun einmal in einer bestimmten Region üblich sind. Sie zeigt sich

auch im Zusammenarbeiten, im Zusammenhalten. Am schönsten betätigt sich die Liebesgesinnung im Gebet für die Eltern, um Gnade für ihre schwere Aufgabe oder um Seelenruhe, wenn sie Gott heimgeholt hat. Es gibt ergreifende Beispiele aufopfernder Kindesliebe. Vor einigen Wochen wies ein Professor für Alte Geschichte darauf hin, dass niemand im Laufe der Weltgeschichte mehr Sklaven gemacht hat als der Islam. Und von diesen Sklaven kann ich Ihnen heute eine wahre Begebenheit erzählen. In Algier, also im heutigen Algerien, wurden eines Tages Sklaven aus der türkischen Gefangenschaft losgekauft. Gleichzeitig kam ein neues Sklavenschiff, das wiederum Sklaven in dieses Land brachte. Da erkannte einer der Losgekauften unter den neuen Sklaven seinen Vater. Was tat er? Er ging zurück, er bot sich an, für seinen Vater erneut in die Sklaverei zu gehen. Ein edler Muslim schenkte beiden die Freiheit. Oder ein anderer Fall. Konradin ist Ihnen bekannt, der letzte Hohenstaufe, der 1268 auf dem Marktplatz in Neapel hingerichtet wurde im kindlichen, im jugendlichen Alter. Sein letzter Gedanke war an seine Mutter. „Mutter“, sagte er, bevor er sterben musste, „Mutter, welchen Schmerz bereite ich dir!“ Das sind Beispiele echter Kindesliebe.

Aber es gibt auch Gegenbeispiele. Es gibt die Vernachlässigung der Liebe, welche Kinder ihren Eltern schulden. „Ach, Eltern ziehen auf ihr Kind mit Sorg' und Schmerz. Das kleine tritt aufs Kleid, das große tritt aufs Herz.“ Wie weh tut es Eltern, wenn sie erleben müssen, wieviel Kränkung, wieviel Schmähung, wieviel Rohheit Kinder gegen ihre Eltern anwenden können! Manches harte Wort und manche Tat undankbarer Kinder sind schwere Sünden gegen die Liebe und ein Nagel am Sarg der Eltern. Auf manches Elterngrab müsste man das bittere Wort setzen: Hier ruht ein Vater, eine Mutter, von den eigenen Kindern getötet.

Wo die Liebe fehlt in einer Familie, da fehlt die Sonne, da fehlt das Glück, da fehlt der Friede, da fehlt auch Gott. Gottes Strafe erwartet solche Kinder, und viele haben an den eigenen Kindern gebüßt, was sie gegen die Eltern gefehlt haben. Wie glücklich sind dagegen die Kinder, über welche die Eltern beten können wie die heilige Hedwig, deren Fest wir ja vor wenigen Tagen gefeiert haben. Als ihr Sohn in der Schlacht von Wahlstatt 1241 getötet wurde, da betete sie: „O Gott, ich danke dir, dass du mir einen so guten Sohn gegeben hast. Er hat mich stets geliebt und nie betrübt. Er war mein Liebstes auf Erden.“

O mögen doch Eltern und Kinder sich ein Beispiel an Nazareth nehmen und die Liebe beweisen, die der Herr von ihnen bewiesen wissen will. „O lieb, solange du lieben kannst, o lieb, solange du lieben magst. Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Leben in christlicher Gemeinschaft (4)

(Über die Gemeinschaft von Staat und Volk)

29.10.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Königtums unseres Herrn Versammelt!

Die zweite große Gemeinschaft, in die ein jeder hineingeführt ist, ist das Volk, das im Staat sein festes Gefüge und seine Ordnung hat. Der Staat wird nach uralter Verkündigung der Kirche als eine vollkommene Gesellschaft bezeichnet, vollkommen insofern, weil er einen eigenen Zweck und eigene Mittel hat, um diesen Zweck zu erreichen. Der Staat, das Volk, das im Staat organisiert ist, besitzt zwei Pfeiler, die es tragen, nämlich die Autorität und die Gemeinschaft.

Dass die Obrigkeit Gewalt hat, ist uns allen gewiß. Aber nicht gewiß ist die Frage: Woher kommt diese Gewalt? Wer gibt dem Staat diese Gewalt? Wie kommt es, dass Menschen, die nicht mehr sind als andere, als wir, mit bindender Befehlsgewalt über uns stehen? Seit mehreren Jahrhunderten wird hier die Lehre von der Volkssouveränität vorgetragen. Sie besagt etwa folgendes: Das Volk ist der ursprüngliche Träger der Gewalt. Aber es bleibt nicht dabei, das Volk gibt seine Gewalt, es überträgt seine Gewalt, es tritt seine Gewalt ab an andere, eben an die Staatsführung, an die Obrigkeit. Die Staatsgewalt hat also ihre ganze Macht vom Volke, und das Volk, das diese Macht übertragen hat, kann sie auch jederzeit wieder an sich nehmen. Der missverständliche Satz in unserer deutschen Verfassung: „Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus“ könnte diese Auffassung bestätigen. Aber er muss nicht so verstanden werden. Er kann auch anders verstanden werden, wie wir gleich sehen werden. Jedenfalls, wenn es so wäre, wie die Staatstheoretiker etwa der Französischen Revolution behaupteten, dann würde die ganze Gewalt, die im Volke ursprünglich ruht, auf bestimmte Personen übertragen werden, die dann eben die Macht in sich haben. Die kirchliche Auffassung, die kirchliche Lehre über die Staatsgewalt ist eine andere. Nach katholischer Lehre, nach biblischer Lehre geht alle Staatsgewalt von Gott aus. Jede Autorität hat ihre Macht von Gott. Das Volk bestimmt lediglich den Träger, der diese Macht übernehmen soll. Also das Volk ist nicht im ursprünglichen Besitze dieser Gewalt, sondern es hat nur die Befugnis der *designatio*, es hat die Fähigkeit, den Träger der Staatsgewalt zu bestimmen, festzulegen, wer Autorität besitzen und ausüben soll.

Die Kirche hat für diese Auffassung gute Gründe. Schon im Naturrecht hat die Staatsgewalt ihre Begründung. Die Menschen müssen – müssen! – von Natur aus in Gemeinschaft leben. Sie können nicht als Einzelne leben; dann gehen sie zugrunde. Sie müssen in Gemeinschaft leben. Das ist eine Forderung der Natur oder besser des Urhebers der Natur. Wo aber eine Gemeinschaft ist, da muss es notwendig, wenn nicht das Chaos herrschen soll, Unterordnung und Überordnung geben. Es muss also Menschen geben, die bestimmen, und andere, die gehorchen. Wer diese Menschen sind, das kann das Volk entscheiden, ich sage es noch einmal. Aber die Krone selber, die Macht selber, die Autorität selber kommt von Gott.

Nun sind wir ja seit geraumer Zeit belehrt worden, dass die demokratische Regierungsform die einzig mögliche sei. Nein, das ist sie nicht! Es darf keine Mystifizierung der demokratischen Regierungsform geben. Es ist falsch, wenn man den Anschein erweckt, als sei die best- oder gar die einzig mögliche, die einzig menschenwürdige Regierungsform die Demokratie. Die Demokratie ist eine Möglichkeit, aber nicht die einzige. Sie ist eine Möglichkeit, den staatlichen Aufbau zu gestalten, aber nicht die einzige. Ich zitiere Papst Leo XIII., den großen katholischen Staatstheoretiker: „Wenn die Gerechtigkeit nicht verletzt wird, ist es den Völkern unbenommen, jene Regierungsform bei sich einzuführen, die ihrem Charakter oder den Sitten und Gewohnheiten von alters her am meisten ent-

spricht.“ Das ist die katholische Lehre. Wir sind keine Feinde der Demokratie. Wir bejahen die Demokratie, ich sage es noch einmal, um nicht falsch verstanden zu werden. Aber die Demokratie ist nur eine Möglichkeit, das Staatswesen, den Staatsaufbau zu gestalten. Und es gibt offenbar Völker, bei denen die Demokratie wenig angebracht ist. Die Tochter Stalins, die ja noch lebt, hat nach der Wende auch in Russland das Wort gesprochen: „Wenn wir in Russland Demokratie einführen, machen wir alles zu Scheiße.“ Sie kannte ihr Volk. „Wenn wir in Russland Demokratie einführen, machen wir alles zu Scheiße.“ Es gibt offenbar Völker, die für die Demokratie weniger geeignet sind. Aber noch einmal: Die Gewalt kommt von Gott, vom Urheber der Natur. Und das bezeugt auch die Heilige Schrift. Im Römerbrief heißt es: „Jedermann sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan, denn es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott stammt. Wo eine Gewalt besteht, ist sie von Gott angeordnet. Wer sich demnach gegen die Gewalt auflehnt, der lehnt sich gegen Gottes Anordnung auf. Darum muss man ihr untertan sein, nicht nur um der Strafe, sondern um des Gewissens willen.“ Und Petrus sagt nichts anderes in seinem ersten Briefe: „Seid um des Herren willen jeder menschlichen Ordnung untertan, sei es dem König als dem obersten Herrn, sei es den Statthaltern.“

Wir wollen dabei nicht übersehen, dass Paulus und Petrus einer heidnischen Obrigkeit gegenüberstanden, die eben anfang, das Christentum zu verfolgen. Und trotzdem haben sie geschrieben: „Seid jeder Obrigkeit untertan!“ Was die Apostel gepredigt haben, das hat der Heiland durch Wort und Beispiel gelehrt. Wir alle kennen das Wort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ Der Kaiser hat Rechte, und diese Rechte macht er mit göttlicher Sanktion geltend. Jesus hat auch vor Pilatus ein Bekenntnis zur Autorität des Staates abgelegt. Pilatus sagte zu ihm: „Weißt du nicht, dass ich Macht habe, dich zu kreuzigen oder freizugeben?“ Darauf antwortete Jesus: „Du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.“ Von oben, das heißt von Gott. Auch Pilatus war Machtträger, der seine Macht von Gott hatte.

Die staatliche Machtbefugnis reicht so weit, wie die staatlichen Aufgaben reichen, und diese sind wahrhaftig weit ausgedehnt. Sie umfassen die ganze Wohlfahrt des Volkes. Der Staat hat den Schutz des Lebens der Untertanen, der Staatsangehörigen, zu gewährleisten, den Schutz ihrer Gesundheit, ihrer Freiheit, den Schutz ihrer Ehre, den Schutz der Ehe, den Schutz der freien religiösen Betätigung. Kein Geringerer als der griechische Philosoph Aristoteles hat den schönen Satz geprägt: „Die Sorge für die Religion ist die erste Aufgabe des Staates.“ Die Sorge für die Religion ist die erste Aufgabe des Staates. Er wusste, der religionslose Staat wird zum sittenlosen Staat.

Zum Staat gehört die Sorge um die Arbeit und die Ernährung des Volkes, die Sorge für die Armen, für die Kranken, für die Waisen, die Sorge für Unterricht, Wissenschaft, Kunst und Lehre, die Sorge für Handel und Verkehr, die Beziehung zu fremden Völkern, der Schutz gegen äußere Feinde. Das alles sind die Aufgaben des Staates. Wahrhaftig gewaltig ausgedehnt. Der Staat hat Gesetzgebungsgewalt, er hat vollziehende Gewalt, er hat richterliche Gewalt. Der Staat sorgt für die Straßen und für die Brücken, er sorgt für die Eisenbahn und für den Flugverkehr, für die Autobahnen, für Post und Telefon und schließlich auch für die Wehrmacht. Wenn ein Volk nicht mehr fähig ist, die Hand auch einmal zur Faust zu ballen, dann ist es in dieser Welt verloren.

Die Staatsangehörigen haben gegenüber dem Staat eine Menge von Rechten. Alles das, was ich eben aufzählte, sind auch Rechte der Staatsbürger. Sie dürfen davon Gebrauch machen: von den Straßen, auf denen ihre Fahrzeuge sich bewegen, von der Wissenschaft, von den Hochschulen, von den Schulen. Die Staatsbürger dürfen alle diese Aufgaben des Staates als ihre Recht beanspruchen. Wir dürfen die staatlichen Einrichtungen benutzen, und jeder Kulturstaat hat auch ein Interesse daran, dass das Volk auf eine hohe Stufe der Kultur geführt wird, und so dürfen wir auch die Einrichtungen zur Bildung benutzen. Wir haben ein Recht darauf, dass der Staat uns seinen Schutz gewährt, Schutz des Lebens, des Eigentums, der Ehre. Wir dürfen die Gerichte anrufen, wenn eines dieser Recht bedroht ist.

Aber über den Rechten darf man die Pflichten nicht vergessen. Es ist schade, dass in den Verfassungen immer nur von den Grundrechten der Bürger die Rede ist, nicht auch von den Grundpflichten. Jeder Staatsangehörige hat gegenüber dem Staat bestimmte Pflichten. Die erste Pflicht ist die einer gewissen Ehrfurcht. Ja, das muss man sagen. Es ist ganz falsch, alle die „da oben“ sind, in Bausch und Bogen zu verurteilen, zu verspotten. Das ist eine sittliche Verfehlung, die gegen die Pflicht der Ehr-

furcht, die wir dem Staat schulden, gerichtet ist. Es ist eine Sünde, die Staatsgewalt zu verachten, zu verleumden oder zu verspotten. Noch schlimmer als Spott und Hohn sind tätliche Angriffe gegen die Staatsgewalt. Also denken Sie etwa an die Ermordung des Staatspräsidenten von Amerika, John Kennedy. Wer der Obrigkeit sich widersetzt, der lehnt sich gegen Gottes Ordnung auf.

Freilich, und das muss auch gesagt werden, die Staatsgewalt hat ihre Grenzen. Staatsrecht wird gebrochen durch Gottesrecht. Wo das Staatsrecht Gottes Recht zu nahe tritt, da ist Widerstand möglich, ja geboten. Es gibt ein Widerstandsrecht. Nicht jede Revolution ist Unrecht. Eine Revolution, die ein unhaltbar gewordenes System beseitigt, das dem Volk den größten Schaden zufügt und wo keine Aussicht auf Besserung besteht, eine solche Revolution ist zulässig. Das haben die Männer des 20. Juli 1944 bedacht und gewusst. Sie sagten sich: Dieser Mann führt nicht bloß unser Volk, er führt ganz Europa ins Unheil. Er hat es schon ins Unheil geführt, er muss beseitigt werden. Im Jahre 1944 besuchte der schlesische General Gersdorff den Feldmarschall Manstein. Er unterbreitete ihm die Pläne für einen Umsturz. Manstein fragte ihn: „Ihr wollt ihn (nämlich Hitler) wohl totschiessen?“ Gersdorff antwortete: „Jawohl, Herr Feldmarschall, wie einen tollen Hund.“ Und das war er. „Wie einen tollen Hund.“ Es gibt also ein Widerstandsrecht, dessen Berechtigung freilich genau geprüft und das nur als letzte Maßnahme angewandt werden darf.

Die zweite Pflicht ist die Pflicht des Gehorsams. Die Gesetze, die gerechten Gesetze, die der Staat gibt, verpflichten im Gewissen. Ihre Befolgung ist eine religiöse Pflicht, ist ein Teil unseres natürlichen Gottesdienstes. Wie dem Herrschenden das Recht heilig sein muss, so muss auch den Bürgern das Gesetz heilig sein. Es ist ein Ausfluß des göttlichen Gesetzes. Nur wo ein Gesetz offenkundig dem göttlichen Gesetz widerspricht, da gilt das Wort: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Denn noch einmal: Gottesrecht bricht Staatsrecht.

Die dritte Pflicht, die wir haben, ist die Pflicht der Treue. Wir müssen verantwortungsbewusst Anteil am Wohl und Wehe der Gemeinschaft nehmen. Und diese Treuepflicht ist aufgefaltet in mehrere Einzelpflichten. Ich erinnere etwa an die Wahlpflicht. Viele sagen: Ja, was bringt meine Stimme ein. Ich bin ein winziges Körnlein unter den vielen Millionen derer, die zur Wahl aufgerufen sind. Ja, aber für dich ist diese Entscheidung eine Gewissensentscheidung, und dich wird Gott fragen, warum du nicht zur Wahl gegangen bist. Dann ist die Treuepflicht auch wirksam in der Dienstpflcht. Man muss dem Staate seine Kräfte und sein Wissen zur Verfügung stellen. Jeder muss nach seinem Vermögen zum Wohle der Gemeinschaft beitragen. Eine weitere Pflicht ist die Steuerpflicht. Die Steuern sind lästig, aber die Steuern sind notwendig. Ob sie immer gerecht sind, das ist schwer zu entscheiden. In jedem Falle hat auch Paulus zu dieser Thematik ein Wort gesagt: „Gebt jedem, was ihm gehört, Steuer, wem Steuer gehört, Zoll, wem Zoll gehört.“ Auch die Wehrpflicht ist eine Pflicht, die aus der Pflicht der Treue sich ergibt. Entschuldigen Sie, dass ich das sage, aber ich habe nie verstanden, wie man die Wehrdienstverweigerung im Konzil festschreiben konnte. Meines Erachtens hat derjenige, der den Wehrdienst verweigert, ein irriges Gewissen. Gewiß ein Gewissen, aber ein irriges Gewissen. Die Wehrpflicht ist ein Teil der Pflicht der Treue. So hat es jedenfalls die Kirche jahrhundertlang gelehrt, und ich bin nicht bereit, davon abzugehen.

Schließlich haben wir noch eine weitere Pflicht, nämlich die Gebetspflicht. Man muss für die Obrigkeit beten. Früher, in meiner Jugend, wurde in jedem Sonntagsgottesdienst das „Allgemeine Gebet für die Obrigkeit“ verrichtet, und das war richtig so. Denn auch der Staat braucht unser Gebet. Und wiederum ist Paulus der Kronzeuge dafür. Er schreibt im 1. Brief an Timotheus: „Zuallererst ermahne ich nun, Bitten und Gebete, Fürbitten und Danksagungen zu verrichten für alle Menschen, für Könige und Obrigkeiten, damit wir ein stilles und ruhiges Leben führen können in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit.“

Weiter noch, meine Freunde, als die Grenzen des Staates, reicht das Volk. Das deutsche Volk ist ja nicht nur im deutschen Staat, in der Bundesrepublik versammelt, sondern es reicht darüber hinaus. Wir haben viele so genannte Volksdeutsche. Im Jahre 1959 wurden in der damaligen Sowjetunion 1.600.000 Deutsche gezählt. Allein in der Sowjetunion 1.600.000 Deutsche. Deutsche sind in vielen Ländern auch heute noch vertreten bis nach Südamerika hinein, in Chile, in Argentinien, in Brasilien, ganze Kolonien von Deutschen. Als man in den USA, in den Vereinigten Staaten, überlegte, welche Sprache hier eingeführt werden sollte, da hat man geschwankt zwischen deutsch und englisch, aber die

Waagschale hat sich dann zum Englischen geneigt. Aber so zahlreich vertreten waren die Deutschen damals in den USA, dass man ernsthaft daran dachte, ihre Sprache zur Landessprache zu machen. Und deswegen gebührt unserem Volk, also auch dem ganzen außerhalb der Staatsgrenzen vertretenen Volk unsere Liebe und unsere Zuneigung.

Es ist eine christliche Aufgabe, den Zusammenhalt im Volke zu fördern und dem Gemeinwohl zu dienen. Gemeinwohl hat immer den Vorzug vor dem Eigenwohl. Es gibt eine wahre Volksgemeinschaft, und der haben wir zu dienen. Und wir haben auch unser Volk zu lieben. Ich kann es nicht hören, wenn man immer wieder sagt: „Ich schäme mich für mein Volk.“ Ich schäme mich für die Untaten, die Angehörige dieses Volkes verrichtet haben, gewiß, aber nicht: Ich schäme mich für mein Volk. Auch unser Volk hat einen Anspruch auf Ehre. Heute gibt es Angehörige einer Partei, der es gleichgültig ist, ob das deutsche Volk ausstirbt. Solche Äußerungen gibt es. Aber Gott will, dass dieses Volk lebt. Er hat es in die Mitte Europas gesetzt, damit es dort seine gottgegebene Aufgabe erfüllt. Da dürfen wir nicht sagen: Es ist gleichgültig, ob dieses Volk ausstirbt.

Zum Volke tritt das Vaterland. Vaterland ist das Land unserer Väter, das Land, wo unsere Ahnen und Vorfahren lebten, wirkten und starben. Der Begriff Vaterland ist ein berechtigter Begriff. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an“, sagt Friedrich Schiller, „das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die Wurzeln deiner Kraft.“ O wie schön! Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Hier sind die Wurzeln deiner Kraft. Unser Land ist doppelt geheiligt durch die Gebete, durch die Kultstätten, durch die Wallfahrtsorte unserer Vorfahren, und dieses Vaterland sollten wir lieben und achten und ihm den notwendigen Dienst erweisen.

Wie schön ist es, meine lieben Freunde, wenn wir mit der rechten Auffassung über Obrigkeit, Volk und Staat denken! Die herzliche Verbundenheit mit unserem Volk und Land, die Freude über seine Macht und Größe, die tätige Mitsorge für sein Glück, das Wirken und Beten und Opfern für sein Wohl, das ist die Vaterlandsliebe, die wir unserem Lande schulden.

Streck aus, o Gott, die milde Hand auf unser liebes Vaterland. In deinen Schutz ich anbefehl' die Menschen all' mit Leib und Seel'.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Heiligen Gottes (1)  
(Über das irdische Leben der Heiligen)

01.11.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des Festes Allerheiligen Versammelt!

In Rom gibt es eine Kirche Santa Maria Rotonda, das frühere Pantheon. Dieser größte Tempelbau der heidnischen Zeit wurde in eine Kirche umgestaltet und zur Begräbnisstätte von zahllosen Überresten heiliger Martyrer und Bekenner. Sie hat man dahin aus den Katakomben übertragen. Die Kirche des Pantheon oder Santa Maria Rotonda wollte dann Michelangelo mit titanischer Kraft in den Himmel hinaufheben, und so hat er die Kuppel des Petersdomes geschaffen. Beide Kuppeln haben auf Erden nicht ihresgleichen. Sie sind Werke von Genies und doch von ergreifender Unzulänglichkeit; denn Santa Maria Rotonda ist nicht eine Stätte, in der die Heiligen selbst wohnen, sondern sie ist eine Totenkammer, eine Kammer, in der nur die zurückgebliebenen Reste der Heiligen aufbewahrt werden. Und die Peterskuppel ist vom Himmel weit entfernt. Sie ist nur ein schwaches Gleichnis der himmlischen Herrlichkeit. Und doch liegt etwas Bedeutsames im Dasein und im Sinn dieser beiden Riesendome. Santa Maria Rotonda erinnert an die Heiligen, wie sie auf Erden gewandelt sind, in einer menschlichen Welt, in einem menschlichen Leibe. Die Peterskuppel will uns dagegen an die Scharen der Heiligen, der Auserwählten erinnern, die im Himmel leben, die in der Herrlichkeit Gottes stehen. Damit sind zwei ganz verschiedene Betrachtungsweisen der Heiligen angesprochen, nämlich die Heiligen, wie sie auf Erden gelebt haben, und die Heiligen, wie sie als Bewohner in der Ewigkeit leben. Das ist eine ganz verschiedene Haltung, wie wir die Heiligen denken, wenn wir sie uns im irdischen Leben vorstellen und wenn wir sie in der Ewigkeit wissen. Heute wollen wir von den Heiligen sprechen, wie sie auf Erden gelebt haben, und am kommenden Sonntag von den Heiligen, wie sie im Himmel leben.

Die Heiligen auf Erden, das sind alle die Menschen, die von Gott erfüllt waren, nicht nur heiliggesprochene; all die gottverbundenen und gottliebenden Menschen, die es je gab: die Menschen der großen religiösen Kraft, die Menschen der heldenmäßigen sittlichen Vollendung, die Menschen Gottes und die Menschen der Güte. Es sind ihrer viele; es sind ihrer unzählige aus allen Völkern und Stämmen und Nationen, aus allen Jahrhunderten und auch aus unserer Zeit. So befällt uns immer wieder ein frohes und zugleich wehmütiges Staunen und eine Art Heimweh, wenn wir an diese Menschen denken. Was ist denn an ihnen so merkwürdig, so außerordentlich? Was ist bei ihnen so ganz anders als bei der großen dunklen Masse der Menschheit, wie wir sie nur allzu gut kennen? Diese heiligen Menschen sind die einzigen Menschen, die wahrhaft unvergesslich sind. Sie stehen zwar nicht in unseren Geschichtsbüchern, unvergesslich sind sie für unser Herz. Sie sind die Menschen, an die man mit Liebe denkt und mit Freude und mit Sehnsucht. Es sind die Menschen, denen kein Fluch in die Ewigkeit nachgerufen wird. Acht Jahrhunderte sind es her, seitdem der heilige Franz von Assisi über die Erde wandelte. Aber die Herzen der Menschen schlugen in unverminderter Liebe und Dankbarkeit ihm entgegen. Über anderthalb Jahrtausende sind es her, seitdem Augustinus sein Werk auf Erden vollbrachte. Als er starb, da haben die Vandalen an die Tore von Karthago geklopft und das Land verwüstet. Die Vandalen und das Vandalische sind in der Welt geblieben und siegreich gewesen, und trotzdem ist der Name des heiligen Augustinus, ist die Geistesgröße und die Herzenswärme dieses Heiligen uns unvergesslich geblieben. Und was soll ich sagen vom heiligen Apostel Paulus? Zweitausend Jahre fast sind vergangen, seitdem er an der Straße nach Ostia hingerichtet wurde. Aber heute noch kniet eine ganze pilgernde Welt an seinem Grabe und betet dort so ergriffen und dankbar, wie man nur im Namen des Geistes und der Freiheit beten kann.



Warum sind die Heiligen unserem Herzen so nahe geblieben? Weil sie die einzigen wirklichen und großen Wohltäter der Menschheit waren. Von ihnen ist keine neue Mordwaffe erfunden worden, kein Krieg ausgegangen, kein Streit und kein Haß. Im Gegenteil, sie haben die Zwietracht zu heilen gesucht. Sie haben die harten Herzen weich gemacht. Sie haben die mutlosen Herzen höher schlagen lassen. Sie haben die Armen froh gemacht und die Herren der Erde demütig. Sie haben sanft zu den Unterdrückten geredet, aber stolz zu den Mächtigen. Sie haben die Wölfe gezähmt und die Lämmer behütet. Sie haben, wie es im Buche Job heißt, ein Auge für den Blinden gehabt und einen Fuß für die Lahmen. Sie waren Vater der Armen. Sie waren die Menschen, die wirklich die Erde wohnlicher und das Leben heller gemacht haben; nicht, indem sie bessere Erfindungen, Beleuchtungskörper oder ein gesünderes Wohnwesen geschaffen hätten. Nein, sie haben bessere Beziehungen geschaffen, bessere Beziehungen, gute, friedvolle, einträchtige Beziehungen unter den Menschen. Sie haben dazu geholfen, dass sich die Menschen besser verstehen und miteinander vertragen. Und davon hängt doch schließlich alles wirkliche Glück auf dieser Erde ab.

Darum ist nicht nur ihre Person, sondern auch ihr Werk unvergesslich und dauerhaft geworden. Was die Heiligen geschaffen haben, das möchte niemand wieder zerstören, der es gut meint mit den Menschen. Die Reichsgründungen der Jahrtausende sind immer wieder zerfallen, aber die Barmherzigen Schwestern, die Vinzenz von Paul gegründet hat, die möchte doch niemand missen. Die Werke des großen Erziehers Don Bosco möchte niemand zerstört sehen, der die Jugend liebt. Und was der heilige Franz, das Sonnenkind, gesungen hat, was Fra Angelico gemalt hat, was der heilige Augustinus geschrieben hat, das möchte doch niemand zerstört sehen, sondern das können wir nur lieben und verehren.

So sind diese Heiligen auch unsere Tröster geworden, die uns immer wieder den Glauben an die Menschen und an die Menschheit, den Glauben an uns selbst wiedergegeben haben, weil sie den Glauben an unsere Ideale, an das Gute, an das Licht wieder aufrichten; denn sie sind Menschen gewesen, in denen der Geist und die Güte siegreich und mächtig waren. Sonst sehen wir immer die Übermacht der Finsternis und der Gewalt, die Übermacht der Sünde oder des Zufalls. Die Menschen, die einst zu den Großen gerechnet wurden, die großen Könige, die großen Feldherrn, die großen Staatsmänner, sie verdanken doch ihre Werke zum großen Teil der Gunst der Zeit und der Verhältnisse oder der Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit ihres Wollens. Aber kein Heiliger hat durch solche Mittel gewirkt. In ihnen ist endlich auch einmal die Gewissenhaftigkeit, die Treue, die Sanftmut, die Liebe zum Siege gekommen. In ihnen hat nicht eine Institution, nicht eine Gewohnheit, nicht eine Leidenschaft oder ein Trieb gesiegt, sondern die Persönlichkeit und die Freiheit. Endlich sehen wir einmal Bahnbrecher, die nicht mit Gewalt eine Mauer einrennen, sondern still wie ein lebendiger Keim, lautlos wie das Licht ihren Weg nehmen. Das sind endlich auch einmal Führer, die nicht durch ihre Kommandostimme, sondern durch ihr Schweigen und Leiden zu Führern werden.

Können uns denn die Heiligen Führer sein? Haben sie nicht in einer ganz anderen Zeit gelebt? Sind sie nicht auch in einem bestimmten Sinne ihrer Zeitlage verhaftet gewesen? Ist nicht alles, was sie taten und dachten, relativ, eben auf eine bestimmte Epoche bezogen? Tatsächlich, vieles an ihnen war nur einmal möglich, nur einmal praktisch, nur einmal zulässig. Es wäre sinnlos, sie in allen Einzelheiten nachahmen zu wollen. Aber etwas an ihnen war absolut, ewig und unvergänglich, nämlich Gott. Gott in ihnen. Dass Gott in ihrer Mitte stand, in der Mitte ihres religiösen und sittlichen Lebens, das ist das Absolute, das wir von den Heiligen lernen können. Denn Gott ist an keine Zeit gebunden; er steht über jeder Zeit. Er ist der Ewige. Dass man Gott dienen kann auch in dieser Welt, und dass man dieser Welt dienen kann auch im Gottsuchen, das ist das Wundervolle, das allgemein Gültige und Bleibende am Beispiel der Heiligen. Es ist also doch nicht wahr, wie man uns immer wieder weismachen will, dass in unserer Welt, in unseren Großstädten und auf unseren Straßen, in unserem Berufsleben, in unserer Arbeit Gott nicht zu finden ist. Es ist nicht wahr, dass man ihn zurückstellen und vergessen muss, wenn man etwas Großes in dieser Welt leisten will. Es ist nicht wahr, dass es unpraktisch ist und eine Illusion, Gott zu verehren, dass die lebensstarken und wirklichkeitsgetreuen Menschen von Gott lassen müssten.

Ich habe soeben, meine lieben Freunde, ein Buch gelesen von einem Christen aus der früheren DDR. Er war katholisch gewesen, hat aber den Glauben verloren, ist aufgestiegen in der Partei der

SED, ist bis ins Zentralkomitee vorgedrungen, hat den Doktor in Philosophie, in marxistischer Philosophie, gemacht. Aber er ist leer geblieben. Er hat die Hohlheit des ganzen Gebäudes durchschaut. Er hat die Ungleichheit im angeblich marxistischen Reich der Gleichheit erkannt. Und so ging er immer wieder in eine Kirche, heimlich, ungesehen, unbeobachtet, denn wenn er bemerkt worden wäre, dann hätte man ihn zur Rechenschaft gezogen. Und er fand zurück zum Glauben und hat alles abgeworfen, was ihm an äußeren, irdischen Werten, an Gehalt und Stellung gegeben worden war, und hat den Weg zurück gefunden zur heiligen Religion. An diesem Beispiel ist zu sehen, dass man Gott auch auf dieser Erde, unter den ungünstigsten Umständen finden und ihm dienen kann. Und das ist das Beispiel der Heiligen. Sie haben die Erde gesehen und doch den Himmel nicht aus den Augen verloren. Sie haben die Welt geliebt und doch Gott gedient. Sie haben in ihrer Zeit gelebt und doch die Ewigkeit gewonnen. Sie haben Menschen umarmt, ohne Gott zu beleidigen. Sie haben sich zu Gott geflüchtet und doch die Menschen nicht vernachlässigt. Dafür sind die Heiligen ein Beispiel, das uns tröstet und zugleich aufruft. Konnten sie es, warum wir nicht? Warum sind wir nicht ebenso mutig und ebenso tapfer und ebenso folgerichtig? Warum lassen wir unser Leben als eine Halbheit, als einen unfertigen Bau, als eine Ruine liegen?

Doch ich weiß schon, Beispiele helfen nicht viel unter uns Menschen. Wir folgen ja doch nicht den Größten und Besten unter uns nach. Die Menschen müssen eben nicht nur eingeladen, sie müssen geführt werden. Sie müssen nicht bloß gelockt, sondern hingerissen werden von Menschen, die sie an der Hand nehmen, von ganz nahen und verbundenen Menschen, die stark und lebendig genug sind, auch das Leben anderer noch zu gestalten. Wir brauchen Menschen, die uns mitnehmen, mitnehmen zu Gott. Und es gibt unter uns solche Menschen. Es gibt solche, die starke und treue und reine und vorbildliche Führer sind. Ihnen wollen wir uns anvertrauen, damit wir auch in die Gemeinschaft der Heiligen im Himmel kommen, über die wir uns am nächsten Sonntag klar werden wollen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Heiligen Gottes (2)  
(Über das himmlische Leben der Heiligen)

05.11.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt viele Dinge, die die katholische Kirche anderen Religionsgemeinschaften voraus hat. Aber eine der schönsten Perlen, die sie besitzt, ist die Heiligenverehrung. Wir verehren die Menschen, die in Gott hineingelebt haben und die in Gott hinein gestorben sind und die jetzt bei Gott in der Himmels-herrlichkeit sich freuen eine Ewigkeit. Wir nennen sie unsere Patrone, und dieses Wort schließt zweierlei ein, einmal, dass sie unsere Vorbilder sind, zum anderen, dass wir sie als unsere Fürsprecher anrufen. Unsere Vorbilder sind sie, wie sie auf Erden gewandelt sind, und wir haben am Fest Allerhei-ligen über die Heiligen auf Erden nachgedacht. Heute betrachten wir sie, wie sie im Himmel sind. Wir sehen also auf ihre himmlische Herrlichkeit: die Heiligen im Himmel.

Sie sind die ganz nahen und uns verbundenen Menschen, die auch jetzt noch unserer besten Freunde und stärksten Helfer sind. Und das ist merkwürdig, denn sie sind doch von uns gegangen. Sie sind doch in das große Schweigen eingegangen, in das weit entfernte Land des Jenseits, wo alles ganz anders ist, wo Raum und Zeit und unsere Vorstellungen versagen. Im allgemeinen ist es tatsächlich so: Die Gestorbenen sind uns entrückt, sie sind weit von uns entfernt. Und wenn sie auch in diesem Le-ben groß waren, in der Zeit nach ihrem Tode sind ihre Namen leer und schal geworden. Was bedeu-ten uns persönlich Männer wie Alexander der Große oder Napoleon oder die vielen, deren Namen in Mausoleen und Museen zu finden sind? Aber bei den Heiligen ist es anders. Sie sind von Gott zu Gott gegangen, von einem gotterfüllten Erdenleben zu einem gottseligen Himmelsleben. Von ihnen wissen wir, dass sie Liebhaber der Brüder sind und viel beten für das Volk und die ganze heilige Stadt und auch für die unheiligen Städte dieser Erde. Sie sind uns näher als selbst lebendige Menschen, so dass wir mit ihnen über Dinge reden, die wir keinem irdischen Menschen anvertrauen mögen, dass wir ihnen Leid und Freude in die Hände legen, die wir vielleicht vor den nächsten Verwandten verheimli-chen möchten.

Eine kleine, früh verstorbene Klosterfrau, Theresia von Lisieux, ist für Millionen Menschen eine Freundin und eine liebe Gefährtin geworden. Ein Franziskanermönch, der vor vielen Jahrhunderten gelebt hat, ist zu einem Patron geworden, zu dem hundertmal, tausendmal, millionenfach der Ruf emporsteigt: „Heiliger Antonius, bitte für uns!“ Und was soll ich sagen von jener Frau, die auf dem Höhepunkt ihres Lebens auf Golgotha stand neben dem Kreuz ihres Sohnes? Diese Frau ist nicht nur die Hochgebendeite und die Zierde des ganzen weiblichen Geschlechtes, sie ist nicht nur das hinrei-ßende Vorbild aller fraulichen Schönheit und aller mütterlichen Liebe. Nein, sie ist unsere Mutter ge-worden, unsere Mutter, Mutter aller Jünger Christi, Mutter der Christenheit. Und in diesem Augen-blick, da wir von ihr sprechen, geht millionenfach der Gruß zu ihr empor: „Ave Maria – Sei begrüßt, Maria“, und zahllose Male wird der Name Mutter mit einer Inbrunst, mit einer Hoffnung, mit einem Vertrauen ihr zugerufen, wie es sonst keine Mutter auf Erden zu hören bekommt.

Das ist das Wunder der Gemeinschaft, das sich da endlich ereignet hat, das Wunder der Gemein-schaft, das wir so heiß ersehnen und doch so selten finden. Da haben wir endlich Menschen, zu denen wir aufsehen, die wir verehren, und zwar neidlos und liebevoll verehren können. Sie sind größer und herrlicher als wir. Sie haben ein Glück gefunden, das wir ihnen gönnen, und wir vertrauen ihnen und rufen zu ihnen um ihr Gebet, um ihren Beistand, um ihre Führung. Wir rufen nicht mit lauten Forde-rungen, als ob wir ein Recht hätten. Nein, sondern bescheiden und fast schüchtern. Und wenn unsere

Bitten einmal nicht wortwörtlich erhört werden, dann wissen wir: Du Heiliger, du weißt besser als ich, was für mich gut ist. Wir wollen diese Menschen auch nicht mit Beschlag belegen, wie wir es sonst mit Menschen machen, die uns ganz gehören sollen und die wir niemand anderem gönnen. Nein, die Liebe der Gottesmutter und die Liebe aller Heiligen ist wie ein weiter Mantel, der die ganze Welt deckt. Wir wissen das, und wir sind einverstanden. Das ist Gemeinschaft. Und sie besteht auch auf seiten der Heiligen, denn sie lieben uns, sie sind für uns tätig, sie sind voll Wohlwollen und voll Selbstlosigkeit für uns besorgt, Freunde, die uns nicht ausnützen wollen. Denn was könnten wir ihnen nützen? Wir sind für sie nutzlose Geschöpfe. Sie sind ganz anders als die Menschen, die uns nur brauchen und verbrauchen wollen. Es gibt also doch schon dieses Wunder der Gemeinschaft, diese *Communio Sanctorum*, das Zusammensein der Heiligen untereinander und mit uns.

Gemeinschaft ist aber etwas sehr Seltenes, so dass wir in unseren Häusern, in unseren Ehen, in unseren Familien, in unseren Freundschaften, in unserem Volksleben oft vergeblich nach dieser Gemeinschaft suchen und uns sehnen. Und nun ist einmal die Gemeinschaft da. Auf einmal ist die Gemeinschaft da mit Menschen, die wir mit körperlichen Augen nicht mehr sehen können, weil der Tod sich zwischen uns und sie gestellt hat. Ist das vielleicht der Grund, dass es da so eine Gemeinschaft gibt? Muss erst der Tod uns trennen, damit wir Beziehungen, herzliche Beziehungen zwischen uns aufbauen können? Nein, meine lieben Freunde, nicht weil die Heiligen im Jenseits sind, ist eine Gemeinschaft mit ihnen möglich, sondern weil sie in Gott sind. Und darum ist die Gemeinschaft mit ihnen möglich. Weil wir sie in Gott treffen, weil sie von einem gotterfüllten Erdenleben zu einem gottseligen Himmelsleben gegangen sind. Deswegen gibt es Gemeinschaft mit ihnen. Und so ist eine Gemeinschaft möglich mit allen Menschen, die in Gott sind, und die deswegen auch gut und selbstlos sind. Auch unter Ehegatten, auch unter Eltern und Kindern, auch unter Geschwistern, auch unter Freunden ist eine solche Gemeinschaft möglich, wenn sie alle so zueinander sprechen und so übereinander und voneinander denken wollten, wie wir von den Heiligen sprechen und wie wir mit den Heiligen zusammenleben, wenn sie so zueinander sein wollten, wie die Heiligen zu uns sind, nämlich gütig, selbstlos, verstehend, neidlos, verzeihend, nachsichtig, ja wenn das wäre.

Wir wollen nicht trauern, bis dieses Wenn einmal in Erfüllung geht, das wird noch lange dauern, sondern wir wollen uns freuen, dass es doch schon Menschen gibt, die ganz gut sind und die zu uns Menschen ebenfalls ganz gut sind. Es gibt doch schon eine Gemeinschaft, die auf Erden besteht und in den Himmel reicht, einen Kuppelbau, der von der Erde bis in den Himmel hineinragt, und die darunter wohnen, sind ein Herz und eine Seele geworden. Selig, die in deinem Hause wohnen, o Herr. Es ist dein Haus, und in Ewigkeit werden sie dir Dank sagen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Leben in christlicher Gemeinschaft (5)

(Über die streitende Kirche)

12.11.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die wesentlichen Gemeinschaften dieser Erde zu betrachten. Wir waren ausgegangen von der Ehe und hatten uns dem Volke zugewandt. Wir müssen heute die letzte dieser Gemeinschaften uns vor Augen führen, nämlich die Kirche. Das Volk der getauften Kinder Gottes reicht hinüber von der Erde bis zu den Heiligen in der Seligkeit. Wir sprechen von einer kämpfenden, von einer leidenden und von einer triumphierenden Kirche. Heute aber soll die Rede sein allein von der kämpfenden, von der streitenden Kirche. Auch diese Gemeinschaft hat eine Autorität, besitzt eine Gewalt, und diese Gewalt ist in die Hände des geweihten Priestertums gelegt.

Das Priestertum, das einzige Priestertum, das es gibt, nämlich das Priestertum der katholischen Kirche, ist nach Gottes Willen und nach der Weisung Christi dem Manne vorbehalten. Niemals in der zweitausendjährigen Geschichte der Kirche sind Frauen zu Priestern oder zu Bischöfen geweiht worden. Welche Gründe gibt es für den Vorbehalt des Priestertums an den Mann? Man sagt, es entspricht der Natur des Mannes, zu führen. Er soll Führer im Reiche Gottes sein. Gott hat dem Manne eine natürliche Führerstellung gegeben. Das ist ja unbestreitbar, was die Ehe angeht. Der Mann ist nach Gottes Willen und dem Zeugnis des Apostels Paulus das Haupt der Familie. Als zweiten Grund führt man an, dass er das natürliche Leben wecken soll und deswegen besonders geeignet ist, auch das übernatürliche Leben zu wecken. Er soll das übernatürliche Leben des Glaubens und der Gnade weiterleiten und der Gottesfamilie ein Vater sein. Das dritte und für mich entscheidende Argument ist ein anderes. Nämlich der Logos, also die zweite Person in Gott, Christus, ist als Mann erschienen, nicht als Frau. Er ist als Mann erschienen. Und darin liegt eine Verpflichtung, liegt eine Vorbildfunktion, liegt ein Gebot; denn derjenige, der Christus repräsentiert, der also Christus darstellt, der Priester, muss Christus soweit wie möglich angeglichen sein. Diese Angleichung vollzieht sich im natürlichen Bereich dadurch, dass nur der Mann geweiht wird. Um dieser Ähnlichkeit willen muss der Priester ein Mann sein.

Mich hat ein ganzes Leben lang, meine lieben Freunde, diese Argumentation überzeugt. Es gibt Menschen, die sagen: Das überzeugt mich nicht. Da muss man sich eben zurückziehen auf das untrügliche Lehramt der Kirche, das niemals zugelassen hat, dass andere als Männer zu Priestern geweiht werden.

Jeder getaufte Mann kann Priester werden, wenn er den Beruf hat und die Voraussetzungen erfüllt. Wir sprechen von der Berufung zum Priestertum. Berufung gibt es auch in anderen Ständen; es gibt berufene Ärzte, es gibt berufene Krankenpfleger. Vor allem aber gibt es berufene Priester. Die Berufung besteht in zwei Elementen: Neigung und Eignung. Die Neigung ist der Wunsch des jungen Mannes, Gott in seiner Kirche als Priester zu dienen. Wenn dieser Wunsch geprüft und als echt befunden wird, dann ist die Neigung vorhanden. Dazu aber muss kommen die Eignung. Der Priester muss bestimmte Eigenschaften besitzen, die ihn befähigen, das Priestertum auf sich zu nehmen. Ich zähle die wesentlichen Eigenschaften auf.

An erster Stelle: Er muss gesund sein. Die Belastungen, die auf den Priester zukommen, sind derart groß, dass nur ein gesunder Mann ihnen standhalten kann. Er muss einen belastungsfähigen Geist und einen belastungsfähigen Körper besitzen. Kränkliche Menschen, labile Typen, Hypochonder sind für das Priestertum nicht geeignet.

Der Priester soll Führer sein. Ein Führer muss vorangehen. Er kann sich nicht anlehnen. Er muss ja stehen, damit andere sich an ihn lehnen können. Ein Führer muss entscheidungsfähig und entschei-

dungsbereit sein. Er muss alleinstehen und vorangehen können. Und damit ist das Urteil gesprochen: Ein stark anlehungsbedürftiger Mensch ist nicht zum Priestertum geeignet.

Die heilige Religion, die Kirche, der Glaube, das Priestertum selber sind ständig angefochten. Um diese Anfechtungen zu bestehen, muss der Priester ein mutiger Mensch sein. Er muss, um die Botschaft Gottes unverkürzt und ungeschminkt vortragen zu können, Mut besitzen. Ein Feigling, ein Leisetreter, ein Kopfnicker sollte nicht Priester werden.

Der Priester muss ein Mann des Glaubens sein, denn das Priestertum und die ganze Kirche ruht auf dem Glauben. Das priesterliche Tun, das priesterliche Sein ist eine Angelegenheit des Glaubens. Glaube ist das feste Vertrauen auf das, was man erhofft, das Überzeugtsein von dem, was man nicht sieht. Nur wer diesen Glauben, diesen unerschütterlichen Glauben besitzt, vermag ein Priesterleben durchzutragen. Ich habe einmal hier in Mainz einen Priester aus dem Bistum Berlin erlebt. Er wurde geweiht. Nach einem Jahr, ein Jahr nach der Weihe warf er das Handtuch, d.h. schied aus dem Priestertum aus. Mit welchem Glauben mag dieser junge Mann an den Weihealtar getreten sein?

Eine weitere Voraussetzung ist die Liebe zur Keuschheit, denn der Priester ist zu einem enthaltsamen Leben verpflichtet. Der Zölibat besagt völlige geschlechtliche Enthaltensamkeit, ob es sich nun hier um Männer oder um Frauen dreht, da ist gar kein Unterschied. Ich bin überzeugt, dass jeder normale Mensch fähig ist, zölibatär zu leben. Ich wiederhole noch einmal: Ich bin überzeugt, dass jeder normale Mensch fähig ist, zölibatär, geschlechtlich enthaltsam zu leben. Die Rede von der Übermacht des Geschlechtlichen ist eine Ausrede. Der Priester braucht diese Enthaltensamkeit, weil er frei sein soll von den Bindungen an die Welt. Er soll Gott allein hingegeben sein in männlich starker Liebe, frei für Gottes heiliges Reich und für seine Aufgabe. Wo andere Menschen Rücksicht nehmen müssen auf Frau und Kinder, da kann er in die vorderste Front treten und sein Leben wagen. Niemand in der Welt hat Anspruch auf ihn. Im Jahre 1955 kam der spätere Generalinspekteur der Bundeswehr, Förtsch, aus russischer Gefangenschaft zurück. 1955! Er sagte, zwei Bevölkerungsgruppen haben die Gefangenschaft am besten überstanden, die Förster und die katholischen Priester. Als Abbild Christi muß der Priester seinem Vorbild, dem Meister ähnlich sein, eben vermählt mit der Gemeinde, wie es Christus war, vermählt mit der Kirche. An die Stelle der Familiensorgen soll er die Sorge für das Reich Gottes setzen. Das sind einige der wesentlichen Eigenschaften, die bei einem Priester vorhanden sein müssen, wenn er geeignet sein soll, das Priestertum anzustreben.

Dazu kommt aber die Ausbildung. Die Priester sollen nach dem Willen der Kirche Männer des Wissens sein. Sie sollen sich ausweisen können; sie sollen Rechenschaft geben können von ihrer Hoffnung, und sie müssen deswegen ein hohes Maß von Wissen angesammelt haben. Sie müssen in der heiligen Wissenschaft ausgebildet sein. Allgemeinwissen und theologisches Wissen, beides ist dem Priester vonnöten. Deswegen verlangt die Kirche ein Studium, ein langes Studium und weiht gewöhnlich die Priester erst im 24. oder 25. Lebensjahr. Über das Wissen hinaus stellt sie die Charakterbildung, also die sittliche Reife und Festigung. Dazu dient das Priesterseminar. Im Priesterseminar sollen die Priester die Tugenden lernen, wenn sie sie nicht schon vorher gelernt haben, die Tugenden lernen, die dem Priester unerlässlich sind, die natürlichen und die übernatürlichen Tugenden, also beispielsweise Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, Höflichkeit, Frömmigkeit, Selbstbeherrschung, Selbstlosigkeit. Wer diese Haltungen nicht spätestens im Priesterseminar lernt, der lernt sie im ganzen Leben nicht. Das Priesterseminar muss eben eine echte Pflanzschule sein, denn das ist ja die Übersetzung von seminarium: Pflanzschule. Telefon und Fernseher im Zimmer, wie das in Mainz üblich ist, halte ich für verfehlt. Der Priester soll eingezogen leben. „Wer Hohes einst zu künden hat, schweigt viel in sich hinein. Wer Blitze einst zu zünden hat, muss lange Wolke sein.“ Und das sollte der Priester im Seminar lernen: schweigen zu können, nicht ein ausgegossenes Leben zu führen, sondern sich in Gott zu sammeln und für seinen schweren Beruf vorzubereiten.

Auch in anderer Hinsicht ist Beherrschung unerlässlich. Ich war bestürzt, wie mir einmal ein Seminarist aus dem Mainzer Seminar erzählte, abends nimmt er sich zwei Flaschen Bier, und dann setzt er sich vor den Fernseher. Ja, was ist denn das für eine Ausbildung? Mit zwei Flaschen Bier vor dem Fernseher als Priesterkandidat? Ich habe auch erlebt, wie in Mainz Priesterkandidaten ins Restaurant gingen, wenn ihnen das Essen im Seminar nicht schmeckte. Das ist keine Ausbildung, wie wir sie von Priestern erwarten!

Langsam führt die Kirche die Kandidaten zum Weihealtar. Wir älteren Priester haben noch alle sieben Weihen empfangen, die vier niederen Weihen und die drei höheren Weihen: Ostiariat, Lektorat, Exorzistat, Akolythat, das waren die vier niederen Weihen, und dann kam der Subdiakonat, der Diakonat und die Priesterweihe. Von allen diesen Weihen sind zwei übrig geblieben, nämlich der Diakonat und der Presbyterat. Der Diakonat ist heute ausgehöhlt, weil alles, was ein Diakon tun darf, heute auch von Laien getan wird. Damit macht man das Priestertum nicht attraktiv. Alles, was ein Diakon tun darf, wird heute von Nichtgeweihten getan, also Kommunion austeilern, predigen, das Evangelium verlesen, die Taufe spenden, das alles hat man dem Diakon entzogen und den Laien, den Nichtgeweihten übertragen.

Der Höhepunkt der Vorbereitung zum Priestertum ist selbstverständlich die Priesterweihe. Sie wird vom Bischof gespendet. Die Priesterweihe besteht aus zwei Elementen, aus der Handauflegung des Bischofs und aus dem Weihegebet. Mit diesen beiden Vorgängen ist alles an Vollmachten übertragen, auch wenn der Ritus dann noch eigens die Wandlungsvollmacht und die Lossprechungsvollmacht nennt. Aber die eigentliche Übertragung – auch dieser Vollmachten – geschieht in diesen beiden Vorgängen, nämlich in der Handauflegung und in dem Weihegebet. In diesem Augenblick kommt der Heilige Geist auf den zu Weihenden nieder. In diesem Augenblick geht in ihm eine innere Umwandlung vor, wird er fähig gemacht, am Priestertum Christi teilzunehmen und ist für immer Werkzeug des ewigen Hohenpriesters.

Der Priester wird nicht nur mit Vollmachten ausgestattet, Gott gibt ihm auch die Kraft, um diesen Vollmachten gewachsen zu sein. Er gibt ihm die Weihegnade. Es wird ihm die heiligmachende Gnade vermehrt, noch mehr göttliches Leben als bei der Taufe, bei der Firmung wird in ihn eingegossen, und er wird dadurch in besonderer Weise gottverbunden und christusähnlich. Es wird ihm aber auch ein unauslöschliches Siegel eingepreßt, ein „character indelebilis“, wie es die Theologie nennt; er wird zum Stellvertreter Christi gepreßt. Er wird dazu gemacht, dass er die Repräsentation, die Darstellung Christi übernehmen kann. Deswegen hat kein Geringerer als Pius XI. den Priester einen „alter Christus“, einen zweiten, einen anderen Christus, genannt. Ein schreckliches Wort, aber ein Wort, das einen richtigen Sachverhalt richtig wiedergibt. Dazu kommt die helfende Gnade. Der Priester ist nicht allein. In seinem ganzen Leben gibt ihm Gott göttliches Licht und göttliche Kraft. Aus dem Weihesakrament kommt die Fähigkeit und das Anrecht, immer neue Standesgnaden zu empfangen. Man soll es deswegen auch nicht übertreiben, wenn man von den Schwierigkeiten des Priestertums spricht. Gott lässt den Priester nicht allein. Er macht ihn fähig, ein Leben lang in diesem Stande auszuharren.

Dann hat der Priester dieses Amt übernommen. Jetzt repräsentiert er als Haupt Christus. Jetzt hat er Autorität. Kein Pfarrgemeinderat kann ihm diese Autorität streitig machen. Der Pfarrer ist das Haupt der Gemeinde und nicht eine Hydra von sieben oder neun Leuten! Gewiß, der Priester soll, muss und kann sich helfen lassen. Alle Gläubigen sind aufgerufen zu dieser Hilfeleistung. Sie reichen vom Schmücken und Säubern der Kirche bis zum Dienst am Altare. Aber die wichtigste und einzig unerlässliche Aufgabe ist die Sorge für den Erhalt und das Wachstum der Gemeinde. Wenn eine Gemeinde nicht zunimmt, dann nimmt sie ab, dann stirbt sie. Und da sollten die Gläubigen dem Priester helfen: Abständige herbeibringen, Abgefallene zurückführen. Eine Gemeinde, die nicht wächst, stirbt. Das sehen Sie in Budenheim jeden Tag.

Meine lieben Freunde, die Welt braucht Arbeiter, sie braucht Angestellte, sie braucht Ärzte. Sie braucht aber auch Priester. Denn in tausend Gestalten geht die Unbegriffenheit, die Not menschlichen Lebens über die Welt. So braucht sie Priester, Menschen, die sich mühen, ein Wort zu sprechen, wenn alle Worte dieser Welt nutzlos sind, dann einen Brunnen zu öffnen, wenn alle Ströme versiegen, dann den Augen Glanz zu geben, wenn alle Sterne verlöschen. Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Leben in christlicher Gemeinschaft (6)

(Über die Pflichten gegen sich selbst)

19.11.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sind Kinder Gottes und zum Dienste Gottes verpflichtet. Wir sind Brüder untereinander und Schwestern und zum Dienste untereinander verpflichtet. Wir haben aber auch eine Verpflichtung uns selber gegenüber. Wir sollen nämlich das Bild in uns ausprägen, das Gott in uns sehen will. Wir sollen so werden, wie Gott will, dass wir sein sollen. Das ist die Aufgabe, die wir uns gegenüber haben.

Wir stehen als Menschen in einer dreifachen Seinsschicht. Wir haben das körperliche Sein gemeinsam mit anderen Wesen, auch mit den Tieren, das Wahrnehmen, das Erkennen. Wir haben die geistige Seinsschicht, Verstand und Willen, das haben wir mit den Engeln gemeinsam. Und wir haben schließlich Anteil am göttlichen Leben durch die heiligmachende Gnade, also eine unglaubliche Verbindung auch mit Gott. Dieses dreifache Leben ist übereinander geschichtet. Das körperliche Leben ist zweifellos die unterste Schicht. Darüber erhebt sich die geistige Schicht und noch darüber das übernatürliche Leben. Die Seele fasst alle diese drei Schichten zusammen. Sie trägt den Leib, sie lebt das geistige Leben, und sie ist auch die Stelle, wo das göttliche Leben uns durchflutet. Gott will, dass wir diese drei Seinsschichten zu einem geordneten Ganzen machen. Unser inneres Leben, unser ganzes Leben soll nicht ein Chaos sein, sondern es soll ein wohlgeordnetes Werk sein, ein Werk voll Harmonie und voll Ordnung. Ordnung aber heißt immer Unterordnung, Überordnung und Einordnung. Wo Ordnung ist, da muss das Niedere dem Höheren dienen und jedes seinem Rang gemäß sich einfügen. Das niederste Leben ist das körperliche, darüber erhebt sich das geistige Leben, und das höchste ist das Leben der Gnade.

Dieses Leben der Gnade muss uns vor allem anderen wert sein. Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden nimmt an seinem göttlichen Leben? Gott hat den Menschen so gedacht, dass er nur im göttlichen Leben, in der heiligmachenden Gnade, vollendet wird. Das geistige Leben ist unser Erkennen und Wollen; es muss auch im Dienste des Gnadenlebens stehen. Und selbst das körperliche Leben muss in diesem Dienste stehen, denn erst dann ist unser Inneres wohlgeordnet, ein Reich, in dem der begnadete Mensch gewissermaßen ein König ist.

Dieses Ideal des vollendeten, des vollkommenen Lebens hat uns Christus vorgelebt. Von ihm heißt es in der Heiligen Schrift: „Er nahm zu an Alter, an Weisheit und an Gnade bei Gott und den Menschen.“ Ja, Christus war ein voller und ganzer Mensch. Er hat seinen Körper entfaltet. Er ist groß und stark geworden, so dass er das Zimmererhandwerk, ein schweres Handwerk, meistern konnte. Und so soll auch unser körperliches Leben sich in Gesundheit und Kraft entfalten. Was nützt es, wenn der Kopf gescheit ist, aber der Körper seinen Dienst versagt? Christus nahm zu an Weisheit. Er hat sich auch geistig entfaltet; er hat dazugelernt. Kraft seiner menschlichen Natur hat er an Erkenntnis und an Erfahrung gewonnen. So sollen auch wir unseren Geist entwickeln und ausbilden, den Verstand schärfen und den Willen stärken. Christus nahm zu an Gnade. Jawohl, als Mensch hat er einen Zuwachs an Gnade erlebt. Er ist von einem Gnadenstande in den anderen immer mehr hineingewachsen, und das geschaffene Gnadenleben hat sich in ihm in reicher Fülle entfaltet. So soll auch in uns die Gnade wachsen, so soll auch in uns die Gnade zunehmen. So sollen wir einen Gnadenstand erreichen, wie ihn die Vollendeten gewonnen haben.

Leider ist ein solches Idealbild des Menschen selten. Wir sehen zu viele, allzu viele Zerrbilder des Menschen, dass der eine sich nur im körperlichen Bereich ausbildet und das Geistige beiseite lässt,



dass ein anderer nur im Geiste lebt und den Körper vernachlässigt. Und schließlich gibt es auch das Zerrbild, dass jemand nur in der Religion leben will und darüber seine irdischen Pflichten versäumt.

Der rein sinnenhafte Mensch, der also ganz und gar dem Körperlichen lebt, der auf das Geistige und auf das Göttliche keinen Wert legt, der nur nach Kraft, Genuß und Macht strebt, das ist ein Zerrbild des Menschen. Es gibt ja den Kraftmenschen, dem Körperkraft alles ist. Ich fürchte – ich fürchte! – dass manche Sportler eben nur diesem Kraftmenschen nachstreben, dass sie nur Wert darauf legen, den Körper auszubilden, ihn behend und schön zu machen, ihm Kraft zu geben, dass sie darüber aber den Geist vernachlässigen und das Göttliche versäumen.

Ein weiteres Zerrbild ist der Geldmensch, dem alles daran liegt, Schätze aufzuhäufen, der nur Sorge hat, sie nicht zu verlieren und der nicht an den Geist und an Gott denkt. Das dritte Zerrbild ist der Sinnenmensch, der nur dem Genuß lebt. Ihn kümmert nicht der Dienst am Nächsten oder an Gott, sondern er strebt immer nur nach neuen Genüssen. Er fährt auf die Malediven, obwohl dort die Christen verfolgt werden. Solche Menschen sind im Innersten unzufrieden. Sie empfinden es, dass das nicht der ganze Mensch ist. Sie spüren, dass ihnen etwas fehlt und dass sie leer und hohl sind.

Es gibt aber auch den einseitigen Geistesmenschen. Wir kennen vielleicht den Typ, der nur dem Verstande dient, der kein Herz hat und kein Gemüt und vielleicht auch keinen Willen, sondern nur einen scharfen, einen ausgeprägten Verstand, berechnend und lebensfremd. Der Gemütsmensch ist ebenfalls ein Zerrbild des Menschen, der eben ein weicher, ein weichlicher Mensch ist, ein Schwächling, der aus Angst vor dem harten Lebenskampf sich hineinflüchtet in irgendwelche Nischen, und ebenso der Willensmensch, der zwar voll geistiger Kraft ist, der herrschen will, aber der darüber das Herz und das Gemüt versäumt. Nein, Verstand, Gemüt und Willen sollen in uns zusammenklingen. Nur so entsteht der harmonische Mensch.

Auch der übernatürliche Mensch kann zu einem Zerrbild werden, kann seine Ausbildung, seine allseitige Ausbildung versäumen. Auch im Übernatürlichen gibt es einseitige Menschen: der Betbruder, die Betschwester, die aus Frömmigkeit ihre natürlichen Pflichten und Aufgaben versäumen. Sie meinen, sie bräuchten nur Gnadenschätze zu sammeln und diesen Reichtum zu mehren, sie könnten alles erreichen durch Gebetsübungen, die sie häufen, als ob nicht auch die Pflichterfüllung im Beruf ein gottgegebener Ruf wäre, ein gottgegebener Dienst. Der Finsterling ist ebenfalls ein Zerrbild des übernatürlichen Menschen, der nur überall die gefallene Natur sieht und das Gute im Menschen übersieht, der die Frömmigkeit aufgehen lässt in der Verneinung der Natur und des Lebens und der so zum Sonderling wird. Ascese und Beherrschung sind notwendig, sind unbedingt notwendig, aber alle unerleuchtete Einseitigkeit ist von Übel.

Und dann gibt es noch den Wolkenwandler, einen Menschen, der im religiösen Genuß schwelgen möchte. Er sucht sich dem harten, nüchternen Werktag zu entziehen und will nur in einer unzugänglichen Klause das Göttliche genießen. Er meint, dass Gott alles schon allein tut und dass er selbst keinen Kampf und keine Arbeit zu leisten brauche. Nein, so ist es nicht. Gott will, dass wir im Übernatürlichen leben, aber dass wir mit beiden Füßen auf der Erde stehen und hier den uns auferlegten Dienst verrichten.

Der Dichter hat einmal ein schönes Wort geprägt, das für uns alle gilt, nämlich: „Ein jeder trägt ein Bild dessen, was er werden soll. Solange das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.“ Gott hat für jeden von uns ein Ideal aufgestellt, das wir erreichen sollen, ein persönliches Ideal, das wir mit unserem Streben und mit unserem Kämpfen und Ringen nach Möglichkeit erreichen sollen. Dieses Ideal müssen wir erkennen und lieben. Wir müssen dieses Ideal uns vor die Seele stellen. Gott will, dass wir eine harmonisch ausgebildete Persönlichkeit werden. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Wir sollen also uns ausbilden, so dass wir, soweit es dem Geschöpf möglich ist, dem Vater im Himmel ähnlich werden. Denn wir haben eine hohe Würde. Uns ist im Priesterseminar immer wieder gesagt worden: Wer hoch von sich denkt, der strebt auch nach Hohem; wer niedrig von sich denkt, der strebt nur nach Niedrigem. Wir müssen also hoch von uns denken, denn wir haben eine Würde. „Du hast ihn nur wenig unter die Engel gestellt“, heißt es im 8. Psalm vom Menschen, „und ihn mit Glanz und Hoheit gekrönt.“ „Du hast ihn nur wenig unter die Engel gestellt und ihn mit Glanz und Hoheit gekrönt.“ Und der Apostel Petrus schreibt in seinem Briefe: „Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk.“ Das sagt er zu den Christgläubi-

gen. Manche wenden das auf die Priester an, das stimmt aber gar nicht. Das gilt für alle Getauften. Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk. Und der Apostel Paulus belehrt uns: „Ihr seid um teuren Preis erkaufte, verherrlicht und tragt Gott in eurem Leibe.“ Wahrhaftig, ein höheres Lösegeld konnte niemand bezahlen als unser Herr Jesus Christus. Da heißt es also mit seiner Selbstschätzung ernst machen, hoch von sich denken und nach dem Hohen streben. „Sursum corda“ hören wir in jeder heiligen Messe – empor die Herzen! Sich Großes zutrauen. Ohne eine hochherzige Gesinnung wird nie etwas Großes geleistet. Da muss ich selbst Friedrich Nietzsche recht geben, der einmal uns zuruft: „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!“ Wahrhaftig, ein ernster Aufruf. Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Nicht eine Kaninchenseele in sich tragen, die immer nur mit dem Geringsten zufrieden ist, nein, sondern nach Großem streben, wie Gott es von uns will, und um dieses Ideal ringen. Wir alle wissen, wie weit wir davon entfernt sind. Wir alle wissen, dass wir nur durch zähe Ausdauer dieses Ideal auch nur annähernd erreichen können, aber wir müssen darum ringen, denn das ist der Wille Gottes: unsere Heiligung.

Dieses Ringen um das Ideal hat zwei Seiten. Erstens, wir müssen das Fehlerhafte in uns unterbinden. Das heißt natürlich zuerst Überwindung der Todsünde, aber auch nach Möglichkeit Beseitigung der lässlichen Sünde. Und wenn man noch weiter geht, mögliche Freiheit von Unvollkommenheiten. Danach sollen wir streben, planmäßig den Kampf mit dem Bösen aufnehmen, zuerst den Hauptfehler bekämpfen und nicht nachlassen, bis er besiegt ist. Dann die anderen Fehler angehen, einen nach dem anderen. „Wenn wir jedes Jahr nur einen Fehler ablegen würden“, so steht in der Nachfolge Christi, „wären wir bald vollkommene Menschen.“ Aber wir legen eben in keinem Jahr einen Fehler ab. Das ist es nämlich. Wenn wir jedes Jahr nur einen Fehler ablegen würden, wären wir bald vollkommene Menschen.

Die zweite Aufgabe lautet: das Gute in uns fördern, also nach Tugenden streben. Das Gute in uns ausbauen, aufbauen, um jene Tugenden uns bemühen, die uns am meisten fehlen. „Das Leben ist ein leerer Krug, du hast ihn anzufüllen, und was du dir gesammelt hast, wird dich im Jenseits stillen.“ Ja wahrhaftig, so ist es. Das Leben ist ein leerer Krug, du hast ihn anzufüllen, und was du dir gesammelt hast, wird dich im Jenseits stillen. Das heißt eben fortwährend ringen um die uns fehlenden Tugenden. „In dem Maße wirst du im Guten voranschreiten, als du dir selbst Gewalt antust“, steht wiederum in dem kostbaren Buch von der Nachfolge Christi. In dem Maße wirst du im Guten voranschreiten, als du dir selbst Gewalt antust. Also keine Zeit vertändeln, stets an das Ziel denken. Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben. Es kostet viel Kleinarbeit und Gebet, um zu einer vollendeten Persönlichkeit zu werden.

Aber wir sind ja nicht allein. Gott steht uns bei mit seiner Gnade, mit seinem Licht, mit seiner Kraft. Gott lässt uns nicht zugrunde gehen. Alles, was er in unser Leben einfügt, alles, was er uns schickt, alles, was er zulässt, will Hammer und Meißel sein, um unser Idealbild, das Christusbild in uns auszugestalten. Wir haben Menschen um uns, die uns bei dieser Herausbildung des Ideals helfen können. Ich habe immer gesagt: Man kann von jedem Menschen etwas lernen, von dem einen, wie man es machen soll, von dem anderen, wie man es nicht machen soll. Aber lernen kann man von jedem Menschen etwas. Es gibt viele Menschen, die besser sind als wir, denen wir absehen können, wie wir werden sollen und wie wir werden können. Wir haben den Ruf des Herrn gehört: „Folge mir nach!“ Und so wollen wir auch unserem Herrn und Meister nachfolgen. Wer sich dem Herrn verbunden hat, der ist verpflichtet auf seine Nachfolge. Er führt uns auf den Weg der Höhe. Er sucht uns durch Schläge, aber auch durch Freuden dem Ziele entgegenzuführen. Und wenn es so sein sollte, Gott sei es geklagt, dass wir in diesem Leben das Ideal nicht erreichen, dann müssen wir im jenseitigen Leben schmerzhaft geläutert werden. Die Peinen des Fegefeuers sind nach dem Urteil aller Heiligen groß. Im Buch von der Nachfolge Christi steht sogar der Satz, dass eine Stunde des Fegefeuers schmerzhafter ist als Jahrhunderte der Leiden auf dieser Welt. Das ist eine Meinung, eine persönliche Meinung, aber die Meinung eines Mannes, der mit Gott gewandert ist.

Deswegen wollen wir keine Zeit verlieren und die Bekehrung nicht aufschieben und die Reinigung nicht ins Jenseits verlegen, sondern hier und jetzt wollen wir dem Herrn folgen. „Folge mir nach“, bis wir ihn in der Herrlichkeit schauen dürfen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Leben in christlicher Gemeinschaft (7)

(Glück und Segen der menschlichen Arbeit)

26.11.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die längste Zeit unseres Lebens füllt die Arbeit aus. An jedem Morgen steht sie vor uns und drängt uns, wartet auf uns, und wir alle wissen, die Arbeit ist eine harte Bürde. Es ist eine Last, arbeiten zu müssen; daran führt kein Weg vorbei. Denn im 1. Buch der Heiligen Schrift heißt es: „Verflucht sei die Erde um deinetwillen. Mit Mühsal sollst du dich nähren alle Tage deines Lebens. Im Schweiß deines Angesichtes wirst du dein Brot verzehren.“ Diese Wahrheit bleibt immer gültig. Und nicht nur unsere Arbeit ist gefährdet und ist schwer und lastenreich, auch die Umwelt bedroht uns. Wir sehen, wie Hagel und Stürme unsere Umwelt heimsuchen, die Früchte von den Bäumen reißen, die Saat vernichten, Mißgeschick die Früchte unserer Arbeit zerstört. Wahrhaftig, die körperliche Arbeit – und die geistige Arbeit! – ist mühsam und schwer. Wer es anders sagt, der kennt sie nicht. Und doch gilt: Die Arbeit ist erstens eine Quelle des Glücks; sie ist zweitens eine Quelle des Segens.

Die Arbeit ist erstens eine Quelle des Glücks. Warum? Weil sie eine heilige Pflicht ist. Die Arbeit ist uns von Gott kraft unserer Natur auferlegt. Der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen. Er hat seine körperlichen und geistigen Kräfte bekommen, damit er mit ihnen schaffe und wirke. Unsere Natur verlangt die Arbeit. Wenn die Muskeln nicht gebraucht werden, dann verkümmern sie. Wenn der Geist nicht geübt wird, dann wird er leer und schal. Und wenn der Wille nicht angestrengt wird, dann bleibt er kraftlos und schwach. Das ganze Menschenleben ruft nach Arbeit und Tätigkeit. Es gibt ein schönes Sprichwort: „Gott hat den Brunnen geschaffen, aber nicht den Eimer, und Gott hilft dem Schiffer, aber er muss rudern.“

Zu der aus der menschlichen Natur sich ergebenden Pflicht zur Arbeit kommt Gottes Gebot. Die Arbeit gehört so sehr zum Menschen, dass Gott schon im Paradies ein Gebot gab. „Gott setzte den Menschen in den Garten Eden, auf dass er ihn bebaue und pflege.“ Der erste Mensch hat nicht in einem Schlaraffenland gelebt, wo ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Er musste arbeiten, und er musste den Garten pflegen und bewachen. Die Arbeit ist also eine Pflicht, die Gott uns auferlegt hat. Unser Heiland selber hat jahrzehntelang körperliche, schwere körperliche Arbeit verrichtet und dann eine Zeit lang die Geistesarbeit der Verkündigung und der Heilung. Was er so durch sein Beispiel bekräftigt hat, das hat er in den Gleichnissen bestätigt. Denken wir an das Gleichnis vom faulen Knecht, der das Pfand, das Gott ihm gegeben hatte, vergrub. Oder denken wir an den verfluchten Feigenbaum, der keine Früchte trug. Der Apostel Paulus fasst dieses Gebot ganz kurz in den Satz: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Natürlich heißt das: Wer nicht arbeiten will. Wer nicht arbeiten kann, das ist eine andere Frage. Aber wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Für uns ist also die Arbeit eine heilige Pflicht.

Aber auch eine heilige Freude. In der Arbeit dürfen wir schöpferisch tätig sein, ähnlich wie Gott tätig ist. Was ist es für eine Freude, im Garten zu schaffen, dem Boden den Samen anzuvertrauen, ein Bäumchen zu pflanzen und die übrigen vielen schönen Arbeiten zu verrichten, die nun einmal notwendig sind, damit die Erde ihre Frucht gebe! Schöpferisch ist der Gärtner, schöpferisch ist der Landmann, schöpferisch ist auch der Handwerker, der schöne Dinge hervorbringt. Auf einmal steht an einer öden Stelle ein Haus. Eben wachsen in Mombach wieder Häuser aus dem Boden, und es ist eine Freude, anzusehen, wie sie emporstreben. Schöpferisch ist auch der Arbeiter, der mit seiner Hände Arbeit die Erde gestaltet, sie zu Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen macht. Schöpferisch ist

die Hausfrau, die das Haus in Ordnung hält, die für Nahrung und Speise und Trank sorgt. Schöpferisch ist auch der geistige Arbeiter, der Gelehrte, der Künstler, der Wissenschaftler, der Erfinder. Welche Freude ist es, schöpferisch tätig zu sein! Welche Freude ist es, das Werk seiner Hände oder die Frucht des Geistes zu schaffen! Das Haus, das man gebaut hat, das Feld, das man angelegt hat, das Buch, das man geschrieben hat, das Festmahl, das man angerichtet hat, das Kunstwerk, das man geschaffen hat, das ist der Stolz des Menschen, und ein berechtigter Stolz. Die Arbeit ist eine reiche Quelle des Glückes, und jeder Beruf hat seine eigene Arbeitsfreude.

Die Arbeit ist aber auch als verschenkende Tätigkeit Gott ähnlich. So wie Gott uns beschenkt mit seinem Regen und mit seiner Sonne, so wie er alles wachsen und gedeihen lässt, so dürfen auch wir in der Arbeit verschenkend tätig sein, indem wir Menschen an den Früchten unserer körperlichen oder geistigen Arbeit teilnehmen lassen. Die Verkäuferin, die die Waren an die Menschen absetzt, das Dienstmädchen, das das Haus in Ordnung hält, sie alle teilen den Segen Gottes weiter aus. Es ist eine Freude, Werkzeug des schaffenden und schenkenden Gottes zu sein. Wahrhaftig, die Arbeit ist eine Quelle des Glückes. Manche verstehen erst dann sie zu schätzen, wenn sie nicht mehr arbeiten dürfen, weil sie krank sind, weil sie behindert sind. Dann sehen sie erst, welches Glück ihnen entgangen ist, welches Glück ihnen geraubt wurde, als sie die Arbeit lassen mussten. Ich sage immer: Ich will den Berg der Arbeit gar nicht übersehen, wenn ich nur arbeiten darf und wenn ich nur arbeiten kann.

Die Arbeit ist aber auch zweitens eine Quelle des Segens. Wir wissen alle, dass durch die Arbeit – und nur durch die Arbeit – irdische Güter hervorgebracht werden und dafür ein Lohn erwartet werden kann. Mit der Arbeit verdienen wir unseren Lebensunterhalt für den Einzelnen und für die Familie. Durch die Arbeit entsteht Wohlstand und Zufriedenheit im Volke. Die Sozialethik hat sich große Mühe gegeben, zu bestimmen, welches der gerechte Lohn ist. In den Jahren und Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Kirche immer wieder darauf gedrungen, es möge doch ein Familienlohn gezahlt werden, also ein Lohn, den der Vater heimträgt und mit dem er seine Familie erhalten kann. Es sollte nicht notwendig sein, dass die Frau auch noch auf die Arbeit geht. Sie sollte sich der Pflege des Haushalts und der Erziehung der Kinder widmen. Hier hat sich ein erschreckender Mentalitätswandel vollzogen. Von Kindern ist in den meisten Familien keine Rede mehr; wenn ja, dann 1 Kind. Und viele Frauen meinen, sie könnten sich verwirklichen – verwirklichen! –, wenn sie im Büro sitzen und an der Schreibmaschine oder am Computer arbeiten. O meine Freunde, die Kirche hatte vollkommen recht, aber sie ist von den Fakten überholt worden, ich gebe es zu. Sie ist von den Tatsachen überrollt worden. Aber auch heute noch muss ein gerechter Lohn gezahlt werden. Dem Arbeiter den Lohn vorenthalten, den er verdient hat, ist eine himmelschreiende Sünde.

Die Arbeit dient aber auch der persönlichen Vollkommenheit. Wir alle wissen, wie viele Kräfte wir einsetzen müssen, um etwas Ordentliches zustande zu bringen, körperliche Kräfte, geistige Kräfte. Durch die Arbeit wird unser Charakter entwickelt. Wir lernen, genau, gewissenhaft und sauber zu schaffen. Die Arbeit ist eine Quelle persönlicher Vollkommenheit. Sie adelt uns, denn sie kostet Selbstüberwindung und Opfer. Unsere Persönlichkeit reift durch die Arbeit. Ich pflege immer zu sagen: Die Arbeit besitzt therapeutischen Wert. Sie bewahrt uns vor vielen Gefahren, und sie bildet unsere Persönlichkeit. Hier wächst der ganze Mensch. Mir sagte einmal ein Handwerker: „Wir machen jede Arbeit so, als ob sie für uns selbst wäre.“ Ein schöneres Zeugnis kann man eigentlich nicht aussprechen. Wir machen jede Arbeit so, als ob sie für uns selbst wäre. Durch die vernünftig betriebene Arbeit erhält man auch die Gesundheit und sorgt für erquickenden Schlaf. Die körperliche und sittliche Kraft bleibt einem erhalten. Der Müßiggang entnervt, und das Laster der Trägheit schafft in uns Krankheit und Lauheit. „Kraft, die nicht schafft, erschläfft“, sagt ein Sprichwort. Kraft, die nicht schafft, erschläfft.

Die Arbeit ist auch eine Quelle der Sühne. Durch die Arbeit machen wir gut, was wir verfehlt haben. Durch die Mühsal der Arbeit, durch die Erfolglosigkeit der Arbeit, durch das Misslingen der Arbeit büßen wir ab, was wir durch unsere Sünden an Schaden angerichtet haben. Die Schwere der Arbeit ist eine Sühne für unsere Sünden. Die Mühsal der Arbeit ist Sündentilgung. Es ist die Arbeit ein Mittel zur Sühne und zur Buße.

Sie ist aber auch ein Mittel zur Gnade und zum Verdienst, dann nämlich, wenn wir mit Gott und für Gott arbeiten. Wir müssen uns an eine Wahrheit erinnern, die bei den meisten Menschen ganz in

den Hintergrund gedrungen ist, nämlich an die Wahrheit vom sogenannten „concurus generalis“. Was ist das, ein „concurus generalis“? Mit diesem Begriff wird ausgesagt, dass Gott alles, was überhaupt lebt, wirkt. Alles, was auf Erden oder im Himmel oder wo immer es sich befindet, Existenz besitzt, wird von Gott gewirkt. Gott wirkt mit jeder Handlung der Geschöpfe mit. Deswegen allgemeine Mitwirkung – concurus generalis. Gott treibt alles, was sich bewegt und was etwas wirkt, durch eine innere Kraft zu Bewegung und Tätigkeit an. Ja, aber wie stimmt denn das damit überein, daß wir uns selber rühren? Beides gilt: Gott schafft alles, und wir schaffen alles, aber wir in untergeordneter Weise und in der Kraft Gottes. Das ist kein Widerspruch, sondern das ist die Auflösung des Rätsels, wie der Mensch schaffen kann. Wegen der gänzlichen Abhängigkeit des Geschöpfes von Gott kommt die ganze Wirkung der göttlichen Ursache zu. Und weil wir selber aufgerufen sind zur Arbeit, kommt auch in untergeordneter Weise die ganze Wirkung dem Menschen zu. Die Kausalität des Menschen wird durch die göttliche Kausalität nicht aufgehoben. Wir sind also Mitarbeiter Gottes.

Und wir sollten uns daran erinnern, wenn wir arbeiten, dass Gott mit uns wirkt, dass Gott bei uns ist und dass er durch uns wirkt und dass wir – das ist das zweite nämlich – nicht nur mit Gott arbeiten sollen, sondern dass wir auch für Gott arbeiten sollen. Wir sollen uns bei der Arbeit immer wieder die gute Meinung erwecken, d.h. wir sollen im Herzen und manchmal auch mit dem Munde sprechen: Gott, laß mich zu deiner Ehre arbeiten, zu deiner Verherrlichung, zu deinem Lobe. Laß mich diesen Tag bei dir verbringen, für dich und deine größere Herrlichkeit, für das Heil meiner Seele und zum Segen für meine Mitmenschen. „Alles, was ihr tut in Wort oder Werk, tut alles im Namen des Herrn Jesus Christus und danket durch ihn Gott dem Vater!“ So mahnt der Apostel Paulus im Kolosserbrief. Alles (!) was ihr tut in Wort oder Werk, tut alles im Namen des Herrn Jesus Christus. Wir verherrlichen also Gott durch unsere Arbeit. Wir bieten ihm unsere Arbeit als unsere Geschenke an und arbeiten für das Heil der Seele und für die Heiligung der Welt.

Ein Priester kam einmal zu einem Bekannten ins Arbeitszimmer, und da sah er auf dem Schreibtisch das Bild einer jungen Frau. Der Mann sagte zu ihm: „Sehen Sie, jetzt weiß ich, für wen ich arbeite. Das ist meine Braut. Jetzt weiß ich, für wen ich arbeite.“ Der Priester lächelte und wies auf das Kreuz und sagte: „Auch ich weiß, für wen ich arbeite.“ Auf solcher Arbeit, die vor Gott und mit Gott und für Gott getan wird, auf solcher Arbeit ruht ein Segen. Und so sollten wir auch immer mit einem Gebet in die Arbeit gehen, sollten das Kreuzzeichen machen, wenn wir die Arbeit beginnen, sollten das Weihwasser nehmen, sollten sagen: In Gottes Namen will ich diesen Tag vollbringen. Denn das ist das Wichtigste bei der Arbeit, der Segen Gottes. In meiner Heimat in Schlesien knieten die Bergleute, wenn sie in das Kohlebergwerk einfuhren, zuerst am Anna-Altar nieder und beteten für ihre schwere und gefährliche Arbeit um den Schutz der heiligen Mutter Anna. Auch wir sollen für unsere Arbeit den Schutz Gottes und seiner Heiligen erleben. Wir wollen mit Gott arbeiten und für Gott arbeiten. Vor einigen Jahrzehnten lernte ich einmal eine Generaloberin der Mällersdorfer Schwestern in Bayern kennen. Als sie zum Sterben kam, sagte diese gütige Frau: „Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben. Ich habe immer für den lieben Gott gearbeitet.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Opfer und Leid im Leben des Christen

03.12.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Herr Jesus Christus hat mit Arbeit und Gebet, mit der Arbeit im Haus von Nazareth und mit der öffentlichen Tätigkeit sein Leben verbracht. Er ist das große Vorbild treuer Pflichterfüllung in Gebet und in Arbeit. Aber sein höchstes Werk vollbrachte er in dem Kreuzestod. Auf Golgotha hat er die Welt erlöst. „Wir preisen dich, Herr Jesus Christus, und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.“ Unser Vorbild Christus zeigt uns, wie wir ihm nachgehen sollen in Gebet und Arbeit, in treuem Gebet und in treuer Arbeit, aber auch im Opfer.

So wie Christus am meisten sich vollendet hat in der Zeit des Opfers, so ist es auch beim Christen. Im frei gewählten Opfer oder in dem uns von Gott auferlegten Opfer werden wir Christus am ähnlichsten. Zum rechten Christenleben gehört der Opfergeist und das Opferbringen, also die Überwindung. Der Mensch ist von Jugend an zum Bösen geneigt. Das Gute kostet Gewaltanstrengung und Überwindung. Nur in dauerndem Kampf kann die Tugend bestehen und wachsen. Im Buch von der Nachfolge Christi steht der gewichtige Satz: „Soviel wirst du im Guten voranschreiten, als du dir selbst Gewalt antust.“ Wir sprechen von Überwindung, Selbstverleugnung, Entsagung, Abtötung. Diese Worte wollen alle dasselbe sagen. Wir müssen immer wieder an uns selbst arbeiten; wir müssen uns unter die Zügel des Geistes beugen. Wir müssen das Gefährliche in uns zurückdrängen, und das nennt man eben Abtötung, Überwindung, Entsagung.

Das gilt zuerst für die äußeren Sinne. Auge und Ohr, Geschmack und Gefühl müssen ständig überwacht und beherrscht werden. Für so manchen ist das Auge zum Einfallstor der Sünde geworden. Als der König David auf einem Nachbarhause die Frau des Urias im Bade beobachtete, da erwachte seine Leidenschaft, und er nahm sich die Frau und ließ ihren Mann an einer gefährlichen Stelle der Front umbringen. Auge und Ohr, Geschmack und Gefühl müssen beherrscht werden.

Dazu aber muss auch das Innere gezügelt werden, die Phantasie; denn die Phantasie ist die Einbruchsstelle der Sünde in unsere Seele. Jede Sünde beginnt mit der Vorstellung, zur Vorstellung kommt das Wohlgefallen, zum Wohlgefallen das Begehren, zum Begehren der Entschluß, und der Entschluß mündet in die Tat. Deswegen muss der Christ zu den Opfern, die ihm sein Beruf und seine Lebensverhältnisse aufzwingen, auch freiwillige Opfer, freiwillige Entsagungen bringen, damit er Herr im Hause seiner Seele bleibt und an sittlicher Kraft wächst. Der Apostel Paulus sagt von sich: „Ich züchtige meinen Leib und mache ihn untertan, damit ich nicht, nachdem ich anderen Herold geworden bin, selbst verworfen werde.“

Die Kirche weiß, dass der Mensch ohne Entsagung nicht bestehen und auf dem Wege des Guten bleiben kann. Deswegen hat sie ein regelmäßiges Opfergebot eingesetzt, nämlich das Fastengebot. In Zeiten, in denen die Kirche weniger nachgiebig war als heute, hat das Fastengebot einen großen Umfang gehabt. Da war zunächst einmal die große Fastenzeit von Aschermittwoch bis Karsamstag. Vierzig Tage lang durfte der Christ sich nur einmal täglich sättigen. Zu der großen Fastenzeit kamen die vier kleinen Fastenzeiten, nämlich an den Quatembertagen. Viermal im Jahre waren der Mittwoch, der Freitag und der Samstag Fasttage. Zu diesen beiden Zeiten kamen die Vigiltage. Fünf Tage, die als Vortage von großen Festen gehalten wurden, waren Fasttage. Vigil – Vortag – von Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen.

Beim Fasten unterscheidet die Kirche zwei Arten, das Abbruchsfasten und das Enthaltungsfasten. Das Enthaltungsfasten besteht darin, dass man auf Fleisch verzichtet, nicht weil das Fleisch böse ist,

sondern weil wir die Enthaltung brauchen, um uns zu zügeln, um der Esslust eine Schranke zu setzen. Wer sich im Essen nicht beherrschen kann, der kann sich gewöhnlich auch auf anderen Gebieten nicht beherrschen. Deswegen hat die Kirche das Freitagsgebot eingeführt, Freitag deswegen, weil dieser Tag der Sterbetag unseres Herrn ist. Wir sollen da nicht nur an sein Leiden denken, wir sollen auch sein Leiden üben, und das geschieht eben durch die Enthaltung von Fleisch. Das ist ein wichtiges Kennzeichen des katholischen Christen.

Dazu kommt das Abbruchsfasten. Ich hatte eben die Zeiten genannt, die als Abbruchs-Fastenzeiten galten. Sie sind eine Erinnerung. Es ist fast unverständlich, dass die kirchlichen Autoritäten so nachgiebig sind, dass sie all diese gewichtigen und unerlässlichen Übungen haben fallen lassen. Wir haben heute nur noch zwei volle Fasttage, nämlich Aschermittwoch und Karfreitag. Das Freitagsfasten ist entfallen, jeder kann es halten, wie er will. Er kann Fleisch essen oder nicht. Er soll irgend ein Opfer bringen. Ja, was bringt er denn für ein Opfer, wenn er nicht einmal vom Fleisch sich enthalten kann? Ich halte diese Entwicklung für bedenklich. Wir sollten in dieser Lage das, was uns an Führung fehlt, durch eigene Überlegung und durch eigene Anstrengung wettzumachen versuchen. Abbruchsfasten und Enthaltungsfasten sollten uns stetige und liebe Gewohnheiten sein, denn wir können nicht anders bestehen, als dass wir uns durch Überwindung im Guten üben. „Durch das Fasten des Leibes“, so heißt es in der Präfation, „unterdrückst du die Sünde, erhebst du den Geist, spendest Tugendkraft und Lohn.“ Das sind die Wirkungen des Fastens: Unterdrückung der Sünde, Erhebung des Geistes, Gewinn an Tugendkraft und an Verdienst.

Jeder weiß es aus eigener Erfahrung, wenn man sich selbst weh tun muss, macht man es gnädig. Der Mensch schont sich. Er will sich nicht weh tun, er wehrt sich dagegen wegen seiner schwachen Natur. Und deswegen muss Gott eingreifen. Er muss den Meißel und den Hammer in die Hand nehmen, um das Bild, das er an uns sehen will, herauszuarbeiten. Er muss uns Leid und Kreuz schicken. Jawohl, meine lieben Freunde, die Leiden unseres Lebens haben nicht nur in der Unvollkommenheit der Dinge, in der Begrenztheit der Geschöpfe ihre Ursache, nein, sie kommen von Gott. „Triffst dich ein Schmerz, so halte still und frag dich, was er von dir will. Der liebe Gott, er schickt dir keinen nur darum, dass du solltest weinen.“ Das Leid hat einen Sinn.

Der erste ist darin gelegen, dass es uns läutern soll. Wir sollen durch das Leid von unseren Schwächen gereinigt werden. Vielleicht sind wir lange Zeit irre gegangen, haben uns in Sünde und Stolz von Gott entfernt, dann trifft uns ein Schmerz und führt uns mit starker Hand zu ihm zurück. Oder wir haben uns leichtsinnig an gefährliche Dinge hingegeben, wir waren am Rande eines Abgrundes, da lässt Gott ein Unglück, eine Trauer, einen Schmerz über uns kommen und reißt uns zurück vom Abgrund. Oder wir haben zu sehr auf unsere eigene Kraft gebaut, auf unser Können, auf unsere Leistungen, da legt uns eine Krankheit aufs Schmerzenslager und zeigt uns, es geht auch ohne uns, und wir finden so in Demut die rechte Einschätzung wieder. Oder schließlich wir meinten, ganz auf Gott zu stehen und waren doch auf irgendeinen Menschen oder auf irdische Dinge gestützt. Jetzt entzieht uns Gott diesen Menschen und diese Dinge und wirft uns ganz auf sich zurück. So wird im Feuerofen des Leides die Seele von den Schlacken gereinigt und geläutert.

Der zweite Sinn des Leides ist die Prüfung. Gott will, dass der Mensch sich bewährt, dass er zeigt: Ich halte zu meinem Gott, auch wenn er mich schlägt. Im Buche Tobias steht der nachdenklich machende Satz: „Weil du angenehm warst vor Gott, musste die Prüfung dich bewähren.“ Wir hören ganz richtig. Nicht weil er unangenehm war, sondern weil er angenehm war vor Gott, weil er Gott gefiel, musste die Prüfung ihn bewähren. Und das gilt auch für uns. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Nicht umsonst haben die großen Heiligen allesamt und ohne Ausnahme unter Leiden sich beugen müssen. Sie sollten eben einen Glauben haben, der auch in Heimsuchungen nicht wankt, eine Hoffnung, die trotz Enttäuschungen nicht verzagt, und eine Liebe, die die Hand Gottes küsst, auch wenn diese Hand schlägt. Weil du angenehm warst vor Gott, musste die Prüfung dich bewähren.

Der dritte Grund für das Leid ist Sühne. In der Sünde verfallen wir ja der Lust, geben uns der verbotenen Lust hin, und dafür muss ein Ersatz geleistet werden, ein Gegengewicht, und das ist eben der Schmerz, die Sühne, das Leid, das über uns kommt. Für die Sünde hat Christus sich zermartern lassen, er hat unsere Sünden getragen an seinem heiligen Leibe, und seine Seele war zerrissen in Angst und Bangen wegen unserer Missetaten. Um unserer Schuld willen liegt die Züchtigung Gottes auf ihm. Und so ist auch unser Leiden Sühne, Sühne für unsere Sünden, für die zahllosen Sünden unseres Le-

bens. Wir müssen durch die Leiden, die wir ertragen, Sühne leisten für das, was wir angestellt haben in unserem Leben.

Der vierte Sinn des Leidens liegt darin, dass er zur Heiligung der Welt beiträgt. Durch sein Leiden hat Christus die Welt erlöst. Und wer sein Leiden mit dem Leiden Christi verbindet, der trägt bei zur Erlösung der Welt. Der Herr hat es so bestimmt, dass wir durch Leiden mithelfen dürfen, die Welt zu erlösen. Mein kleines Leiden darf mithelfen an der Rettung der Welt. Kein anderer als Paulus bestätigt diese Sicht des Leidens, wenn er sagt: „Ich ergänze an meinem Fleische, was von den Leiden Christi noch aussteht.“ Es stehen also Leiden Christi noch aus, nämlich die Leiden, die er uns schickt, die er über uns verhängt und die wir mit ihm tragen sollen. „Mit Christus bin ich ans Kreuz geheftet“, sagt Paulus. Und das soll auch der Sinn unseres Leidens sein: mit Christus am Kreuze die Welt erlösen.

Der fünfte Sinn des Leidens liegt darin, dass es die Liebe Gottes uns zeigen will und die Liebe in uns wecken soll. Jawohl, Gott zeigt seine Liebe, indem er uns leiden lässt. Diejenigen, die er aufgegeben hat, brauchen nicht zu leiden. Aber diejenigen, die er heimholen will, die er gewinnen will, an denen ihm etwas liegt, die lässt er mit Leiden zu ihm hingerufen werden. Sie sollen diese Leiden so aufnehmen, dass die Liebe in ihrem Herzen aufsteht. Hier kann die Seele tatsächlich bis zum höchsten Gipfel emporsteigen und sich als Ganzopfer der Liebe darbringen.

Das ist der fünffache Sinn des Leidens, meine lieben Freunde, den wir uns, zumal in dieser Adventszeit, vor Augen führen sollen. Der heilige Konrad von Parzham wird oft dargestellt mit einem Kreuz in der Hand, denn er hat oft das Kreuz als sein Buch bezeichnet. Aus dem Kreuze hat er gelesen, was Gott von ihm will, was Gott von ihm erwartet. Und das Kreuz sollte auch für uns die Leidenschule und die Leidenslehre sein. Es sollte uns vor allem lehren, das Leiden geduldig zu tragen. Eine schöne Legende erzählt, wie einem Christen das Kreuz, das er seinem Heiland nachtragen sollte, zu schwer wurde. Er bat den Heiland, er möge doch gestatten, dass er es absäge, dass er es kürzer mache, um nicht so schwer tragen zu müssen. Der Heiland riet ihm ab. Aber der Leidträger sägte ein Stück ab, und als es immer noch zu schwer war, noch ein weiteres Stück. Dann kamen er und der Heiland an eine Felsspalte. Der Herr legte sein Kreuz darüber und schritt über die Felsspalte. Aber der Leidträger erkannte, dass sein Kreuz zu kurz war. Es reichte nicht, die Felsspalte zu überbrücken. Aus dieser Legende – es ist eine Legende, aber eine richtige und schöne Legende – können wir lernen: Das Kreuz, das Gott uns zugerichtet hat, ist so recht für uns. Es passt für uns. Es ist das, was er für uns ausgedacht hat in seiner Liebe. Und deswegen sollen wir es geduldig hinnehmen und tragen. Wir dürfen mit dem Herrn bitten: Laß den Kelch vorübergehen, aber wir sollen hinzufügen: wenn es möglich ist. Laß den Kelch vorübergehen, aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.

Eine noch höhere Stufe erreicht, wer das Kreuz nicht nur geduldig, sondern auch freudig trägt. Die Heiligen haben das vermocht. Als die Apostel vom Hohen Rat geißelt wurden, da gingen sie mit Freude hinweg, mit Freude, weil sie gewürdigt worden waren, für Jesus Schmach zu leiden. Und der Apostel Paulus schreibt im 2. Korintherbrief: „Ich bin übervoll mit Freude bei all unserer Trübsal.“

Meine lieben Freunde, keinem von uns wird das Leid, wird das Kreuz erspart bleiben. Jeder von uns muss den Weg des Kreuzes gehen. Aber denken wir immer daran, was dieser Weg wert ist. „Im Kreuz“, so sagt das Buch von der Nachfolge Christi, das ich jeden Tag in die Hand nehme, „ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Schutz vor dem Feinde. Im Kreuz ist Einströmen himmlischer Süßigkeit, im Kreuz Kraft des Herzens, im Kreuz Freude des Geistes, im Kreuz der Höhepunkt der Tugend, im Kreuz die Vollendung der Heiligkeit. Nimm also dein Kreuz und folge Jesus, und du bist auf dem Weg zum ewigen Leben.“

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Das Wesen der christlichen Freude

10.12.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott hat uns nicht nur zur Arbeit geschaffen und auch nicht nur zum Kreuztragen. Er hat uns auch für die Freude geschaffen. Gewiß ist seit der Sünde, seit der ersten Sünde und den zahllosen folgenden Sünden, die Erde ein Tränental, aber auch in diesem Tränental gibt es Freuden, viele, ungezählte Freuden, und Gott will, dass wir diese Freuden sehen, genießen und uns aneignen. Wir sollen die Freuden zu geheiligten Freuden machen. In jedem Menschen gibt es einen Trieb, einen Urtrieb, einen unauslöschlichen Trieb zur Freude. Der Mensch trägt in sich die Sehnsucht nach Glück. Das ist nicht verwunderlich. Wenn der Mensch nach dem Ebenbild Gottes geschaffen ist, und wenn Gott die Freude und die Wonne in höchstem Maße, in unausdenklichem Maße ist, dann muss auch der Mensch für die Freude geschaffen sein. Er muss Tropfen aus dem Meer der Freude auffangen können, das Gott ist. Und der Hunger nach Freude ist eine Erinnerung an Gott, der eben ein Meer von Freude ist und der uns zu seiner ewigen Seligkeit führen will. Eine Erinnerung an das verlorene Paradies und eine Mahnung, nach dem verheißenen Paradies zu streben.

Die Freude ist nicht nur ein Trieb, ein Urtrieb, sie ist auch eine Lebensnotwendigkeit. Der Mensch kann nicht leben ohne Freude. Der Mensch braucht Freude; so wie er die Sonne braucht, so braucht er die Freude. Die Arbeit und die Mühen des Tages bedingen, dass wir uns auch erholen und kräftigen müssen. Man kann nicht immer nur ausgeben und schaffen, man muss auch einmal sich der Ruhe überlassen und die Hände falten und am Feierabend sich auf ein Bänklein setzen und ausruhen. Gott selber hat ja unserer Tätigkeit eine Schranke gesetzt. Er hat uns die Nacht geschenkt, damit wir ausruhen. Er hat uns den Sonntag gegeben, damit wir einen Tag der Ruhe und der Freude besitzen. Und der Herr hat uns durch seinen Apostel den Aufruf ergehen lassen: „Freuet euch! Freuet euch allezeit im Herrn!“

Welches sind nun die Quellen der Freude? Woher schöpfen wir die Freude? O, es sind ihrer viele, meine lieben Freunde, wir müssen sie nur sehen. Die erste Freude, die uns Gott machen will, ist die Natur. Der Wald, die Bäume, die Blumen, die Berge, das Meer, der rauschende Bach, das alles sind Freudenquellen. Die Natur reicht uns Freuden mit ihren Gaben, ja mit ihrem alleinigen Dasein. Das wogende Kornfeld, die wachsende Saat, das sind Freuden. Ja selbst der Regen und der Schnee, auf den die Kinder warten, sind Freudenquellen. Die Natur ist wahrhaftig uns als Geschenk und Bote Gottes gegeben worden. Sie verweist uns auf die Allmacht und Barmherzigkeit unseres Herrn. Der Heiland hat diese Freuden zu genießen verstanden. Er hat auf die Lilien des Feldes verwiesen, und in den stillen Nächten hat er zu den Sternen emporgeschaut. Der Herr wusste, dass die Natur eine Quelle der Freude ist.

Zur Natur kommt die Kunst, das, was der Mensch mit dem Werkzeug und aus den Materien der Erde schafft. Auch das ist eine Freudenquelle. Die Kunst entschleierte uns, was die Natur verhüllt. In der Kunst spricht die entschleierte Natur zu uns, die bildende Kunst, die Dichtkunst, die Tonkunst. Ich glaube, was uns am meisten zu erfreuen vermag, ist die Musik. Ich bin kein Freund von Lenin, aber Lenin hat einmal das treffliche Wort gesagt: „Ich könnte den ganzen Tag Beethoven hören.“ Mir geht es ähnlich. Die Musik ist eine reine, eine schöne Freude, aus der wir schöpfen dürfen.

Eine Freude soll auch sein unsere Familie. Die Liebe der Gatten, die Liebe der Eltern, die Liebe der Kinder, die Liebe der Geschwister, das sollen tiefe Quellen der Freude sein, das Gemeinschaftsleben in der Familie, in der wir uns geborgen wissen. Hier soll man ungeschützt und ungedeckt sprechen

und wirken dürfen. In der Familie soll man sich wohlfühlen; sie soll eine Stätte der Freude sein. Ein englischer Missionar hat einmal gesagt: „Unsere Mutter machte unser Heim zu einem Platz, der dem Himmel am nächsten war.“ Ein wunderbarer Satz. „Unsere Mutter machte unser Heim zu einem Platz, der dem Himmel am nächsten war.“ Die Verzweiflung geht durch die Welt, aber die Familie soll eine Stätte der Hoffnung und der Freude sein.

Eine Freudenquelle ist auch die Heimat, also das Dorf, die Stadt, das Land, in dem wir zu Hause sind, wo wir geboren wurden, wo die vertrauten und verwandten Menschen weilen, wo die Stätten unserer Kindheit und Jugend liegen, das Gotteshaus, in dem wir getauft wurden, in dem wir die erste heilige Kommunion empfangen, in dem wir die Sonntagsmesse besuchten, das ist Heimat. Auch die Schule, in der wir unseren Beruf vorbereiteten, wo wir lernen durften, das ist Heimat. Der Friedhof, auf dem unsere Verstorbenen ruhen, das ist Heimat. O wie glücklich, wer eine Heimat hat! Die Heimat ist eine Freudenquelle.

Dazu kommt die Arbeit. Jawohl, meine lieben Freunde, wir haben schon an vergangenen Sonntagen gesehen, dass die Arbeit eine Quelle der Freude ist. Das Schaffen, das Wirken, das Schaffendürfen, das Wirkendürfen, das ist ein Glück. Mit der Arbeit vermögen wir auch die Traurigkeit und das Leid zu überbrücken. Mir sagte einmal einer unserer Kirchenbesucher: „Wer leiden muss, braucht nicht zu arbeiten.“ Das ist völlig falsch. Wer leiden muss, der soll doppelt arbeiten, denn das Leid wird durch die Arbeit überwunden. Die Arbeit ist ein Trost im Leid. Arbeit heilt Leid am sichersten. Es ist ganz falsch, wenn man leidet, die Arbeit zu unterlassen. Der Mensch, der arbeitet, ist niemals ganz unglücklich.

Das sind also die Freudenquellen, die natürlichen Freudenquellen, die wir erschließen sollen. Dazu treten die übernatürlichen Freuden, die Freuden, die uns der Glaube eröffnet. Wir denken an Gottvater, wir dürfen seine Kinder sein. „Wir heißen nicht nur Kinder, wir sind seine Kinder“, sagt Johannes. „Seht, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, dass wir Kinder Gottes heißen und sind.“ Er hat uns geschaffen nach seinem Ebenbild. Wir sind keine Sklaven, sondern freie Kinder Gottes, Erben seiner Herrlichkeit. Und dieser Gott, der gewaltige Gott, ist Gesetzgeber. Er gab uns seine Gebote, und seine Gebote sind der Weg des Lebens. Seine Gebote bewahren uns vor Irrwegen, führen uns zum ewigen Ziele. „Deine Gebote sind meine Wonne“, so beten wir Priester jeden Sonntag. „Deine Gebote sind meine Wonne, nimmer will ich vergessen dein Gebot.“ Wie glücklich dürfen wir sein, dass wir die Gebote Gottes kennen. Gestern, meine lieben Freunde, bekam ich das Schlaganfall-Magazin zugesandt. Ich unterstütze immer die Schlaganfall-Hilfe. Und was steht in diesem Schlaganfall-Magazin? Da stellt sich eine Sexualtherapeutin vor und will den Schlaganfallpatienten beibringen, wie man sich sexuell befriedigen kann, ob mit oder ohne Partner, das spielt keine Rolle. Ja, was ist das eine Verirrung! Wenn man die Gebote Gottes beiseite lässt, dann kommt man zu solchen Verirrungen, und wie dürfen wir glücklich sein, dass wir die Gebote Gottes auch über der geschlechtlichen Sittlichkeit kennen! Das ist ein Glück!

Wir denken an Christus, den Sohn Gottes. Wir kennen sein Leben. Um seine Wiege, da klang das Gloria der Engel. Er war der Sonnenschein in Nazareth. Er ging Wohltaten spendend über die Lande. Aus seinem Munde kamen Worte der Heilsbotschaft, und mit seinem Befehle wurde das Meer zum Schweigen gebracht und wichen die Krankheiten. Dieser Jesus ist nicht tot. Er lebt. Er lebt auch in unseren Tabernakeln, und er lebt in unserem Herzen, wenn wir die heilige Kommunion empfangen. Wir sind Glieder seines Leibes, und das ist eine Freude. Wir sind erhaben, wahrhaftig erhaben und erhoben, weil Christus uns erhoben hat.

Wir sind auch Geschöpfe des Heiligen Geistes. Er hat uns neugeboren im Wasser der Taufe. Er hat uns das Buch der Bücher geschenkt, die Heilige Schrift. O meine Freunde, was ist das ein glückverheißendes Buch, die Heilige Schrift! Der große Regensburger Bischof Sailer hat einmal das schöne Wort gesagt: „Leben möchte ich nicht mehr, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte.“ Wahrhaftig, so ist es. Leben möchte ich nicht mehr, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte. Und wir hören ihn reden in seinem Buch, in der Heiligen Schrift. Der Heilige Geist hat uns dieses Buch geschenkt. Er ist wirksam in den Sakramenten der Kirche, auch und nicht zuletzt im Sakrament der Buße. Meine lieben Freunde, ich bin über 50 Jahre Beichtvater, und ich weiß, dass die Beichte ein Quell der Freude ist. Beicht macht leicht. Und deswegen sollten wir die Feier der Umkehr, die Feier der Bekehrung im Bußsakra-

ment nicht missen und nicht aufgeben. Es gibt keine schönere Freude als das Bewusstsein eines im Bußsakrament gereinigten Gewissens.

Freuden bringen uns auch die Gottesdienste, bringt uns das heilige Messopfer, das Opfermahl mit der heiligen Kommunion. Eine Freude ist unser Gotteshaus. Es mag noch so schlicht sein, aber hier sind wir zu Hause, hier sind wir geborgen. Hier ist wahrhaftig das Zelt Gottes unter den Menschen. Ich erinnere mich, als ich als junger Mensch in Sachsen war, wie ich glücklich war, wenn ich eine katholische Kirche fand in diesem protestantischen Land. Wie glücklich dürfen wir sein über unsere Gotteshäuser! Und wie sehr dürfen wir uns freuen über das Kirchenjahr, über seine Höhepunkte mit der seligen Weihnachtszeit und dem Osterjubel. Und das alles ist ja nur ein Vorgeschmack der ewigen Himmelsfreude, der wir entgegengehen.

Das sind die übernatürlichen Freudenquellen, aus denen wir schöpfen dürfen. Wir müssen freilich aus diesen Quellen, seien sie natürlich oder übernatürlich, in der rechten Weise schöpfen. Das heißt erstens nur aus reinen Quellen der Freude schöpfen, nur aus reinen Quellen. Der Satan versteht es, uns unreine Quellen anzubieten, den Rausch, die Sensation, den Zeitvertreib. Der Satan besitzt die Gabe, uns zu verlocken, indem er uns an unreine Quellen führen will. Und wie viele Menschen verfallen dieser Verlockung! Es tut mir in der Seele weh, meine lieben Freunde, wenn ich sehe, wie Menschen mit ihrem Glückstrieb, der ja berechtigt ist, wenn sie mit ihrem Glückstrieb zu den unreinen Quellen der Freude eilen und sich damit vergiften. Nein, mit Weltfreuden kann man nicht satt werden, man wird nur ihrer satt. Die Weltfreuden sind wie Seifenblasen. Sie steigen in die Luft, und dann zerplatzen sie. Neben dem Lustbecher sinnlicher Genüsse liegt der Revolver der Verzweiflung. Deswegen, jede Freude, die anders erlangt wird als Gott es will, verwandelt sich in eine Bürde und bleibt, wenn die Freude vergangen ist, eine Last. Wir dürfen also nur aus reinen Quellen Freude schöpfen.

Und das zweite: Wir dürfen es nur im rechten Maß. Auch die Freuden sollen im rechten Maß genossen werden, nicht im Übermaß. Das Leben lehrt uns, dass Leid und Freude abwechseln wie Sonnenschein und Regen. Einen Himmel auf Erden, ein wolkenloses Glück gibt es nicht. Denken Sie an das schöne Wort: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ Deswegen, die Freuden müssen im rechten Maß genossen werden, und die sinnlichen Freuden sind die höchsten nicht. Sie sind uns nicht verwehrt, aber sie müssen im rechten Maß genossen werden. Über den sinnlichen Freuden sind die geistigen Freuden, und aus denen sollen wir schöpfen. Sie sind ja auch nur Strahlen aus dem ewigen Licht. Sie sind nicht das Licht selbst, sie sind nur Strahlen aus dem ewigen Licht. Wir sollen durch die irdischen Güter hindurchgehen, dass wir die ewigen nicht verlieren.

Auf diese Weise, meine lieben Freunde, soll unsere Freude eine geheiligte Freude werden. In dieser Adventszeit mahnt uns der Apostel: „Freuet euch, Brüder! Noch einmal sage ich: Freuet euch, denn der Herr ist nahe! Euer gütiges Wesen soll allen Menschen bekannt werden. Freuet euch im Herrn!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Versuchung im Leben des Christen

17.12.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Mein Sohn, wenn du dich anschickst, Gott zu dienen, mache dich bereit auf Versuchungen!“ Dieser Satz steht in der Heiligen Schrift. „Mein Sohn, wenn du dich anschickst, Gott zu dienen, mache dich bereit auf Versuchungen!“ Ein merkwürdiger Satz. Man sollte meinen, wenn man bemüht ist, ein treuer Diener Gottes zu sein, dann würden die Versuchungen weichen. Das Gegenteil ist der Fall! „Mein Sohn, wenn du dich anschickst, Gott zu dienen, mache dich bereit, mache dich gefasst auf Versuchungen!“ Wir wollen an diesem 3. Adventssonntag über die Versuchungen nachdenken. Sie blieben den Heiligen nicht erspart, ja unser Herr Jesus Christus ist auch versucht worden; er wollte sich versuchen lassen; er ließ zu, dass er versucht wurde. Wir wollen deswegen erstens über die Quelle der Versuchung nachdenken, zweitens über den Kampf gegen die Versuchung und drittens über den Lohn der bestandenen Versuchung.

Gott lässt Prüfungen über uns kommen, Heimsuchungen, aber das sind keine Versuchungen zum Bösen, sondern das sind Erprobungen, die feststellen wollen, ob wir Gott auch unter Schmerzen und im Leid die Treue halten. Gott versucht niemanden zum Bösen. Die Versuchungen, von denen hier die Rede ist, sind Verlockungen zum Bösen, und die kommen nie von Gott. Die Anreize zum Bösen, die Anreize zur Sünde kommen entweder von unten oder von außen oder von innen.

Sie kommen von unten, das heißt, sie kommen vom Teufel. Der Teufel ist der Versucher von Anfang an. Er hat die ersten Menschen versucht und zu Fall gebracht, und er lässt nicht nach, die Menschen, vor allem die Diener Gottes, zu versuchen. Bei den meisten Versuchungen hat er irgendwie seine Hand im Spiel. Wie kann er uns zum Bösen verlocken? Indem er unsere Phantasie mit Bildern füllt, die uns zum Bösen reizen, oder indem er unseren Körper, die Leidenschaften unseres Körpers aufreizt, um dem Bösen zu verfallen. Das sind die beiden Möglichkeiten, die er hat, die Phantasie und die körperlichen Leidenschaften, die sinnlichen Leidenschaften unseres Körpers. Auf den Verstand und auf den Willen kann er nicht einwirken. Der Verstand und der Wille sind nur offen für Gott. Man darf also die teuflischen Versuchungen nicht überschätzen. Es ist nicht so, dass der Teufel Gewalt über uns hat in jedem Falle. Nein, Gott hat ihm Schranken gesetzt. Nur soweit es seine Allmacht zulässt, kann er uns versuchen, und Gott lässt niemanden versuchen über seine Kraft. Man soll freilich auch die Versuchungen des Teufels nicht unterschätzen, denn der Teufel geht wahrhaftig umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könne, manchmal auch nicht wie ein brüllender Löwe, sondern wie eine schleichende Schlange. Er hat auch, wie der Herr sagt, versucht, die Apostel zu Fall zu bringen. „Er wird euch sieben, wie man den Weizen siebt.“ Und der Teufel ist ein geschickter Versucher. Er verfügt über eine ungeheure Erfahrung. Er weiß, wo man den Menschen packen muss: an seiner schwächsten Stelle. Deswegen ist es gewagt, die Versuchungen des Teufels zu unterschätzen. Das sind die Versuchungen, die von unten kommen.

Dann die Versuchungen von außen. Sie kommen von der Welt, von der Welt, die an sich von Gott gut geschaffen ist, aber die uns zur Versuchung werden kann, und zwar in einem doppelten Sinne. Zunächst einmal die vernunftlosen Geschöpfe. Sie sind ja alle von Gott gut geschaffen, gehen aus seiner Hand hervor. Aber die ursprüngliche Harmonie ist verloren, ist gestört; ein harmloses Geschöpf kann uns zur Versuchung werden. Ich erinnere mich, als ich ein Knabe war, da wurden Jahrmärkte abgehalten. Auf den Jahrmärkten gab es viele Dinge, die ein Jungenherz erfreuen konnten, die ein Jungenherz begehren mochte, Dolche, Geldbörsen, Feuerwerkskörper. Ich weiß, dass manche

meiner Kameraden dieser Versuchung erlegen sind. Auch Menschen können uns zur Versuchung werden, selbst gute Menschen, denn die schöne sinnliche Erscheinung einer Frau oder eines Mannes kann einem Menschen zur Versuchung werden. Seine Ungeschicklichkeit, sein Eifer oder seine Trägheit, das alles kann zur Versuchung werden. Aber noch viel mehr natürlich die bösen Menschen, die es darauf anlegen, uns zu versuchen, die sich Mühe geben, uns so schlecht zu machen, wie sie selbst sind, die uns in die Versuchung hineinführen mit ihrem verführerischen Wort und ihrem verführerischen Beispiel, mit ihrem Spott und mit ihrem Drohen. Das sind die Versuchungen, die von außen kommen.

Die schlimmsten aber sind die Versuchungen von innen. Der dritte Herd unserer Versuchungen ist die eigene böse Begierlichkeit. Keiner sage, wenn er versucht wird, er wird von Gott versucht, vielmehr wird ein jeder von der eigenen Begierlichkeit versucht, die ihn anreizt und lockt. Seitdem die Erbsünde in uns gehaust hat, sind in uns böse, schlechte Neigungen, verschieden nach den Erbanlagen, die jeder empfangen, verschieden nach dem Leben, das jeder geführt hat. Aber es gibt wohl keinen Menschen, in dem nicht solche Neigungen sind, und jede Nachgiebigkeit gegen eine sündhafte Leidenschaft stärkt diese. Die Überwindung wird dann um so schwerer. Diese Begierlichkeit spiegelt uns Güter vor, die wir erstreben sollen. Es sind immer drei: Besitz, Genuß und Ehrsucht. Besitz, Genuß und Ehrsucht. Die Heilige Schrift spricht von Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens. Die Augenlust ist die Habsucht. Der Mensch begehrt Schätze, die er sieht, begehrt Gegenstände, die ihm ins Auge fallen. Der heilige Paulus sagt sogar, dass die Habsucht die Wurzel aller Übel ist. Und der Reichtum, das Besitzenwollen ist tatsächlich eine Gefahr. Judas ist dieser Gefahr erlegen. Schon die alten Griechen wußten um die Gefahr des Reichtums. Es wird von Krates erzählt, dass er sein Geld ins Meer warf und sagte: Da weiche hin, du Flut des Übels. Ich will dich nicht mehr sehen. Sinkt ab in die Tiefe, ihr schlechten Leidenschaften!

Die zweite Gefahr ist die Genusssucht, die Genusssucht in ihren verschiedensten Formen, von der Esslust und der Trinklust angefangen bis zur Geschlechtslust. Und sie ist natürlich besonders stark. Die Geschlechtslust ist eine der größten Gefahren, die in unserem Körper hausen, und hier, durch die enge Verbindung von Körper und Geist, lauern die größten Gefahren. Sie führt sich schmeichelnd ein und bringt uns zu Fall. Die großen Verirrungen der Menschen kommen von der Genusssucht her.

Die dritte Gefahr ist die Ehrsucht. Die Hoffart ist der Anfang aller Sünde, heißt es im Buche Sirach, also der Geltungsdrang, der ist ja in uns allen. Wir wollen etwas darstellen, wir wollen als gut gelten. Wir möchten als besser gelten, als wir sind. Das ist eine große Gefahr. Diese Gefahr begleitet selbst unsere guten Werke, und deswegen muss sie um so heftiger abgewiesen werden. Die kirchliche Tradition hat sieben Hauptsünden herausgestellt, die natürlich auch sieben Hauptversuchungen sind, nämlich Zorn, Stolz, Geiz, Neid, Unkeuschheit, Unmäßigkeit, Trägheit. Zorn, Stolz, Geiz, Neid, Unkeuschheit, Unmäßigkeit und Trägheit. Das sind die Versuchungen.

Nun zweitens der Kampf gegen die Versuchungen. Da müssen wir unterscheiden den Angriff und die Abwehr. Der Angriff geschieht dadurch, dass uns etwas vors Auge tritt oder vor unsere Phantasie und uns lockt und reizt und zu sich ziehen möchte. Ein Gegenstand gibt sich als Wert aus: Das musst du haben, das musst du besitzen, das musst du genießen. Und wir wissen doch, ich darf es nicht ohne Sünde haben. Dem Gegenstand und seinem Anreiz folgt das Wohlgefallen. Etwas in uns ist immer auf der Lauer, was diesem Anreiz entspricht. Es gibt eine unfreiwillige Zuneigung zu dem Gegenstand, der uns von der Versuchung vorgestellt wird. Das Verbotene lockt dann auch von innen. Es ruft eine unfreiwillige Neigung und eine unfreiwillige Freude an dem Gegenstand hervor und fordert die Entscheidung des Willens. Wir haben die Freiheit der Entscheidung. Wir dürfen Ja oder Nein sagen. An uns liegt es, wie wir uns entscheiden. Der Mensch steht vor Gott und seinem Gesetz auf der einen Seite und vor der gottwidrigen Sünde auf der anderen Seite. Dieser Kampf um die Entscheidung, das ist die eigentliche Versuchung.

Und wie muss die Abwehr aussehen? Wie müssen wir uns verhalten angesichts solcher Versuchungen? Erstens, wir müssen die Ruhe bewahren. Wenn man sich verwirren lässt, ist man schlecht beraten. Die Ruhe bewahren, sich nicht aus der Fassung bringen lassen. Wir wissen ja, wir kämpfen unter den Augen Gottes und für die Sache Gottes. Wird Gott da nicht mit uns sein? Gott lässt uns nicht über unsere Kraft versucht werden, er wird mit der Versuchung auch den guten Ausgang geben. Also

die Ruhe bewahren. Von der heiligen Katharina von Siena, die nun wirklich eine große Heilige war, wird berichtet, dass sie viel unter Versuchungen zu leiden hatte. Als sie die Versuchungen bestanden hatte, sagte sie nach der Stunde des Kampfes: „Herr, wo warst du in der Versuchung?“ Und der Herr gab ihr zur Antwort: „Ich war in deinem Herzen.“

Zweitens, wir müssen gleich mutig widerstehen. Wenn man mit der Versuchung verhandelt, wenn man das Böse erst einmal sich in seiner falschen, trügerischen Schönheit entfalten lässt, dann besteht die große Gefahr, dass wir fallen. „Widersteht dem Teufel, und er wird von euch fliehen“, so heißt es im Jakobusbrief. Am Anfang ist die Versuchung wie ein Feuerfunken, den man leicht auslöschen kann, aber wenn einmal der große Brand da ist, ist die Gefahr, dass wir verzehrt werden. Wer sich mit Verachtung von der Versuchung abwendet, hat die Sicherheit und die Gewähr des Sieges.

Drittens beten. Der Herr mahnt: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet!“ Wir sind nicht allein. Gott hat den Wächter, seinen heiligen Engel, an unsere Seite gestellt, und der Engel verlässt uns nicht. Er behütet uns, er ist mit seiner Kraft. jawohl, mit seiner Kraft an unserer Seite. Wir müssen ihn nur einladen, sie zu entfalten. Wir können rufen zu Maria, der Schlangentreterin, und Maria wird uns mit ihrer Hilfe zur Seite stehen. Maria, breit den Mantel aus, mach Schirm und Schild für mich daraus. Laß mich darunter sicher stehn, bis alle Stürm' vorübergehn! Und wir haben vor allem unseren Herrn Jesus. Wir können zu ihm rufen, wie die Jünger zu ihm gerufen haben: „Herr, hilf uns, sonst gehen wir zugrunde!“ Und der Herr stand auf und befahl dem Sturm und dem Seebeben, und es trat eine große Stille ein. So wird es auch bei uns sein, wenn wir den Herrn anrufen. Er hat seinen Aposteln gesagt: „In meinem Namen werden sie böse Geister austreiben.“ Wir Priester, wir alten Priester, wir sind ja noch zum Exorzisten geweiht worden. Uns ist noch die Fähigkeit übertragen worden, Teufel auszutreiben. Der Sturm mag gewaltig werden, aber er kann uns nicht umwerfen, wenn wir uns der Hilfsmittel bedienen.

Es ist nicht so, meine lieben Freunde, dass Menschen, die Gott nahe sind, von Versuchungen verschont bleiben. Vom heiligen Ephrem dem Syrer wird berichtet, dass er einmal auf einer Stadtmauer einer großen Stadt einen Teufel sitzen sah, und der war sehr schläfrig. Und bei einem Einsiedler sah er einen ganzen Schwarm von Teufeln. Da sprach er zu dem einsamen Teufel: „Schämst du dich nicht, dass du hier alleine die ganze Stadt zu verführen suchst, und diesen einen Einsiedler, den lässt du mit einem ganzen Schwarm versucht werden!“ Da gab ihm der Teufel zur Antwort: „Dieser eine Einsiedler schadet uns mehr als die ganze Stadt, denn der größte Teil ist schon in unserer Gewalt.“ Das sind die Weisungen für die Abwehr der Versuchung.

Und schließlich der Lohn der bestandenen Versuchung. Versuchungen sind Kämpfe und damit auch Gelegenheiten zum Sieg und zum Lohn. „Selig der Mann, der in der Versuchung standhält. Wenn er sich bewährt hat, wird er die Krone des Lebens empfangen, wie der Herr verheißen hat.“ So steht im Jakobusbrief, der für die Versuchungen eine erstklassige Quelle ist. Auf der bestandenen Versuchung ruht ein großer Segen. Erstens nämlich: Versuchungen üben uns in der Demut. In der Versuchung lernen wir, dass wir schwach sind und schwache Stellen haben und dass der Satan weiß, wo diese schwachen Stellen liegen. Die Versuchung zeigt uns, wozu wir fähig sind, immer noch fähig sind, wenn Gott uns nicht stützt. In Versuchungen lernen wir auch verstehen, warum andere Menschen fallen konnten. Wir werden dann vorsichtig sein in unserem Urteil über andere Menschen. Und selbst wenn wir in der Versuchung fallen, besteht die Möglichkeit, wieder aufzustehen und zu Gott heimzukehren, und dann wird die Versuchung uns zum Segen. Vielleicht hätte nichts so sehr unseren Stolz zerschlagen und uns zu Gott hingewendet wie der Fall in einer Versuchung. Die Erschütterung über diesen Fall kann ins uns zur Quelle des Segens werden für die Zukunft.

Zweitens: Versuchungen, die wir überstanden haben, stärken unsere Kraft. Wie die Stürme die Bäume zwingen, sich fester in die Erde einzuwurzeln, so können auch die Versuchungen uns in unserer Tugend stärken. Unsere Tugenden werden auf diese Weise zu erprobten Tugenden. Es ist ein herrlicher Vorgang, wenn wir durch die Versuchungen in der Kraft gestärkt werden, wenn wir fester in Gott verwurzelt werden.

Und schließlich noch ein Drittes. Die Versuchungen vermehren unsere Seligkeit. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Sieg keine Krone. Wir sind gefirmt zu Streitern Christi. Wir sind Brüder der Bekenner und der Martyrer, und wir sollen deswegen nach ihrem Beispiel in den Versuchungen standhalten. Wir

sollen sie nicht fürchten, wir sollen sie natürlich auch nicht suchen, aber wir sollen uns, wenn sie über uns kommen, fest an das Kreuz klammern. Wir sollen das Kreuzzeichen machen, denn das ist das Siegeszeichen unseres Herrn, und wie einst Konstantin hörte: In diesem Zeichen wirst du siegen, so werden wir ebenfalls erfahren: Im Kreuzeszeichen werden wir die Versuchung bestehen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Von der Bosheit der schweren Sünde

24.12.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Mensch genügt sich nicht selbst. Er sucht sein Glück, seine Erfüllung außerhalb seiner, und er hat zwei Möglichkeiten. Entweder sucht und findet er sein Glück in Gott und in der gottgesetzten Ordnung oder er sucht, aber findet sein Glück nicht in einer gottabgewandten Haltung, in einem Geschöpf, das ihm Gott durch seine Gebote versagt hat. Es gibt den Weg des Heiles, und das ist der Weg der Gebote, und es gibt den Weg des Unheiles, das ist der Weg der Auflehnung gegen Gott. Die schwere Sünde ist die vollendete Abwendung von Gott und die vollendete verbotene Hinwendung zum Geschöpf. Sie führt zum Tode, und deswegen nennt man sie Todsünde. Sie tötet das übernatürliche Leben im Menschen. Die Todsünde geschieht, wenn der Mensch in einer wichtigen Sache mit voller Freiheit und voller Überlegung das von Gott Verbotene tut, sich gegen Gott entscheidet.

Die Bosheit der schweren Sünde liegt einmal darin begründet, dass sich das Geschöpf gegen den Schöpfer erhebt. Gott hat den Menschen mit seinen Fähigkeiten und Kräften geschaffen. Er hat ihm das hohe Gut der Freiheit geschenkt, und er will, dass diese Freiheit benutzt wird, um mit Sicherheit auf dem Weg der Gebote dem Heile zuzustreben. Der Sünder aber benutzt und missbraucht die Freiheit, um sich gegen Gott zu entscheiden. Nicht den Weg Gottes geht er, sondern den Weg der Hölle. Er benutzt seine Freiheit, Gottes Gesetz umzustoßen. Da stellt sich das Geschöpf gegen den Schöpfer.

Die weitere Bosheit der Sünde liegt darin, dass der Christ sich gegen seinen Erlöser entscheidet. Er wirft die Gotteskindschaft weg, die ihm Gott gegeben hat in der heiligen Taufe, die er bestärkt hat in der Firmung und die er immer wieder gekräftigt hat in der heiligen Eucharistie. Da empört sich der Knecht gegen den Herrn, das Kind gegen den Vater. Genau das ist das Wesen der Sünde. „Höre, Himmel, vernimm es, Erde, der Herr redet: Söhne habe ich großgezogen und erhöht, aber sie haben mich verachtet.“ So heißt es beim Propheten Isaias. Der Sünder macht Christi Erlösungswerk zunichte. Wozu ist er denn herabgestiegen vom Himmel? Wozu hat er denn im Futtertrog gelegen? Wozu ist er denn gewandert? Wozu ist er denn am Kreuze verblutet? Um uns zu erlösen. Wir aber machen in der Todsünde die Erlösertat Jesu zunichte. Wir schlagen das Christusbild, das in uns gebildet wurde, in Scherben. Wir machen es wie Judas: Wir verraten den Herrn um dreißig Silberlinge willen. Wir verfehlen uns auch gegen den Heiligen Geist, der das Tugendleben in uns aufgebaut hat, der uns immer wieder mit seinen Gaben beschenkt. Wie ein prasselnder Hagelschlag ist die Todsünde, wie eine Sturzflut, die das ganze Werk des Heiligen Geistes zunichte macht. Es ist etwas Furchtbares um die schwere Sünde!

Ihre Folgen sind verheerend. Wenn der Mensch eine Todsünde begangen hat, dann geht die ganze übernatürliche Herrlichkeit in ihm verloren. Das göttliche Leben hört auf; der Kontakt mit Gott ist zerbrochen. Der Mensch, der die Todsünde begeht, verhindert, dass das göttliche Leben weiter in ihn einströmt. Wir sind tote Glieder am Leibe Christi. Die Todsünde bringt uns um die Freundschaft Gottes und um die Einwohnung Gottes. Die Tugend der Gottesliebe, die Gottinnigkeit, die Freundschaft mit Gott hört auf; die Feindschaft gegen Gott beginnt.

Die Todsünde bringt auch Gewissensqualen. Gewiß versuchen Menschen, vielleicht viele Menschen, das Gewissen zum Schweigen zu bringen. Aber es gelingt nicht. In irgendeiner Stunde, bei irgendeiner Gelegenheit wird sich das Gewissen rühren und fragen: Was hast du getan!? Durch jede Todsünde wird außerdem die böse Begierlichkeit in uns gestärkt. Die Kräfte des Guten werden ge-



schwächt, und die Macht des Bösen wächst. Die Begierlichkeit, die in uns lauert, wird durch die Todsünde gewissermaßen genährt. Und so leicht wird sie dann zum Laster, also zur vollendeten Sündhaftigkeit, die den Menschen immer wieder in die Sünde treibt. O hätte ich doch nie die erste Sünde begangen!

Die Sünde bringt auch irdisches Unglück, nicht immer gleich, nicht sofort, nicht immer sichtbar, aber auf die Dauer bringt die Sünde auch irdisches Unglück. „Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst ist jeder ungeordnete Geist“, hat einmal der heilige Augustinus geschrieben. Du hast es befohlen, o Gott, und so ist es, dass seine Strafe sich selbst ist jeder ungeordnete Geist. Die nicht bereute Todsünde führt in die Hölle. Meine lieben Freunde, ich gehöre nicht zu denen, die das Evangelium abschwächen. Ich habe gelesen, dass der Herr x-mal und immer wieder von der Hölle und von der Gefahr der Hölle spricht, und ich werde nicht aufhören, auf diese Gefahr hinzuweisen. Wer in der Todsünde stirbt, dem ist die Hölle bestimmt.

Nicht alle Sünden sind Todsünden. Die Kirche hat mit Recht immer unterschieden zwischen der Todsünde und der lässlichen Sünde. Läßlich heißt nachlässig, leichter als die Todsünde. Freilich sagt der heilige Johannes: „Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“ Und wie viele sagen das: Ich habe keine Sünde? Meine lieben Freunde, wir haben gestern Nachmittag hier zu zweit im Beichtstuhl hier gegessen. 3500 Katholiken gibt es in Budenheim, und wie viele sind gekommen? Nicht ein einziger! Die drei, die zu mir gekommen sind, waren von auswärts. Das ist die Lage! Das ist der Aufbruch, von dem uns die Herren Bischöfe erzählen wollen. Der Aufbruch? Das ist der Zusammenbruch!

„Wenn wir sagen, wir haben keine Sünde, so betrügen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns“, schreibt der Apostel Johannes. Es gibt Todsünden, es gibt aber auch lässliche Sünden. Sie sind gewissermaßen die Zufahrtsstraße zur Todsünde. Die Todsünde hat ja immer drei Merkmale: eine wichtige Sache, klare Erkenntnis und freie Entscheidung. Wenn eines dieser Elemente fehlt, dann ist eine Todsünde nicht vorhanden. Deswegen müssen wir von lässlichen Sünden sprechen. Aber auch die lässliche Sünde beleidigt Gott. Auch sie ist eine Art Revolte gegen Gott, und sie muss, wenn sie nicht bereut wird, im Fegfeuer gebüßt werden.

Wir sprechen bei der lässlichen Sünde von der Wundsünde, und das ist richtig. Sie verwundet die Seele. Sie tötet nicht das göttliche Leben, aber sie verwundet die Seele. Sie ist eine Wunde, die das Wirken der Gnade in der Seele schwächt. Eine solche Seele wird kalt, und was das allerschlimmste ist, die lässliche Sünde führt zur Todsünde. Sie ist eine Wegbereiterin für die schwere Sünde. Die lässliche Sünde gewöhnt uns daran, zu Gott nein zu sagen, zunächst in kleinen Dingen, dann werden die kleinen Dinge immer größer, schließlich bringen wir auch in wichtigen Entscheidungen nicht mehr den Mut und die Kraft auf, uns für Gott zu entscheiden. Durch viele kleine Verstöße wird die Neigung, auch große Sünden zu begehen, gestärkt. Deswegen: Wer auf Gottes Bahn wandeln will, muss die lässliche Sünde, muss die freiwillige lässliche Sünde entschieden bekämpfen.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes ist die Schuld!“ So heißt es bei Friedrich Schiller. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes ist die Schuld! „Die Lust ist kurz, die Pein ist lang, so blitzschnell der Zeiten Gang. Die Sünde, die dir Lust verspricht, ist süßes Gift. O trau ihr nicht!“ So hat der Volksmund gedichtet. Und das ist wahr.

Meine lieben Freunde, in wenigen Stunden werden wir vor der Krippe knien und das Jesuskind anbeten. Wenn es keine Sünden gibt, wie so viele Menschen sagen, wenn sie keine Sünden haben, wie sie behaupten, ja wozu ist es denn dann herabgestiegen auf die Erde? Wozu ist er denn im Futtertrog gelegen? Ja, was will er denn bei uns, wenn er uns nicht von den Sünden befreien will? Warum hat er denn den Namen Erlöser? Machen wir ihn nicht zum Lügner, indem wir uns stolz hinstellen wie der Pharisäer und sagen: Ich habe keine Sünden, sondern klopfen wir an die Brust und sagen wir: Ich habe gesündigt durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine übergroße Schuld. Mein Jesus, mein Heiland, verzeih mir, vergib mir! Reiß mich heraus aus meinen Lasten und laß mich auf dem Weg deiner Gebote wandeln.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Heute ist euch der Heiland geboren

25.12.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Christgeburt Versammelt!

„Seht, ich verkünde euch eine große Freude. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ In diesem einen Satz ist der gesamte Inhalt des Weihnachtsfestes enthalten. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. Mehr kann man nicht sagen, und mehr braucht man nicht zu sagen. Im Alten Testament bezeichnet das Wort „Heiland“ Gott, Gott als den Retter Israels und auch der Heiden. Er führt die Heilszeit herauf, und deswegen ist er der Heiland. Auch im Neuen Testament wird Gott als Heiland bezeichnet. Wir haben eben im Briefe des Apostels Paulus an Titus gehört von „Gott, unserem Heiland“. Dieser Name Heiland – im Griechischen *soter* – wird nun von den Engeln, d.h. von Gott, denn die Engel sind seine Boten, dem Krippenkind gegeben. Dieses in der Krippe zu Bethlehem liegende Kind ist der Heiland. Das heißt, ihm wird der Gott zukommende Name beigelegt. Das kann nur geschehen, wenn er Gott gleich ist. „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren.“ Mit diesem Satze wird die Gottheit Christi bezeugt. Christus ist Gott, er ist der rettende Gott, er ist der menschengewordene Gott, er ist der Heiland der Welt.

Die Engel beharren darauf, Jesus den Namen Heiland zu geben, denn als Josef den Befehl bekommt, den Knaben „Jesus“ zu nennen, da ist wieder vom Heiland die Rede, denn Jesus heißt übersetzt „Gott heilt“, Gott rettet, Gott hilft. Jesus, der Jungfrauensohn, das Krippenkind ist der Heiland, weil er dazu bestimmt ist, das Volk aus Sünde und Not zu erlösen. Jetzt ist er da, jetzt hebt das Heilsgeschehen an.

Jesus hat sich zu diesem Namen und zu dieser Mission bekannt. Einmal sagte er seinen Jüngern: „Der Menschensohn ist gekommen, nicht, bedient zu werden, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben für die vielen.“ Das ist die Heilandsaufgabe. Ein andermal sagte er: „Der Menschensohn ist gekommen, zu retten, was verloren war.“ Das ist der Heilandsdienst. Und so ist er umhergewandert und hat gepredigt, hat Sünden vergeben und Dämonen vertrieben. In seinen Heilungen und in seinen Teufelsaustreibungen erweist er sich als der Heiland. Auch in seinem befreienden Umgang mit Zöllnern und Sündern wirkt er seinen Heilandsberuf aus. Und wenn er das Gnadenjahr Gottes ankündigt, dann ist er wieder als Heiland tätig. Jesus von Nazareth ist der Heiland.

Er ist der einzige Heiland. Es gibt keinen neben ihm. Er ist konkurrenzlos. Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem die Menschen selig werden können. Ich verstehe nicht, wie Bischöfe den Anschein erwecken können, man könne auch im Namen Mohammeds gerettet werden. Das ist Unfug! Jesus ist der universale Heiland. Er ist nicht ein Stammesgott oder ein Volksgott, er ist kein europäischer oder westlicher Gott, er ist der Heiland der Welt! Die Samaritaner haben das erkannt, als er bei ihnen weilte. „Wir haben selber gehört und wissen, dass dieser wahrhaftig der Heiland der Welt ist.“ Sein Heilandswirken ist mit seinem irdischen Leben nicht beendet, denn wir erwarten den Heiland vom Himmel. Wir erwarten seine Parusie, seine Wiederkunft, sein zweites Erscheinen, dann aber nicht in Niedrigkeit, sondern in Hoheit und in Herrlichkeit, dann, wenn er unseren armseligen Leib seinem Herrlichkeitsleib ähnlich machen wird.

Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. Das ist die zweite Aussage: Der in Bethlehem Geborene ist Christus. Christus ist die griechische oder die lateinische Übersetzung des hebräischen Wortes *Messias*. Also der da geboren wurde, ist der *Messias*. Er ist der eschatologische Heilmittler und Erfüller der alttestamentlichen Weissagungen. Jahrhunderte hin-

durch haben die Propheten ihn verkündet, Jahrhunderte lang hat das Volk auf ihn geharrt, und jedes jüdische Mädchen hoffte, dass es einmal den Messias gebären könnte. Jetzt ist er da. Er liegt in der Krippe, im Futtertrog der Tiere. Jesus ist nicht erst durch seine Erhöhung nach der Auferstehung zum Christus geworden, zum Messias; er war es von Anfang an. Er ist auch nicht durch die Himmelsstimme im Jordan, als er getauft wurde, zum Messias geworden; er war es von Anfang an. „Heute“ – nämlich Weihnachten – ist uns der Messias geboren.

Jesus hat sich vor seinem Leiden nie dem Volke mit dem offenen Bekenntnis vorgestellt: Ich bin der Messias. Warum hat er das nicht getan? Weil es Missverständnisse erweckt hätte oder ungläubige Ablehnung erfahren hätte. Denn die Messiaserwartung der Juden war verkommen, wie der Mensch immer ist. Sie erwarteten nicht Erlösung von den Sünden, sondern von der irdischen Not. Sie wollten befreit werden von der Besatzungsmacht, von den Römern. So haben sie sich das Messiasbild ausgestaltet, nicht wie Gott es wollte, sondern wie der menschliche, wie der irdische Sinn es sich zurechtgemacht hat. Dieses Messiasbild hat Jesus abgelehnt, und deswegen hat er niemals gesagt: Ich bin der Messias. Aber er hat sich so verhalten, wie der Messias sein musste, wenn er dem Bilde entsprechen sollte, das Gott von ihm hatte. Er hat sein messianisches Selbstbewusstsein unmißverständlich zum Ausdruck gebracht. Als der Täufer im Gefängnis ist und fragt, ob er der Kommende sei oder ob er auf einen anderen warten solle, da beantwortet er diese Frage mit Hinweis auf die Weissagungen im Buche des Propheten Isaias: „Geht hin und berichtet, was ihr beobachtete habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die Heilsbotschaft verkündet und wohl dem, der sich an mir nicht ärgert.“ Das ist sein messianisches Wirken. So mußte der Messias nach dem Bilde Gottes sein. Auch die Art, wie er in Jerusalem einzieht, verrät sein messianisches Bewusstsein, ist eine messianische Kundgebung. Er reitet ein, nicht auf einem Pferd, sondern auf einen Esel. Warum nicht? Das Pferd ist das Tier, das man im Kriege benutzt, der Esel ist das Tier, das man zur Arbeit verwendet. Er will kein kriegerischer Messias sein, er ist ein Messias anderer Art, ein Messias, der heilt und der rettet, aber nicht ein Messias, der in den Krieg zieht. Die Volksscharen haben das gewusst, indem sie riefen: „Hosanna dem Sohne Davids!“ Das ist wiederum messianisch zu verstehen, denn der Messias musste aus dem Geschlechte Davids stammen. Wenn sie also rufen: „Hosanna dem Sohne Davids“, dann bekennen sie seine Messianität. Auch andere haben es gewusst. Der Blinde von Jericho ruft: „Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Das heißt: Messias, sieh meine Not! Auch die Dämonen haben gewusst, dass er der Messias ist. „Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth. Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes.“ Wiederum ein messianisches Bekenntnis aus dem Munde von Dämonen. Der Messias, wie er von Gott gewollt und in Jesus erschienen ist, steht auf einer höheren Ebene, als die jüdische Erwartung es wollte. Er will nicht Israel von seinen politischen Feinden befreien, er will die ganze Menschheit aus ihren Sünden erretten.

Das entscheidende Zeugnis Jesu für seine Messianität aber geschah vor dem Hohen Rat. Da, in den letzten Stunden seines Lebens, fragte ihn der Hohepriester, ob er der Messias sei: „Bist du der Christus“, d.h. der Messias, „der Sohn des Hochgelobten?“ Und darauf ergeht die Antwort: „Ich bin es.“ Der Unglaube bezweifelt, dass Jesus dieses Bekenntnis abgelegt hat, aber dieser Zweifel ist unberechtigt, denn wir wissen es aus dem Munde des Pilatus, dass Jesus sich als den Messias bekannt hat. Die Befragung durch Pilatus, ob er der König der Juden sei, bestätigt sein Bekenntnis vor dem Hohen Rat.

Jesus offenbart sich den Juden als der Gottgesandte, indem er den Anbruch der Gottesherrschaft verkündet. „Wenn ich mit dem Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Das Reich Gottes ist da, denn der Messias, sein Herold und sein Verkünder, ist da. In ihm, in dem Messias ist das Reich Gottes gegenwärtig. Und er spricht mit Vollmacht. Er redet nicht wie die Schriftgelehrten, sondern er verkündigt Gottes Forderungen in endgültiger Gestalt. An einer Stelle heißt es: „Sie waren betroffen über seine Lehre, denn er lehrte sie wie einer, der Macht hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten.“ Er verlangt für seine Worte absolute Autorität. „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte werden nicht vergehen.“ Er ist größer als Salomon und als die alttestamentlichen Propheten. „Die Männer von Ninive werden am Gerichtstage gegen dieses Geschlecht aufstehen und es verdammen, denn sie haben auf die Predigt des Jonas“, des Propheten Jonas, „Buße getan. Aber hier ist mehr als Jonas. Die Königin des Südens wird am Gerichtstage gegen dieses Geschlecht auftreten und es verdammen, denn sie kam von den Ende der Erde (aus Arabien), um die

Weisheit Salomons zu hören. Aber hier ist mehr als Salomon.“ Mit seinem Erscheinen ist die Heilszeit angebrochen. Jetzt ist die Zeit der Entscheidung zum Heil oder zum Verderben. Wer ihm den Glauben verweigert, dem schleudert er sein „Wehe“ entgegen. „Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida, denn wenn zu Tyros und Sidon die Wunder geschehen wären, die in euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Doch ich sage euch: Tyros und Sidon wird er erträglicher gehen am Tage des Gerichtes als euch. Und du, Kapharnaum, bist du nicht bis zum Himmel erhoben worden? Du wirst bis in die Hölle hinabgestoßen werden, denn wenn zu Sodoma die Wunder geschehen wären, die in dir geschehen sind, sie ständen heute noch. Doch ich sage euch: Dem Lande Sodoma wird es am Tage des Gerichtes erträglicher gehen als dir.“ So spricht entweder ein Verrückter oder der auf Erden erschienene Gott.

Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. Das ist die dritte Aussage. Das im Futtertrog liegende Kind ist der Herr. Das griechische Wort heißt Kyrios, und es ist bezeichnend, dass dieses Kind als Kyrios, als Herr, bezeichnet wird, denn in der griechischen alttestamentlichen Bibel wird das Wort Kyrios (Herr) sechstausend Mal als Gottesname verwendet. Kyrios, Herr, ist der Gottesname. Der Ausdruck spricht die Herrschaft Gottes, die Erhabenheit Gottes, die Hoheit Gottes aus. Und dieser Gottesname wird nun dem Kind in Bethlehem beigelegt. Das heißt, das Krippenkind ist der auf Erden erschienene Herrgott. Als solcher hat er sich auch verhalten, denn an ihm und an dem Verhältnis zu ihm entscheidet sich das Schicksal eines jeden Menschen. „Wer sich meiner und meiner Worte vor diesem ehebrecherischen und sündhaften Geschlechte schämt, dessen wird auch der Menschensohn sich schämen, wenn er kommt mit den heiligen Engeln in der Herrlichkeit seines Vaters.“ Als Herrgott erwies er sich in seiner Macht über die Natur. Ein Seebeben von unten, ein Sturm von oben wühlte den See Genesareth auf, und die Jünger schrien vor Angst. Er schlief am Hinterdeck, und sie weckten ihn auf: „Herr, rette uns, wir gehen zugrunde!“ Da richtete er sich auf und sprach: „Schweige! Verstumme!“ Und es trat eine große Stille ein. Da sprachen die Menschen zueinander: „Was ist denn das für einer, dass ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ Er wandelt über den See, das Wasser, in dem jeder versinkt, trägt ihn. Dies Jünger schreien: „Das ist ein Gespenst!“ „O nein, seid getrost, ich bin es. Fürchtet euch nicht!“ Als Herrgott erwies er sich in seiner Macht über die Kranken. Er fragte den Aussätzigen, was er von ihm wolle. „O Herr, dass ich rein werde.“ „Ich will. Sei rein!“ Und der Mann ging hin und war befreit vom Aussatz. Zu dem Gelähmten sprach er: „Nimm dein Bett und geh nach Hause!“ Und er nahm sein Bett und ging nach Hause. Da gerieten alle außer sich und sprachen voll Furcht: „Unglaubliche Dinge haben wir heute gesehen.“ Als Herrgott erwies sich Jesus, indem der den Tod besiegte. Als er in das Haus des Jairus kam und hörte, dass das Mädchen gestorben sein, sagte er: „Es schläft nur.“ Da haben sie ihn ausgelacht. Sie lachten ihn aus! Er aber trat an das Lager, fasste das Kind bei der Hand und sprach: „Mädchen, steh auf!“ Und da kehrte der Geist zurück, und sie stand auf, und die Eltern waren außer sich.

Jesus selbst starb, weil er sterben musste. Aber er blieb nicht im Tode. Er erstand aus dem Grabe, und seitdem singen wir den Hymnus, der nie verstummen wird: „Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“ Er ward wieder lebendig; in veränderter Gestalt kam er ins Leben zurück, und vom Himmel her schickte er seinen Geist. Wahrhaftig, in ihm hat sich das zugetragen, was der Apostel Paulus im Philipperbrief in die unsterblichen Verse fasste: „Er war in Gottese Gestalt, aber er hat sein Gott-gleich-Sein nicht wie ein Beutestück festgehalten. Nein. Er entäußerte sich, nahm Knechtsgestalt an, wurde den Menschen gleich und im Äußeren erfunden als ein Mensch. Er erniedrigte sich und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum – darum! Wegen der Erniedrigung – hat ihn Gott auch erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, damit im Namen Jesu ein jedes Knie sich beuge im Himmel, auf der Erde und unter der Erde, und dass jede Zunge bekenne: Jesus Christus ist der Herr.“

Er ist der König der Könige, und er ist der Herr der Herren. Die Christen sind diejenigen, die Jesus als den Herrn der Herren anrufen. So werden sie in der Apostelgeschichte bezeichnet. Sie flehen um sein endliches Kommen in der Parusie, in der Wiederkunft. Maranatha – Komm, Herr Jesus. Ihnen schließen wir uns an, meine lieben Freunde. Noch feiern wir seine erste Ankunft in Niedrigkeit. Aber

durch die Engelsbotschaft wird sie uns als Epiphanie Gottes erklärt. Wir warten auf seine zweite Ankunft in Herrlichkeit.

Geheimer König, wenn dein Banner über der Erde flattert, dann kehren wir Verbannte heim. Wir kehren heim und bringen dir den Lobpreis deiner Größe dar. Du kommst, uns zur ewigen Hochzeit zu führen, wo wir trinken werden aus den Quellen lebendigen Wassers, wo unser Glaube zum Schauen wird. Wir werden dein Antlitz sehen und dürfen deinen Namen auf unserer Stirn tragen. Und du wirst unser Licht sein und unser Gott. Herr, schon weilst du in unserer Mitte, verborgen zwar, aber wir schauen den Saum des Gewandes deiner Herrlichkeit und rufen: „Komm, Herr Jesus, Maranatha!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Ehre Gottes und Anbetung des göttlichen Kindes

26.12.2006

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Zu Weihnachten knien wir an der Krippe. Da ist Jesus, unser Heiland, da sind Maria und Josef. Aber damit ist die Reihe der Personen, die an der Krippe stehen, nicht abgeschlossen. Es sind noch drei andere Kategorien, die zur Krippe gehören, nämlich erstens die Engel, zweitens die Hirten und drittens die Weisen. Engel sind die ersten an der Krippe Sie verkünden den Hirten eine große Freude: „Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“

Dass an der Krippe Engel auftreten, ist ein Zeichen dafür, dass Gott die Hand im Spiel hat; denn Engel sind seine Diener, Engel sind sein Hofstaat. Wenn Engel auftreten, ist immer Gott dabei. Engel sind überirdische Wesen; sie sind leibfreie Geister. Meine lieben Freunde, es bereitet vielleicht manchem eine gewisse Verlegenheit, an Engel zu glauben, eben weil man sie nicht sehen, nicht anfassen, nicht berühren kann. Aber Geister kann man eben nicht anfassen, Geister kann man nicht sehen, Geister sind unsichtbar – und doch wirklich. Diese leibfreien Geister heißen Engel, weil sie von Gott als Boten gesandt werden, denn das griechische Wort *angelos* bedeutet Bote. Man hat also zur Bezeichnung der Engel ihre Funktion gewählt, nämlich Botendienste zu leisten. Das wissen wir ja aus der Heiligen Schrift: Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft. Und nicht nur Maria wurde von Engeln besucht, auch Josef erhielt von Engeln die Weisung, das Kind zu nehmen und nach Ägypten zu fliehen. Er wurde auch von den Engeln belehrt, dass das, was in dem Leibe seiner Frau vor sich ging, vom Heiligen Geist gewirkt wurde.

Die Engel überragen die Menschen an Kraft des Verstandes und an Macht des Willens. Sie sind den Menschen weit überlegen. Sie sind fähig zur Erfassung des Daseins und zur analogen Erkenntnis Gottes. Sie besitzen eine besonders kraftvolle Konzentration des Willens, und sie besitzen auch Macht über Körperdinge, und zwar größere Macht als die Menschen. Die Engel sind schon bei ihrer Erschaffung mit Gnade beschenkt worden. Aber nicht alle Engel sind in der Gnade verblieben; es gibt den Engelsturz. Die größten Theologen der Kirche haben sich gefragt: Wie ist denn das möglich, dass Wesen von solcher Erhabenheit ihre gottgeschenkte Würde vergessen können und von Gott abfallen? Sie haben die Frage wie folgt beantwortet: Die Engel haben es nicht ertragen, dass das höchste Wesen, das sie anbeten sollten, ein Mensch ist, nämlich der Mensch und Gott Jesus Christus. Aus Neid auf diesen Herrn haben sie nach der Meinung dieser Theologen ihre himmlische Würde verspielt, sind gefallene Engel, sind Dämonen geworden. Es gibt zahllose Engel. Sie bilden die Heerscharen Gottes und repräsentieren die himmlische Welt. Sie haben Christus und seinen Jüngern gedient. Als Jesus in der Wüste versucht wurde und er die Versuchungen überstanden hatte, „da traten Engel zu ihm und dienten ihm“. Als er vor Angst zitternd und bebend auf den Knien am Ölberge lag, da trat ein Engel zu ihm und tröstete ihn.

Solche Engel erscheinen jetzt auf den Fluren von Bethlehem, und sie stimmen einen Gesang an, meine lieben Freunde, der nie mehr verstummen wird, nämlich: „Ehre Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden.“ Das ist es, worauf es ankommt. Wenn Gott die Ehre gegeben wird, da ist auch Friede unter den Menschen. Und wo Gott die Ehre versagt wird, da ist der Unfriede unter den Menschen. Die Ehre Gottes und den Frieden der Menschen reißt niemand auseinander.

Die Engel bringen ihre Botschaft den Hirten. Die alten Israeliten waren zum großen Teil Halbnomaden oder ganze Nomaden, die also mit ihren Herden umherzogen oder bodenständig waren, aber eben Tiere, Schafe, Ziegen besaßen, von denen sie sich nährten und die sie pflegten. In der Gegend

von Bethlehem sind diese Tiere nur in der Zeit von Ostern bis November auf den Feldern, denn später kommt die Regenzeit, und dann werden sie in Ställe oder in Höhlen verbracht. Das ist auch ein Hinweis darauf, dass das Weihnachtsgeschehen nicht am 25. Dezember sich abgespielt hat, wie wir es heute feiern, sondern zu einer anderen Zeit, die wir nicht wissen. Der 25. Dezember wurde gewählt, um das heidnische Fest der „unbesiegtten Sonne“ unschädlich zu machen. Die Heiden feierten am 25. Dezember den „sol invictus“, die unbesiegtte Sonne, weil jetzt die Tage wieder länger werden. Und um dieses Fest zu besiegen, hat die alte Kirche das Weihnachtsfest auf den 25. Dezember gelegt.

Die Hirten besaßen Unterkünfte. Wir sprechen von einem Stall, aber wahrscheinlich war es eine Höhle, eine Höhle, in eine Wand gegraben, und dort suchten sie ihre Tiere unterzubringen. In der Heiligen Schrift steht nichts von einem Ochsen und einem Esel, aber es ist durchaus wahrscheinlich, dass auch das eine oder andere Großvieh im Besitze der Hirten war. Hirten waren schlichte Menschen. Sie waren nicht gebildet, sie waren aber auch nicht verbildet. Sie waren Menschen, die sich viel in der Einsamkeit aufhalten und deswegen Zeit zum Nachdenken haben, Zeit auch zur Zwiesprache mit Gott. Hirten sollten deswegen die ersten sein, die die Nachricht empfangen, dass der Messias geboren wurde. Sie waren naturnahe Menschen und naturverbundene Menschen. Sie verstanden sich auf Krankheiten, denn sie mussten ja ihre Tiere, wenn sie sich verletzt hatten, heilen. Da kann ich Ihnen eine Geschichte aus meinem Leben erzählen. Als ich ein Knabe war, verletzte ich mich am rechten Fuß. Das Gelenk sprang aus der Pfanne. Was machte der Vater? Der Vater holte keinen Arzt, er holte einen Schäfer, und der Schäfer hat mit einem Ruck das verletzte Glied wieder eingerenkt. Die Schafe waren also bei Schäfern in guter Hand.

Hirten wird die Kunde gebracht, dass der Hirt Israels geboren ist; denn Jesus war bestimmt zum Hirten. Er sagt ja von sich selbst: „Ich bin der Gute Hirt.“ Und der gute Hirt ist dadurch gekennzeichnet, dass er sein Leben für seine Schafe gibt, während der Mietling flieht. Es passte also sehr gut, dass Hirten die ersten waren, welche die Botschaft von dem himmlischen Hirten vernahmen. In seinem Tode hat Jesus den messianischen Hirtentod aus dem Buche Zacharias gesehen: „Ich will den Hirten schlagen, und die Herde wird sich zerstreuen.“ Dieses Wort wendet der Herr auf sich an. Hirten sind die zweite Kategorie von Lebewesen, die sich an der Krippe einfinden.

Die dritte Gruppe sind die Weisen. Im griechischen Testament werden sie die „magoi“ genannt, Magier. Darunter hat man studierte Männer zu verstehen, die sich auf Astronomie und Astrologie verstanden. Astronomie und Astrologie waren jahrhundertlang verbunden. Noch Kepler, der große Naturwissenschaftler, hat nicht nur Astronomie betrieben, sondern auch Astrologie. Die Weisen haben also die Sterne gedeutet. Wie gelangen sie jetzt nach Bethlehem? Sie kommen aus Arabien oder aus Persien, genau wissen wir es nicht, jedenfalls vom Osten, weil sie einen Stern gesehen haben, und dieser Stern zeigt ihnen an, dass etwas Besonderes geschehen ist. Sie kannten die Weissagungen, dass einmal dem Judenlande ein Helfer und Erlöser geboren werden würde. Und eine ähnliche Vorstellung gab es auch in Persien, dass ein Helfer den Kampf zwischen Gut und Böse führen wird. Sie vermengten jetzt diese beiden Vorstellungen und kamen, geführt vom Stern, nach Bethlehem. Dahin verwies sie nämlich der Herodes. Und sie sahen, dass der Stern sie auf ein Haus verwies und dort stehen blieb. Und dort fanden sie das Kind mit seiner Mutter.

Achten Sie bitte darauf, meine Freunde, dass die Magier zu einem Hause kamen. Wenn wir die Weisen an die Krippe stellen, ist das geschichtlich nicht richtig, denn die heilige Familie war längst aus der Notunterkunft in eine Haus (oikos griechisch) gezogen. Das muss also schon eine geraume Zeit nach der Geburt gewesen sein. Warum ließ denn Herodes alle Kinder bis zu zwei Jahren töten? Ja, weil er eben annahm, dass das Kind schon vor längerer Zeit, nicht eben jetzt, geboren war. Also sie kamen in ein Haus, und das muss schon etwa 1 Jahr – so nehmen wir an – nach der Geburt Jesu gewesen sein. Dass es drei Männer waren, steht nicht in der Heiligen Schrift. Aber wir erschließen es aus den drei Gaben Weihrauch, Gold und Myrrhe. Jeder brachte eine, so nehmen wir an, und so kann es durchaus zutreffen, dass es drei Weise gewesen sind. Es steht auch nicht in der Heiligen Schrift, dass es Könige waren. Das ist vielleicht aus den Psalmen herausgelesen worden. Im Psalm 2 heißt es nämlich: „Alle Könige werden ihm huldigen.“ Und im Psalm 60: „Alle kommen von Saba, bringen Weihrauch und Gold.“ Es kann sein, dass also aufgrund dieser Weissagungen die Magier von der Überlieferung zu Königen gemacht wurden. Noch heute erinnern Namen von Gasthäusern an den Besuch der

Weisen. Es gibt Gasthäuser, die heißen „Drei Könige“ oder „Mohr“ oder „Stern“ oder „Krone“. Alle diese Namen erinnern an das Erscheinen der Magier an der Krippe. Wir pflegen die Magier mit den Namen Kaspar, Melchior und Balthasar zu belegen. Aber diese Namen sind nicht biblisch. In der Bibel fehlen sie. Wir kennen sie erst aus dem 9. Jahrhundert. Wie immer es um diese Dinge stehen mag, eines ist sicher, nämlich dass Weise aus dem Morgenlande gekommen sind, um den König, den neugeborenen König der Juden anzubeten.

Drei Kategorien von Lebewesen, meine lieben Freunde, finden sich an der Krippe ein, Engel denen es von Gott gegeben ist, in leiblicher Gestalt zu erscheinen und mit menschlicher Stimme zu sprechen. Jawohl, das hat Gott mehrfach bewiesen. Denken Sie an die Auferstehungsszene, wo Jünglinge in weißen Gewändern den Frauen künden: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden.“ Das waren Engel. Gott hat die Macht, sie erscheinen zu lassen wie Menschen oder als Menschen und mit menschlicher Sprache zu reden. Die zweite Kategorie sind Hirten, schlichte, unverbildete Männer mit einem Herzen voll Reinheit und voll Sehnsucht. Sie werden mit der Botschaft beschenkt, dass der Hirte Israels jetzt erschienen ist. Und schließlich kommen auch gebildete Männer zur Krippe, Weise aus dem Morgenlande, Männer mit astronomischen und astrologischen Kenntnissen. „Wir sind gekommen, ich anzubeten.“

Das wollen wir nachahmen. Wir wollen es ihnen nicht nur nachsprechen, wir wollen es ihnen auch nachtun. Wir wollen an der Krippe knien und sagen: „Wir sind gekommen, ihn anzubeten, ihn, den König, den König auch unserer Herzen, den König auch unserer Zeit, den König der Zukunft.“

Amen.



Prof. Dr. Georg May

## Das Spiel des Lebens

01.01.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Man kann das Leben des einzelnen Menschen mit einem gewissen Recht als ein Spiel bezeichnen, bei dem viele Unbekannte im Spiele sind. So wie wir beim „Mensch-ärgere-dich-nicht“ nicht wissen, wie der Würfel fällt, so ist es auch im Einzelleben, so ist es auch im Völkerleben. Auch das Völkerleben, auch das Menschheitsleben kann man in gewisser Hinsicht als ein Spiel ansehen, und man spricht nicht umsonst vom „großen Welttheater“. Das große Welttheater ist die Geschichte der Menschheit, wo drei geschichtsbildende Kräfte sind, Gott, der Satan und der Mensch.

Der Herr dieses Theaters ist Gott. Er lenkt als Regisseur und als Intendant zugleich die Fäden dieses Spiels. Er misst einem jeden die Rolle zu, im Himmel, auf der Erde und unter der Erde. Die Bühne ist groß, zahlreich sind die Darsteller, die auf dieser Bühne agieren. Ein ungeheueres Drama rollt vor unseren Augen ab. Wir wissen nicht, welche Rolle wir in diesem Spiel haben werden; Gott gibt seine Geheimnisse nichts preis. Er lässt uns nicht in sein Programmheft schauen. Nur soviel hat uns der Herr geoffenbart, dass dieses Spiel keine Komödie ist. Es mag vieles an Irrungen und Wirrungen, an komischen und merkwürdigen Dingen passieren, aber eine Komödie ist es deswegen noch lange nicht. Es ist aber auch keine Tragödie, so tragisch manche Vorfälle und manche Auftritte sein mögen. Es ist deswegen keine Tragödie, weil das Spiel nach Gottes Willen gut ausgeht. Es gibt bei uns kein Ende, es gibt nur einen Rollenwechsel. „Deinen Gläubigen wird das Leben nicht genommen, sondern nur vertauscht.“

Es ist ein Schauspiel von großartiger Schauerlichkeit. Wir, die wir auf der Bühne oder hinter den Kulissen dabei sind, wir haben keine Kenntnis der Rolle, die wir dabei spielen werden, ob wir Türschließer, Kartenverkäufer, Statist, Beleuchter oder Bühnenheld sein sollen. Nach seinem Willen sind wir aber freie Mitspieler, keine Marionetten, wo einer zieht und die anderen mit den Gliedern wackeln. Nein, wir sind freie Mitspieler, d.h. wir haben Verantwortung, und diese Verantwortung kann uns niemand abnehmen, so sehr der Mensch aus der Verantwortung flieht. Die Menschen tragen nicht gern Verantwortung, sondern sie wollen sich möglichst entlastet sehen und die Last der Verantwortung auf andere Schultern legen. Aber nein, das hat Gott uns nicht erlassen in diesem Spiel, die Rolle zu übernehmen, die er uns zumisst, und auch die Spielregeln zu beachten, die es bei diesem Spiel zu beachten gibt. Es sind ihrer vier.

Erstens: Nur nicht neugierig sein! Wir wissen, dass alle Hellseher, Tischrücker, Sterndeuter, Bleigießer uns nicht sagen können, was uns in diesem neuen Jahre erwartet. Wir wissen nicht, wo, wann und wie unser Auftritt sein wird und wann wir von der Bühne abtreten müssen. Das alles ist uns verborgen. Wir haben nur jeweils in Geduld zu warten, wenn Gott uns das Stichwort gibt, auf das hin wir die Bühne betreten oder von der Bühne abtreten müssen. Gott verbirgt die Zukunft vor unseren Augen. Die Menschen haben immer und immer wieder versucht, den Schleier von der Zukunft zu heben. Im alten Rom schlachtete man Tiere, und aus den Eingeweiden – aus den Eingeweiden! – suchte man zu lesen, wie ein bestimmtes Schicksal, das Schicksal des einzelnen oder das Schicksal des Volkes oder das Schicksal des Feldzuges ausgehen würde. Das sind lächerliche Versuche, Gott in die Karten zu schauen. In Delphi in Griechenland gab es ein Orakel. Da saß die Pythia auf einem Dreistuhl, und Rauch stieg auf, und sie hat auf Fragen Antworten gegeben, und die sollten angeblich die Zukunft enthüllen. Aber die Antworten waren zweideutig, und so blieb doch das Rätsel bestehen. Eines Tages machte sich der König Krösus von Lydien auf, um die Pythia zu befragen. Er hatte vor, einen Feldzug

zu führen gegen Persien. Was gab ihm die Pythia zur Antwort? „Wenn Krösus den Grenzfluß, den Hales, überschreitet, wird er ein großes Reich zerstören.“ Krösus war beglückt. Er glaubte natürlich, er werde das Reich der Perser zerstören. Aber es war sein eigenes. Er hat sein eigenes Reich zerstört. Er wurde abgesetzt und hat die Herrschaft verloren. Nein, meine lieben Freunde, erstes Prinzip, erste Spielregel in diesem großen Welttheater: Nur nicht neugierig sein.

Die zweite Spielregel: Nur keine Starmanieren! Niemand soll sich einbilden, dass er es ist, der immer und überall die Hauptrolle spielt. Gott allein verteilt die Rollen, und wir haben uns in seine Verteilung zu fügen. Wir wissen, dass er die Stolzen demütigt und die Demütigen aufrichtet. Die Demütigen liebt und tröstet er, aber die Stolzen stürzt er vom Throne. Deswegen, meine lieben Freunde, in diesem Spiel sich nicht allzu wichtig nehmen. Wir sind – mit einem Bilde, kleine Rädchen – in einem großen Uhrwerk, freilich nach Gottes Willen auch unentbehrliche Rädchen, denn ein jeder von uns hat seine Funktion nach Gottes Willen. Aber wie gewichtig sie ist, welche Wirkungen sie hat, das ist unseren Augen verborgen. Wir sollen beten, dass wir wirken nach Gottes Willen, aber wir sollen nicht etwa meinen, dass wir als Stars über diese Bühne gehen dürfen.

Die dritte Regel lautet: Nur kein allzu großes Lampenfieber! Selbstverständlich kann man besorgt sein. Ich meine, man muss besorgt sein. Zu viel in unserer Welt, in diesem großen Welttheater, liegt im argen. Was immer wir bedenken, ob es die Politik ist oder ob es die Natur ist, ob es unser Einzelleben ist, wir können nicht ohne Besorgnis sein. Aber die Besorgnis darf nicht zu schlotternder Angst werden. „Sorg’, aber Sorge nicht zu viel; es kommt doch, wie Gott es haben will.“ Also nicht mit Lampenfieber auf die Bühne gehen. Wir wissen, dass wir eine Hoffnung haben, dass Gott uns befohlen hat, zu hoffen, und dass wir ihn kränken, wenn wir die Hoffnung aufgeben. Die Hoffnung darf keine Vermessenheit sein, aber sie darf ein wahrhaftiges Vertrauen auf Gottes Allmacht und Barmherzigkeit sein.

*„Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl,  
das macht die Seele stillt und friedenvoll.  
Ist doch umsonst, dass ich mich sorg’ und müß’,  
dass ängstlich schlägt mein Herz, ob spät, ob früh.  
Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt die Zeit,  
dein Plan ist fertig und liegt stets bereit.  
Ich preise dich für deine Liebesmacht,  
ich preis’ die Gnade, die mir Heil gebracht.  
Du weißt, woher der Sturm so wütend weht,  
und du gebietest ihm, kommst nie zu spät.  
Drum ward ich still, dein Wort ist ohne Trug,  
du weißt den Weg für mich, das ist genug.“*

Dieses schöne Gebet, meine lieben Freunde, stammt von einem evangelischen Mädchen, das im Jahre 1918 in Riga im Gefängnis gesessen hat und von den Bolschewisten ermordet wurde. In dieser Lage hat dieses Mädchen dieses herrliche Gebet verfasst.

Und schließlich noch eine vierte Spielregel, nämlich: Das Spiel muss ernst genommen werden. Es ist vielleicht die schlimmste Schwäche der nachkonziliaren Kirche, dass die Religion, dass Gott, dass unser Schicksal von vielen Menschen nicht mehr ernst genommen wird. Denken Sie an das unterschiedslose Kommunizieren! Ißt und trinkt man sich nicht mehr das Gericht, wenn man unwürdig kommuniziert? Steht das nicht mehr in den Paulusbriefen? Denken Sie auch an die Heilshoffnung. Jawohl, wir hoffen auf das Heil, wir flehen um das Heil, wir sehnen uns nach dem Heil, nach dem endlichen Heile, nämlich nach der Seligkeit des Himmels. Aber es ist nicht die Meinung verbreitet, wie der Fastnachtsschlager will: „Alle, alle kommen wir in den Himmel“. So ist es nicht. Nicht umsonst hat der regierende Papst Benedikt XVI. angeordnet, dass künftig nicht mehr bei der heiligen Wandlung gesprochen wird: „Für euch und für alle“, denn das ist falsch. Es heißt im biblischen Text: „Für euch und für viele.“ Das Erlösungswerk Christi ist ausreichend für alle, aber wieviele es erreichen, das

ist uns verborgen. Deswegen muss Ernst, heiliger Ernst in uns sein und in unser Leben einziehen in diesem Jahre 2007.

Erinnern wir uns an die mahnenden Worte in dem Buche von der Nachfolge Christi: „Siehe, du kannst nun einmal nicht doppelte Freude haben: hier auf Erden dich ergötzen und drüben mit Christus herrschen.“ Wie wunderbar! Wie richtig! Wie mahnend! Wie eindringlich. Du kannst nun einmal nicht doppelte Freude haben: hier auf Erden dich ergötzen und drüben mit Christus herrschen. Es ist also Zeit, Ernst mit unserem Leben, mit unserer Zeit, mit unserem Geld, mit unseren Kräften zu machen. Es ist Zeit, Ernst zu machen im Dienste Gottes. Und das neue Jahr soll uns nicht als alte Menschen antreffen, sondern als neue Menschen, die in der Kraft des Glaubens und in der sieghaften Hoffnung das Leben bewältigen.

Führe, du mildes Licht, im Dunkel, das mich umgibt, führe du mich hinan. Die Nacht ist finster, und ich bin fern der Heimat, führe du mich hinan. Leite du meinen Fuß, sehe ich auch nicht weiter, wenn ich nur sehe jeden Schritt. Einst wollt ich selbst wählen, ja setzte mir stolz das eigene Ziel. Aber jetzt laß es vergessen sein. Du hast mich so lang geführt über sumpfiges Moor, über lauernde Klippen. Ich habe die Engel längst geliebt, nur vergessen für kurze Zeit. Sie sollen mich führen zu deinem heiligen Berg und mich leiten in dein Zelt. Dort will ich dir danken für deine Erbarmungen, mein Herr und mein Gott!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

## Die Herrlichkeit Gottes in der Welt

06.01.2007

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Erscheinung unseres Herrn Versammelt!

„Erhebe dich, werde Licht!“ So haben wir soeben in der Epistel der heilige Messe gehört. „Die Herrlichkeit des Herrn ging strahlend auf über dir.“ Der Sinn dieses Festes Epiphanie, Erscheinung, Ankunft, Einzug ist darin gelegen, dass Gott in seiner Herrlichkeit sichtbar wird im Menschen Jesus Christus. Das Fest birgt drei Ereignisse des Lebens Jesu in sich. Erstens das Erscheinen der Magier aus dem Morgenlande, zweitens die Taufe Jesu im Jordan und drittens die Verwandlung von Wasser in Wein bei der Hochzeit von Kana.

Die Fülle der Geheimnisse dieses Festes ist so groß, dass wir unsere Aufmerksamkeit gewöhnlich immer nur auf eines richten können, und im Volksbrauch – und das ist ja nicht falsch – stehen eben die Weisen aus dem Morgenlande, die Heiligen Drei Könige, im Vordergrund der Betrachtung, denn wir haben sie jetzt an die Krippe gestellt, weil sie eben zur Krippe gehören, auch wenn sie, wie ich vor wenigen Tagen erklärt habe, erst geraume Zeit nach dem Krippenereignis erschienen sind; denn der Herr befand sich damals schon in einem Hause, nicht mehr in dem Stalle oder in der Höhle, wo er geboren war.

Christsein heißt leben in der Herrlichkeit Gottes, in der Herrlichkeit Gottes, die schon anwesend ist in seiner Kirche, denn was uns in der Epistel vorgetragen wird, das geht auf die Kirche. Die Herrlichkeit Gottes ist anwesend in seiner Kirche, verborgen zwar, aber wirklich. Die mittelalterliche Theologie hat den schönen Satz formuliert: „Die Gnade ist der Anfang der Glorie.“ Was uns also auf Erden an Gnade, an himmlischer Huld und an ontologischer Verwandlung zuteil wird, das ist ein Vorwurf dessen, was im Himmel an uns geschehen soll, wenn wir verwandelt werden an Leib und Seele und den Herrn mit unverhülltem Angesicht schauen dürfen.

Wir müssten freilich dazu kommen, dass wir auch schon unser irdisches Leben im Glanze seiner Herrlichkeit sehen, dass wir so wandeln, wie es Menschen geziemt, denen die Herrlichkeit des Herrn erschienen ist, dass unser Glaube, also nicht nur, was er ist und was er bleiben muss, dass unser Glaube nicht nur Fürwahrhalten ist, sondern das Aufleuchten des Gotteslichtes in unserem Herzen, dass die Liebe nicht nur ein instinktives Mitleid mit der gefallenen Kreatur ist, sondern dass die Liebe wahrhaftig eine Herrlichkeit Gottes in uns ist, eine Gotteskraft durch den Geist Jesu Christi. Und dass auch unsere Opfer nicht nur aus psychologischen oder hygienischen Gründen gebracht werden, sondern weil sie Ausdruck der Weltferne sind, die der von der Gnade Erleuchtete immer in sich tragen muss, wenn er diesem Glanze gerecht werden will.

Gebet ist dann auch nicht nur eine Erinnerung an den weltenfernen Gott, sondern ein Ruf des Geistes in unserem Herzen. Arbeit ist dann nicht bloß Fluch oder Heil, nein, sondern Arbeit ist Beginn der Heimholung der Schöpfung. Krankheit ist nicht ein biologischer Prozeß nur, sondern Kraft in der Schwäche. Und Tod ist nicht nur ein unvermeidliches Ereignis, sondern das Tor zur Vollendung. Was könnte ein Christenleben sein, meine Freunde, wenn es in der Herrlichkeit Gottes gelebt würde!

Erscheinung des Herrn ist nicht eine Vision, sondern ist ein wirkliches Ereignis, der Einzug des Königs in seine Stadt, die leibhaftige Ankunft unseres Herrn. Diese erleuchtete Stadt mitten im Dunkel der Zeit, das ist unsere Kirche. Die Kirche ist wahrhaftig ein Abglanz des Vaters, ein Abglanz der Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, der Weg, die Wahrheit und das Leben. In der Kirche ist wahrhaftig die Gnade und die Wahrheit Gottes anwesend. Deswegen ist Epiphanie auch ein Fest der

Kirche, nicht nur ein Fest der Herrlichkeit des Heilandes, die uns erschienen ist, sondern auch ein Fest der Kirche. Was Isaias in der Lesung, die wir gehört haben, vorträgt, geht freilich über die Kirche der Gegenwart hinaus zur Kirche der Zukunft, nämlich zu der Kirche, die sein wird, wenn einmal Gott alles in allem ist, wenn sich das neue Jerusalem auf die Erde herabgesenkt hat. Wir gehen ja einer Zeit oder einem Ereignis entgegen, wo die Erde verwandelt wird, wo es einen neuen Himmel und eine neue Erde geben wird. Und eben diese Welt zeigt uns Isaias in seinen Prophezeiungen, die in der heutigen Epistel uns vorgetragen werden. Gottes Herrlichkeit in der neuen Stadt ist schon wirklich gegenwärtig. Aber auch wenn sie verborgen ist, kann an ihrer Existenz nicht gerüttelt werden. Wir sind Bürger des Gottesreiches, wir sind das priesterliche Volk, wir sind seine Stellvertreter für die ganze Menschheit. Wir tragen das Licht und die Wahrheit Gottes in uns und in die Welt hinein. Wir sind die Spitzengruppe der großen Heimkehr zu Gott.

Der Herr hat uns aufgefordert, Licht der Welt zu sein. Es soll also aus uns etwas strahlen. Wir sollen Menschen sein, die nicht Finsternis und Dunkel verbreiten, sondern um die es hell wird, weil in ihnen etwas von der Flamme der Gottesliebe entzündet wurde, die der Herr in die Welt gebracht hat. Seine Herrlichkeit muss in uns leuchten, nicht durch trübe Fenster, sondern durch wahrhaft glänzende, hellgemachte Scheiben unseres Herzens.

Die Herrlichkeit des Herrn ist aufgegangen über uns. Wir können uns nur in dieser Welt behaupten, wenn wir in der Herrlichkeit Gottes leben. Denn um uns ist Dunkel, um uns ist Finsternis, um uns ist Chaos, um uns ist Anarchie. Aber wir sollen in einem Leben das irdische Dasein verbringen, in dem die Herrlichkeit Gottes sichtbar geworden ist. Die Kirche ist nie ein Zufluchtsort, in dem sich der Herr verbirgt. Nein, die Kirche ist der Weg, auf dem uns der Herr in seine Herrlichkeit führen will.

Amen.